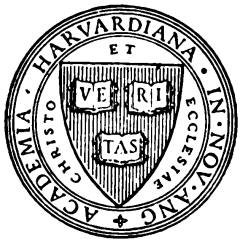
WIDENER
HN YMU6 3

P Germ 250.1.2

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER
OF BOSTON
Widow of Col. James Warren Sever
(Class of 1817)

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.

Band XXXIX.

Oktober 1919 — September 1920.

Neue Folge.

Druck und Verlag von
Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die Frau und der Sozialismus. Von Dr. Ernst Breit 1

Der Zionismus und die Zukunft des Heiligen Landes. Mit einem Anhang über die deutschen Ansiedlungen in Palästina. Von Professor Dr. Kl. Löffler 21

Zum Schulkompromiß von 1919. Von Theodor Rüther 45

Alkoholismus, Tuberkulose u. Geschlechtskrankheiten. Ein Beitrag zum Kampfe gegen die drei schlimmsten Volksseuchen. Von Dr. med. H. Moser 65

Sozialismus, Christentum und Kirche. Von Dr. E. Breit 93

Zur Psychologie des Krieges. Zeitgemäße Gedanken am Ende des Weltkrieges. Von Dr. J. Gotthardt 117

Diaspora und Bonifatiusverein. Von Desiderius Breitenstein, O. F. M. 145

Katholische Lebenswerte in moderner Beleuchtung. Zeitgemäße Lebens-, Erziehungs- und Literaturfragen. Von Dr. J. Gotthardt 177

Hilfsdienst in der Pfarr-Seelsorge. Ein Mittel zur Gewinnung der Abseitsstehenden. Von Rechtsanwalt Schmitz-Proenen 221

Eduard Hlatky. Ein Lebensbild. Von Alois Pichler, C. Ss. R. 257

Die christliche Schule in und nach dem Kriege. Von Dr. J. Gotthardt 293

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund
P Germ 250.1

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.
Herausgegeben von Dr. Ernst Breit.
Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 7.20, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Die Frau und der Sozialismus

Von

Dr. Ernst Breit (Hamm)

Oktober 1919 XXXIX. Band 1. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

Das beste Buch der Jetztzeit zur Verteidigung der katholischen Religion.

Ausgezeichnet durch ein Breve Papst Leo XIII. und approbiert durch Kardinal Langenieux, Erzbischof von Reims:

Christliche Apologetik

Von Monsignore E. Cauly, Apostolischer Protonotar und Generalvikar.

Preis bei portofreier Zusendung Mark 4.70.

Nach der achten Auflage des Französischen übertragen von Alexandrine Freiin von Landsberg-Velen.

Aus dem Vorwort:

Im allgemeinen läßt man dem Christentum noch die Gerechtigkeit widerfahren, daß man es als die vollkommenste Religion anerkennt, welche jemals auf Erden existierte. Seine Lehren über Gott, über die menschliche Seele, über das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer sind in der Tat unendlich erhabener als alles, was die heidnische Weisheit ersinnen und lehren konnte. Allgemein wird die Sittenlehre des Christentums als die reinste anerkannt, und man gibt zu, daß die Welt ein wunderbares Schauspiel von Eintracht, Unschuld und Tugend bieten würde, wenn alle Menschen sie getreu befolgten.

In unseren Tagen finden wir neben aufrichtiger, ehrlicher Bewunderung eine neue Art des Widerspruchs. Es ist nicht mehr ein einzelner Punkt, über den man streitet, wie in den Zeiten der alten Irrlehren, selbst der Grundsatz der kirchlichen Autorität ist es nicht mehr, was man angreift, wie zur Zeit des Protestantismus; der Feind von heute ist vielmehr der Menschengeist selbst, welcher stolz auf seine Fortschritte und Entdeckungen jetzt alles selbst beurteilen und seiner eigenen Beurteilung unterwerfen will.

Die erste Folge dessen ist die Leugnung aller Geheimnisse des Christentums unter dem Gesichtspunkt, daß sie dem Lichte des Verstandes widersprechen, welches Gott selbst uns gegeben hat.

Man stellt ferner den gebildeten Kreisen die Unveränderlichkeit der alten Glaubenssätze inmitten des modernen wissenschaftlichen Fortschritts als ein Zeichen eines nahen Verfalles dar.

Gegenüber dem Vorgehen unserer Zeit scheint es nicht mehr ausreichend, bloß die göttliche Wahrheit des Christentums und der katholischen Kirche positiv zu beweisen, sondern es ist auch eine Zurückweisung der Angriffe dringend erforderlich. Das ist die Aufgabe der christlichen Apologetik unserer Zeit.

Breer & Thiemann, Verlagsbuchhandlung,

Hamm (Westf.).

Die Frau und der Sozialismus.

Von Dr. Ernst Breit (Hamm).

Kurze Einleitung.

In musterhafter, ja großartiger Weise haben die katholischen Frauen in das moderne politische Leben sich eingeführt. Ihrer Wachsamkeit, ihrem Arbeitsgeist, ihrer opferwilligen Treue, ihrer flammenden Begeisterung für die höchsten Ideale der Menschheit haben wir es wohl an erster Stelle zu verdanken, daß die sozialistische Sturmflut nicht alles fortgerissen, was uns lieb und heilig war. Eine starke, christliche Partei zieht wie ein schützender Damm diesen brandenden Wogen die Grenze, und Frauenhände haben Stein für Stein zusammengetragen, um diesen Damm zu bauen! Diese vaterländische und religiöse Tat ist um so höher zu bewerten, als der Sozialismus an Mühe und Ueberredungskunst es wahrhaftig nicht hat fehlen lassen, um die Frauen zu gewinnen. Mit blendenden Schlagworten, mit glänzenden Versprechungen und farbenprächtig ausgemalten Zukunftsbildern suchte er damals und sucht er heute noch Anhängerinnen und Mitarbeiterinnen zu werben. Daß diese Agitation bei weitem nicht immer erfolglos bleibt, wissen wir alle, darum ist es notwendig, einmal klar und gründlich darüber nachzudenken, was der Sozialismus unseren Frauen zu sagen und zu bieten hat.

Bebel sagt: „Der Sozialismus ist die auf alle Gebiete des menschlichen Lebens angewandte Wissenschaft." Das heißt mit anderen Worten: „Aus der wissenschaftlichen Grundlage, die Marx und Engels unserer Partei gegeben haben, leiten wir Sozialdemokraten unsere Stellungnahme zu allen Spezialfragen des gesellschaftlichen Lebens folgerichtig ab. Also wird auch die Lösung der Frauenfrage, wie der Sozialismus sie geben will, aus dem Grundgedanken dieses Systems leicht sich entwickeln lassen."

I. Die wissenschaftlichen Grundlagen des modernen Sozialismus.

Worin besteht nun diese geistige Grundlage des Sozialismus? Sie besteht, kurz gesagt, in einer Anwendung des philosophischen Materialismus auf die Weltgeschichte. Dieser bewegt sich in folgenden Gedanken:

Es gibt keinen Gott und keine unsterbliche Seele. Die Welt ist entstanden aus einer unendlichen Zahl von Atomen, die in steter Bewegung sind. Diese Atome fügen sich zu Körpern zusammen und trennen sich wieder. Dadurch wird das Entstehen und Vergehen, das Werden und Welken, das Leben und Sterben bewirkt. Nun bilden die Atome teils tote, starre, leblose Körper, teils aber auch solche, die Leben und Entwicklungsfähigkeit in sich

haben, also Pflanzen und Tiere. Diese letzteren Arten nennt man Organismen. Sämtliche Organismen haben sich im Laufe der Jahrtausende aus niederen Formen zu höheren entwickelt. Aus den Pflanzen ist das Tier entstanden, aus den Tieren der Mensch. Er ist also kein Gotteskind, kein vernunftbegabtes höheres Wesen, sondern ein höher entwickeltes Tier. Mit dem Tode ist für ihn alles aus. Er hat keinen Geist im Sinne der Religion, er wird ganz beherrscht von den tierischen Trieben der Selbsterhaltung und Fortpflanzung. Diese Triebe soll er ausleben; die Abtötung ist unvernünftig und die Keuschheit im christlichen Sinne ein widernatürlicher Unsinn. Eine Religion, welche die Keuschheit verlangt, ist also nach materialistischer Auffassung ein Verbrechen gegen die Menschheit, ein Hemmnis der Kultur.

Aus diesem philosophischen Materialismus wächst nun der historische folgerichtig hervor. Ist nämlich der Mensch nur ein Tier unter Tieren, ist er ganz beherrscht von den Trieben der Selbsterhaltung und Fortpflanzung, dann sind diese beiden Kräfte die Grundtriebe alles menschlichen Handelns und darum die Grundlagen der gesamten Weltgeschichte. Das Materielle, nicht das Geistige, hat also den maßgebenden Einfluß auf die politische, soziale und kulturelle Entwicklung der Menschheit. Gedanken und Ideen, Wissenschaft und Kunst können nichts anderes sein als Widerspiegelungen der durch den jeweiligen Stand der materiellen Lebensfragen geschaffenen Verhältnisse, denn der Geist ist ja keine freie, in seiner Existenz vom Körper unabhängige, weltgestaltende und weltüberwindende Macht, sondern nur ein Produkt der Materie. Wörtlich sagt Engels, einer der Begründer des modernen Sozialismus, Karl Marx, habe bewiesen:

„daß die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel und damit die jeweilige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder Zeitalters die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtung, die Rechtsanschauung, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben, und aus der sie daher auch erklärt werden müssen — nicht, wie bisher geschehen, umgekehrt."

Derselbe Engels sagt in seinem Buche: „Entwicklung des Sozialismus", S. 27:

„Die materialistische Anschauung der Geschichte geht von dem Satze aus, daß die Produktion und nächst der Produktion der Austausch der Produkte die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist, und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen und Stände sich danach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller geschichtlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen zu suchen nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in den Veränderungen der Produktions- und Austauschweise; sie sind zu suchen nicht in der Philosophie, sondern in der Oekonomie der betreffenden Epoche."

Auch die verschiedenen Religionen haben sich aus den materiellen Verhältnissen entwickelt und werden mit einer Umgestaltung dieser Verhältnisse von selbst verschwinden. So sagt u. a. wörtlich Bebel in seinem bereits erwähnten Buche: „Die Frau und der Sozialismus", S. 445: „Die Religion ist die transzendente Widerspiegelung des jeweiligen Gesellschaftszustandes. In dem Maße, wie die menschliche Entwicklung fortschreitet, die Gesellschaft sich transformiert, transformiert sich die Religion, sie ist, wie Marx sagt, das Streben nach illusorischem Glück des Volkes, das einem Zustand der Gesellschaft entspringt, welcher der Illusion bedarf, aber verschwindet, sobald die Erkenntnis des wirklichen Glückes und die Möglichkeit seiner Verwirklichung die Massen durchdringt."

Diese Grundsätze sind vom sozialistischen Standpunkte aus ganz selbstverständlich auch auf die Religion Jesu Christi anzuwenden. Dies sagt der Sozialist Mehring (Neue Zeit, XIV., S. 258) ausdrücklich in einer Debatte über diesen Punkt: wenn der Sozialismus nur in einem einzigen Falle, nur an dem einzigen Uebermenschen Jesus versagt, dann ist er ein zerbrochenes Schwert. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß Mehring von seinem Standpunkte aus folgerichtig gedacht hat, denn der historische Materialismus steht und fällt ja mit dem Satze, daß stets und überall die geistigen Bewegungen aus natürlichen, materiellen Verhältnissen zu erklären sind, und nur ein einziger Beweis des Gegenteils würde also den Fundamentalsatz der sozialistischen Wissenschaft umstürzen. So erklärt der historische Materialismus also auch das Christentum nicht als eine übernatürliche von Gott geoffenbarte Religion, sondern für ein natürliches Ergebnis des Zustandes der menschlichen Gesellschaft in der Zeit der ersten römischen Kaiser.

Also die Religionen werden mit einer Umgestaltung der menschlichen Verhältnisse von selbst verschwinden. Das Gleiche gilt von der Moral, der Sittlichkeit und ihren einzelnen Anschauungen und Gesetzen. Es gibt keine ewigen und unwandelbaren Grundsätze der Tugend, — mit der Aenderung des jeweiligen Kulturzustandes ändern sich die Meinungen der Menschen über Gut und Bös. So sagt Kautsky in seiner Schrift: „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung", S. 63:

„Ein tierischer Trieb, nichts anderes ist das Sittengesetz. Daher seine geheimnisvolle Natur, diese Stimme in uns, die mit keinem äußerlichen Anstoß, keinem sichtbaren Interesse zusammenhängt; dieser Dämon oder Gott, den seit Sokrates und Plato bis Kant jene Ethiker in sich empfanden, die es ablehnten, die Ethik aus der Selbstliebe oder aus der Lust abzuleiten. Sicher ein geheimnisvoller Drang, aber nicht geheimnisvoller als die Geschlechtsliebe, die Mutterliebe, der Selbsterhaltungstrieb, das Wesen des Organismus überhaupt, so und viele andere Dinge, die nur der Welt der Erscheinungen angehören, und die niemand als Produkt einer übersinnlichen Welt ansehen wird."

Und an einer anderen Stelle, S. 127: „Die sittlichen Normen ändern sich mit der Gesellschaft."

Zu einer richtigen Auffassung des Sittlichen kann die materialistische Geschichtsauffassung schon deshalb nicht kommen, weil sie — abermals in vollster Uebereinstimmung mit dem philosophischen Materialismus — dem Menschen die Grundvoraussetzung des sittlichen Handelns, nämlich den freien Willen, abspricht. Das letztgenannte System macht den Menschen zu einem Tier unter Tieren, stellt ihn restlos unter den Einfluß materieller Triebe und Kräfte und damit unter den eisernen, unüberwindlichen Zwang der Naturnotwendigkeit. Den gleichen Gedanken hat der historische Materialismus als Prinzip, die sozialdemokratische Partei als offiziellen Standpunkt angenommen. Die Eingangsworte zu dem heute noch maßgebenden Erfurter Parteiprogramm lauten:

„Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes, dessen Grundlage das Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln bildet. Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier, indes die Produktionsmittel das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden."

Also auch hier wieder ein klarer, offensichtlicher Zusammenhang: die Naturnotwendigkeit lenkt das Tun des einzelnen Menschen (philosophischer Materialismus) und der Gesamtheit (historischer Materialismus).

Fassen wir die Ergebnisse unserer bisherigen Untersuchung noch einmal kurz zusammen, so müssen wir sagen: Der historische Materialismus wächst aus dem philosophischen hervor wie der Stamm aus seiner Wurzel. Was das letztgenannte System vom einzelnen Menschen lehrt, dehnt das erstgenannte auf die Gesamtheit aus. Und umgekehrt: Wesen, deren ganzes soziales Tun und Treiben unter dem unvermeidlichen Zwang der Naturnotwendigkeit sich vollzieht; Wesen, deren gesamtes „geistiges" Leben ein Produkt und eine Widerspiegelung des Materiellen ist — solche Wesen können keinen von der Materie unabhängigen Geist und keinen freien Willen haben, weil eben die Tätigkeit eines jeden Wesens seiner Natur entspricht. Nur ein Tier kann von ausschließlich körperlichen Trieben geleitet werden, nicht aber ein vernunftbegabtes, sittliches Wesen. Es ist also logisch unmöglich, sich zum historischen Materialismus zu bekennen, ohne den philosophischen anzunehmen. Beide Systeme sind im Grunde nur eines, dessen Fundamentalsatz lautet: Der Mensch mit seinem Denken und Fühlen, mit seinem Streben und Wollen, mit seinem Schaffen und Wirken ist nur ein Produkt von tierischen Trieben und sozialen Zuständen — sonst nichts!

Und aus dieser Erkenntnis ergibt sich mit logischer Notwendigkeit gleich eine andere, nämlich die, daß ein überzeugungstreuer Katholik nicht zugleich Anhänger des historischen Materialismus sein kann. Denn dieses System bestreitet grundlegende Wahrheiten des Christentums, nämlich die Willensfreiheit und namentlich die übernatürliche Offenbarung und den übernatürlichen Charakter unserer Religion. Zugleich hat der historische Materialismus den philosophischen und damit die Leugnung Gottes zur notwendigen Voraussetzung. Also kein Katholik, der noch an die Lehren seiner Kirche glaubt, kann sich zum historischen Materialismus bekennen.

Und weiterhin: da die sozialdemokratische Partei den historischen Materialismus offiziell zu ihrem Standpunkt macht, dieses System aber mit der katholischen und christlichen Weltanschauung nicht zu vereinbaren ist, so muß die Frage, ob ein überzeugungstreuer Katholik Sozialdemokrat sein kann, nicht aus Gründen irgendwelcher Parteiagitation, sondern lediglich aus Gründen des vernünftigen, folgerichtigen Denkens mit „nein" beantwortet werden.

Auf die letztgenannte Feststellung entgegnen die sozialistischen Agitatoren gern mit dem Hinweis darauf, daß in den Werken der Kirchenväter und den Schriften katholischer Sozialphilosophen der Vorzeit sich manches finde, was ihren Ideen verwandt und conform sei. Aber dieser Einwand ist nicht stichhaltig, denn er berücksichtigt nicht das Wichtigste, das Wesentliche: diese sozialphilosophischen Gedanken, Anregungen und Bestrebungen standen nicht auf der Grundlage des historischen Materialismus. Das ist eben der springende Punkt, der Punkt auf den alles, aber auch alles ankommt!

Nach den Grundsätzen dieses Systems ist also der Mensch nichts als ein höher entwickeltes Tier. Also wendet der geschichtliche Materialismus den darwinistischen Grundsatz vom Kampf um's Dasein im Tierreich uneingeschränkt auf den Menschen und dessen politische und kulturelle Entwicklung an. Mit diesem Kampf ist vor allem die Entstehung des Staates unzertrennlich verflochten. So sagt Bebel in seiner Reichstagsrede vom 3. Februar 1893:

„So lange kommunistisches Eigentum besteht, ist ein Staat und eine Staatsgewalt nicht notwendig und nicht möglich. Die Staatsgewalt, die Staatsorganisation tritt erst in der Periode auf, in der gegensätzliche Interessen in der Gesellschaft zum Vorschein kommen, in einer Periode, in der der Streit und der Kampf um das Mein und Dein begann, in der also die alte kommunistische Gesellschaftsverfassung verschwunden oder im Verschwinden begriffen war, in welcher der Besitzer dem Nichtbesitzer gegenübertrat, in der ein Teil der Gesellschaft sich ganz oder teilweise das Eigentum der gentes, des Stammes, als Privateigentum angemaßt hat und die damit gewonnene Macht

nun benutzt, um in immer weiterem Maße seine ökonomische und gesellschaftliche Stellung zu befestigen."

Das ist in kurzen, klaren Worten die sozialistische Auffassung von der Entstehung des Staates. Er ist also geworden durch das Recht des Stärkeren, durch den rücksichtslosen und brutalen Egoismus eines Teiles der Gesellschaft. Das durch ihn entstandene Abhängigkeitsverhältnis wird natürlich von den Mächtigen ausgenutzt, sie beuten die Schwächeren aus und bereichern sich durch deren Arbeitskraft. So bilden sich zwei Schichten der Gesellschaft: eine besitzende, gebietende und eine geknechtete, ausgebeutete, proletarische. In vergangenen Zeiten wußte sich die erstgenannte Klasse mehr und mehr den Grund und Boden, das Ackergelände anzueignen und mißbrauchte die ärmeren Mitmenschen zu Frondiensten auf diesem Gut, das eigentlich allen gehört. Mit der Entdeckung und Einführung der Maschine ist es noch schlimmer geworden. Der Reiche kann sich dieses Arbeitsmittel beschaffen und durch den industriellen Betrieb riesenhafte Gewinne erzielen, der Arme muß seine Lebenskraft in den Dienst des Reichen und seiner Maschine stellen, wenn er bestehen will. So steht einer kleinen Zahl von Nichtstuern und Verschwendern, die gewissenlos vom Blutschweiß des Volkes leben, eine entrechtete, vergrämte, verbitterte Masse gegenüber, die zur Verelendung in dumpfen Fabrikräumen, ungesunden Wohnungen und minderwertigen Ernährungsverhältnissen verdammt ist.

Aus diesem allgemeinen Menschheitselend gibt es nur einen wahren Erlöser — den Sozialismus. Dieser nämlich nimmt alle Arbeitsmittel, alles Ackerland, alle Fabriken aus dem Privatbesitz fort. Dies aber geht jetzt als Eigentum an die Gesellschaft über, und die Gesellschaft regelt die Produktion, d. h. sie verteilt die Arbeit.

So sagt ausdrücklich das Erfurter Parteiprogramm:

„Nur die Verwandlung des kapitalistischen Eigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger gesellschaftlicher Vervollkommnung werde."

Nun muß jeder schaffen. Das Nichtstun und Faulenzen der bisherigen Oberschicht hört auf, denn wer nicht arbeitet, dem versagt der Staat die Existenz und Lebensmittel. So sagt wörtlich Bebel:

„Sobald die Gesellschaft im Besitz aller Arbeitsmittel sich befindet, wird die Arbeitspflicht aller Arbeitsfähigen ohne Unterschied des Geschlechtes Grundgesetz der sozialisierten Gesellschaft. Die Gesellschaft kann ohne Arbeit nicht existieren. Sie hat also

das Recht, zu fordern, daß jeder, der seine Bedürfnisse befriedigen will, auch nach Maßgabe seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten an der Herstellung der Gegenstände zur Befriedigung der Bedürfnisse aller tätig ist. . . . Nichtarbeiter, Faulenzer gibt es nur in der bürgerlichen Welt. Der Sozialismus stimmt mit der Bibel darin überein, wenn diese sagt, wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Aber die Arbeit soll auch nützliche, produktive Tätigkeit sein. Die Gesellschaft wird also verlangen, daß jeder eine bestimmte industrielle, gewerbliche, ackerbauliche oder sonst nützliche Tätigkeit ergreift, durch die er eine bestimmte Arbeitsleistung für die Befriedigung vorhandener Bedürfnisse vollzieht. Ohne Arbeit, kein Genuß, keine Arbeit ohne Genuß." (Bebel, Die Frau und der Sozialismus, S. 345).

Als „Arbeit" und „nützliche Tätigkeit" im Sinne der sozialistischen Zukunftsgesellschaft werden also nur diejenigen Zweige des menschlichen Schaffens angerechnet, die im Dienste der materiellen Produktion stehen. Niemand kann also dann mehr eine Wissenschaft, die ohne Rücksicht auf die praktischen Lebensbedürfnisse nur die Erforschung der Wahrheit anstrebt, niemand mehr eine Kunst, die nur das Schöne sich zum Ziele setzt, als hauptamtliche und ausschließliche Tätigkeit betreiben. Diese großartigsten Kundgebungen des menschlichen Geistes sinken zur Nebenbeschäftigung für freie Stunden herab. Das Materielle ist das Maßgebende, das Dominierende auch in der Bewertung der Arbeit — eine logische Konsequenz jenes Grundprinzips, daß der Mensch nur ein materielles Wesen, also ein Tier unter Tieren ist. Abermals ein Beweis für die untrennbare Zusammengehörigkeit von philosophischem und historischem Materialismus!

Haben seine Anhänger ihr Ziel, die Verwirklichung der Zukunftsgesellschaft, erreicht, dann gibt es, wie sie lehren, keine wirtschaftliche Abhängigkeit von Privatpersonen mehr. Niemand kann mehr im Sonderinteresse ausgenutzt oder ausgebeutet werden; wer seine bestimmte Stundenzahl der Gesamtheit gedient hat, der ist in seiner Ernährung gesichert und in seiner sonstigen Lebensführung vollständig frei.

II. Die Anwendung dieser Grundsätze auf die Frauenfrage.

Aus diesen Grundzügen der sozialistischen Wissenschaft ergeben sich nun ganz leicht die Folgerungen, welche für die Frauenwelt zu ziehen sind. Denn die Frau ist in der bürgerlichen Gesellschaft ja auch eine Unterdrückte im Sinne des Sozialismus gewesen. Jahrhundertelang hatte ihr der Mann den Zutritt zu den Quellen des Wissens und der Bildung gesperrt. Die indischen Religionen haben die Verachtung des Weibes gepredigt, die griechische Philosophie und der Islam hatten es tief unter den Mann gestellt. Auch das Christentum hat nach sozialistischer Auffassung durch seine strenge Warnung vor der Sinnlichkeit und der Verführung die Frauen mißachtet — eine sehr törichte Behauptung, da die Kirche durch diese Warnungen doch nur darauf ausging, die

Frauen in ihrem Höchsten und Heiligsten zu schützen. Durch die Ehe wurden sie zunächst rechtlich und dann auch wirtschaftlich abhängig von den Männern, da diese das Brot schaffen und für den Lebensunterhalt sorgen müssen. Die jungen Mädchen, die bis vor wenigen Jahrzehnten nur ganz selten sich für einen Beruf ausbilden konnten, blieben auf die Ehe, auf die Versorgung durch Heiraten angewiesen. Daraus entwickelte sich eine Machtstellung des Mannes über das Weib. „Die Frau", sagt Bebel, „ist ökonomisch und gesellschaftlich unfrei, muß ihre Versorgung in der Ehe erblicken, sie hängt also vom Manne ab und wird ein Stück Eigentum von ihm." Infolge dieser Herrschaft nimmt der Mann gegenwärtig Freiheiten für sich in Anspruch, die der Frau als schweres sittliches Vergehen angerechnet werden. Nur die Ehre des Weibes, nicht auch die des Mannes geht nach den Grundsätzen der bürgerlichen Gesellschaft durch moralische Fehltritte verloren. Dieses ungerechte Urteil ist wieder ein Spiegelbild der ungerechten sozialen Zustände, welche nur durch die bürgerliche Ehe verschuldet worden sind. Aber auch außerhalb derselben zeigt sich noch die Machtstellung des Mannes über die Frau. Das Mädchen, welches nicht geheiratet wird, verfällt oft der Prostitution, gerät also in geldliche Abhängigkeit von Männern. Auch die Arbeiterin, die sich ehrlich und redlich ihr Brot verdient, muß diese Abhängigkeit fühlen, denn man mißbraucht ihre wirtschaftliche Notlage und bezahlt sie durchweg für bessere Arbeit viel schlechter als den Mann. (Vergl. Bebel, Die Frau und der Sozialismus, S. 226).

Um die politische und soziale Gleichberechtigung haben die Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft schwere Kämpfe zu führen, die noch immer nicht zum völligen, siegreichen Abschluß gelangt sind.

All diese Schwierigkeiten löst nun der Sozialismus ganz im Einklang mit seinen sogenannten wissenschaftlichen Grundsätzen. Zunächst muß die Ehe verschwinden. Denn die Ehe verlangt Einschränkung aller Liebesbeziehungen auf eine Person — der Sozialismus aber fordert schrankenlose Freiheit der geschlechtlichen Triebe! In der Ehe ist der Mann des Weibes Haupt — nach sozialistischen Grundsätzen kann kein Mensch von einer einzelnen Person auch nur im geringsten abhängig sein! In der Ehe ist der Mann der Ernährer — im Zukunftsstaate ernährt jeder unterschiedslos sich selbst durch Arbeit für die Gesamtheit! Also fort mit der Ehe! An ihre Stelle tritt die freie Liebe, die absolute Freiheit und Ungebundenheit im Anknüpfen und Lösen von Beziehungen zwischen Mann und Frau. Diese hat ebenso ein Recht, schrankenlos sich auszuleben, wie es heute gewisse Männer für sich in Anspruch nehmen.

„In der Liebeswahl ist sie (die Frau) gleich dem Manne frei und ungehindert. Sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner anderen Rücksicht als auf ihre Neigung." (Bebel, S. 474.)

Dies wird hingestellt als das gute Recht der Frau, denn: „Der Mensch soll unter der Voraussetzung, daß die Befriedigung seiner Triebe keinem anderen Schaden oder Nachteil bringt, über sich selbst bestimmen. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist ebenso jedes einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes anderen Naturtriebes. . . . Wie ich esse, wie ich trinke, wie ich schlafe und mich kleide, ist meine persönliche Angelegenheit, ebenso mein Verkehr mit der Person eines anderen Geschlechtes." (Bebel, S. 475.)

Für die Erziehung der Kinder, die aus solchen Verbindungen hervorgehen, braucht die Frau nicht zu sorgen; diese Arbeit übernimmt der Staat in eigens dazu eingerichteten Anstalten. So ist mit einem Schlage die Abhängigkeit der Frau beseitigt und die Schwierigkeit des Mutteramtes überwunden. Auch die Berufsfrage ist gelöst, denn sämtliche Frauen arbeiten täglich eine bestimmte Stundenzahl für die Gesamtheit, und gewinnen dadurch für sich den Lebensunterhalt. Die übrige Zeit gehört ihnen. Die Sorge für den Haushalt, bisher die Hauptarbeit für die Frauen, wird ihnen abgenommen durch die von der Gesellschaft eingerichtete kommunistische Küche, von der Bebel folgendes Bild entwirft:

„Insbesondere ist es die mit Elektrizität für Heizung und Beleuchtung eingerichtete Küche, die dem Ideal entspricht. Kein Rauch, keine Hitze, keine Dünste mehr. Die Küche gleicht mehr einem Salon als einem Arbeitsraum, in dem alle möglichen technischen und maschinellen Einrichtungen vorhanden sind, welche die unangenehmsten und zeitraubendsten Arbeiten spielend erledigen. Da sind die elektrisch betriebenen Kartoffel- und Obstschäler, die Entkernungsapparate, Würstestopfer, Speckpresser, Fleischhacker, Fleischröster, Bratapparate, Kaffee- und Gewürzmühlen, die Brotschneideapparate, Eiszerkleinerer, Korkzieher, Korkpresser und hundert andere Apparate und Maschinen, die einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Personen mit mäßiger Anstrengung ermöglichen, für Hunderte von Tischgästen die Speisen zu bereiten. Dasselbe ist mit den Spül- und Reinigungs-Einrichtungen der Fall. Die Privatküche ist für Millionen Frauen eine der anstrengendsten, zeitraubendsten und verschwenderischsten Einrichtungen, bei der ihnen Gesundheit und gute Laune abhanden kommt und die ein Gegenstand der täglichen Sorge ist, namentlich, wenn, wie bei den allermeisten Familien, die Mittel die knappsten sind. Die Beseitigung der Privatküche wird für ungezählte Frauen eine Erlösung sein. Die Privatküche ist eine ebenso rückständige und überwundene Einrichtung, wie die Werkstätte des Kleinmeisters." (Bebel, S. 970.)

Also die Stellung der Frau in der Zukunftsgesellschaft wird sich im Vergleich zu ihren heutigen Verhältnissen gänzlich umgestalten. Ihre bisherige Hauptaufgabe — Sorge für Kinder und Haushalt — fällt der Gesamtheit zu, während die einzelne Frau selbst ganz in derselben Weise wie der Mann sich am Produktions-

und Erwerbsleben zu beteiligen hat. Ob die Frauen diese Zustände, die ihrem tiefsten Wesen innerlich fremd sind, wirklich als Erlösung empfinden werden? Ob sie sich das nehmen lassen werden, woran ihr ganzes Herz und ihre ganze Seele hängt — das Aufgehen in der Sorge und Arbeit für Menschen, denen ihre Liebe gehört? Das sind Fragen, mit deren Beantwortung es die sozialistische Wissenschaft sehr wenig ernst nimmt. Bebel steht auf dem Standpunkt, daß durch die Verhältnisse der Zukunftsgesellschaft die Leistungsfähigkeit der Menschen im allgemeinen und der Frauen im besonderen ins Unendliche gesteigert würde, schreibt er doch wörtlich: „Eben noch praktische Arbeiterin in irgend einem Gewerbe, ist sie in einem anderen Teil des Tages Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin, übt sie in einem dritten Teil irgend eine Kunst aus oder pflegt eine Wissenschaft und versieht in einem vierten Teil irgend eine verwaltende Funktion. Sie treibt Studien, leistet Arbeiten, genießt Vergnügen mit ihres Gleichen oder mit Männern, wie es ihr beliebt und wie sich ihr Gelegenheit dazu bietet."

Dieser Satz allein ist bezeichnend für die durch und durch unwissenschaftliche Denkweise des Sozialismus. Denn jede dieser vier Arbeiten, die Bebel nennt, muß, wenn gründlich und gut, Lebensarbeit sein, welche die ganze Kraft und den ganzen Geist in Anspruch nimmt. Was kann durch diese Zersplitterung, die der Sozialismus erstrebt, anders gezüchtet werden als Dilettantismus und Minderwertigkeit?

Aber greifen wir der Kritik nicht vor. Es ist bisher versucht worden, in kurzen und klaren Zügen zu zeigen, welche Stellung die Frauenfrage im Gesamtbilde sozialistischer Ideen einnimmt. Wie muß sich nun ein denkender Mensch, wie wird sich ein edles, reines Frauenherz, wie wird sich ein gründlicher Kenner der christlichen Religion zu diesen Ansichten und Lehren stellen?

III. Kritik der sozialistischen Ideen.

Es ist wohl richtig, daß ein großer Teil der modernen Menschheit an schweren sittlichen Uebeln krankt, aber es ist falsch, daß die Ursache dieses Verfalles einzig oder auch nur hauptsächlich in den wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen ist. Denn w a r u m führen so viele ein verfehltes, den Sittengesetzen Hohn sprechendes Leben? Warum sind so viele, die ein Frauenglück zerstört, ein Frauenherz betrogen, eine Frauenkrone in den Staub getreten und ein Frauenleben elend gemacht haben? Weil sie sich nicht beherrschen wollten! Weil sie sich nicht bezwingen konnten, weil sie alles haben mußten, was ihrem Sinn gefiel und ihren Launen schmeichelte! Weil sie nicht die Charakterfestigkeit besaßen, eine beschworene Pflicht zu erfüllen, ein gegebenes Treuwort zu halten! Weil sie nicht den Willen hatten, ihren Leidenschaften die Grenze zu ziehen und ihren Begierden ein eisernes Halt zu gebieten! Also nicht in den äußeren Zuständen, sondern drinnen in der Menschenseele entspringt die Quelle des Uebels! Und darum

müssen nicht die Verhältnisse sich ändern, sondern die Menschen müssen sich ändern, müssen innerlich sich umgestalten, müssen lernen, sich selbst zu überwinden, sich selbst zu bezwingen. Keine Revolution, keine Umgestaltung der sozialen Lage kann uns diese Arbeit ersparen, denn wenn sie nicht geleistet wird, dann kommt auch unter den neuen besseren Verhältnissen der alte Charakter wieder zum Durchbruch. Die Selbstüberwindung also ist der Weg, der zur Gesundung der einzelnen Persönlichkeit, und, da die Gesellschaft aus Einzelnen besteht, auch folgerichtig zur Gesundung der ganzen Menschheit führt. Die unbeherrschten Triebe machen selbstsüchtig und gewissenlos; wer ihnen verfallen ist, der fragt nichts mehr nach dem Rechten, den Gefühlen, den Wünschen anderer Menschen. Er kümmert sich nicht um die Tränen einer Mutter, nicht um das Schicksal eines Mädchens, das er unglücklich macht, nicht um die blassen, abgehärmten Züge der Frau, die er betrogen hat. Ueber Gesetz und Ordnung schreitet er hinweg; ihm ist kein Mittel zu schlecht, zu gemein, zu verächtlich, wenn es gilt, das zu bekommen, was er haben will. Und die Triebe, die das aus einem Menschen machen, will der Sozialismus entfesseln, denen will er Ungebundenheit und Freiheit geben! Um zu erkennen, wohin das führt, bedenke man, daß wenigstens, ich sage wenigstens, ebensoviele Bedrückungen, Gewalttaten und Verbrechen gegen das Leben anderer Menschen aus den ungezügelten sexuellen Leidenschaften hervorgegangen sind, wie aus der Begierde nach Macht, Reichtum und Wohlleben. Für das verschwindend kleine Maß von Selbsterziehung, welches viele Volkskreise in unseren Tagen aufbringen, ist der Geschlechtstrieb schon heute viel zu stark. Und dabei läßt Bebel deutlich merken, daß in der sozialistischen Zukunftsgesellschaft dieser Trieb noch ganz erheblich sich steigern wird! Ich sage: „Wie sollen die Menschen in diesen Sturmgewalten sich aufrecht halten, ohne daß sie durch Selbstüberwindung, durch Keuschheit, sich dazu erzogen haben, innerlich fest zu stehen?“

Diesen Ausführungen hält nun freilich die sozialistische Moral das bekannte Schlagwort entgegen: „Was einer ist, das hat die Gesellschaft aus ihm gemacht!“ Diese Behauptung widerspricht zunächst einer Grundregel des logischen Denkens — der Regel nämlich, daß man auch öfter beobachtete Fälle nicht ohne weiteres verallgemeinern darf. Angenommen also, daß viele Menschen von ihrer Umgebung sich willenlos leiten lassen, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß alle dies tun müssen. Im Gegenteil: stets hat es Menschen gegeben, die bewußt und direkt, aus eigener Ueberzeugung und freier Entschließung gegen den Einfluß handelten, den ihre Umgebung, ihre Klasse auf sie auszuüben versuchte. Stets hat es Menschen gegeben, die eigene Wege gingen, die gegen eine Welt von Andersdenkenden fest auf den Grundsätzen standen, die sie durch klares, ruhiges Erwägen als die richtigen erkannt hatten. Also daß der Mensch in seinem sittlichen Verhalten das Produkt seiner Umgebung sei, ist

eine maßlos übertriebene und schon deshalb unwahre Behauptung. Aber auch in den vielen Fällen, auf welche das sozialistische Schlagwort sich beruft, läßt sich nur feststellen und beweisen, wie diese Menschen tatsächlich gehandelt haben, keineswegs aber, daß sie so handeln mußten.

Niemals wird man — soweit es sich nicht um ausgesprochene anormale Fälle handelt — beweisen können, daß dieser oder jener Mensch auch bei einem tieferen Erfassen der sittlichen Grundsätze, auch bei einem größeren Aufgebot an Willenszucht und Selbstüberwindung nicht hätte anders handeln können, als er faktisch gehandelt hat. In die tiefsten Tiefen der individuellen Veranlagung dringt keines Forschers Auge hinein. Also weit entfernt davon, sein oben erwähntes Schlagwort als Grundgesetz für die gesamte Menschheit aufstellen zu können wird der Sozialismus nicht einmal in der Lage sein, auch nur einen einzigen Fall, in dem ein Mensch in sittlicher Hinsicht das Produkt seiner Umgebung naturnotwendig sein mußte, in wissenschaftlich einwandfreier Weise darzutun.

Und dann ein Weiteres. Nach sozialistischer Auffassung hat eine Besserung der gesellschaftlichen Zustände eine Hebung der Volksmoral ohne weiteres zur Folge, denn die sittlichen Anschauungen und Handlungen sollen ja nur Reflexe und Produkte der ökonomischen Unterlage sein. Und nun sagt Bebel in seiner Reichstagsrede vom 3. Februar 1893: „Wir erkennen an, daß die bürgerliche Gesellschaft im Gegensatz zu allen vorhergehenden Gesellschaften die großartigste Gesellschaft ist, die je bestanden hat." Also muß nun gefolgert werden, wenn die ökonomischen, die materiellen Verhältnisse besser, großartiger sind als je zuvor, dann muß es auch um die allgemeine Sittlichkeit besser und großartiger stehen als je zuvor. Das ist aber offensichtlich nicht der Fall. Folglich ist der Satz, daß eine Aenderung der wirtschaftlichen Gesamtlage zum Besseren eine Hebung der allgemeinen Sittlichkeit von selbst bewirken müsse, falsch.*)

Diesen Konsequenzen kann Bebel dadurch nicht entgehen, daß er in seinem oft genannten Werke „Die Frau und der Sozialismus", S. 456, „die täglich sich mehrenden sittlichen Auswüchse" als eine Folge „des in Fäulnis und Zersetzung begriffenen Gesellschaftszustandes" bezeichnet. Denn auch für die Zeit, in der die „bürgerliche Gesellschaft" noch in Blüte stand, besitzen wir kein einziges kulturgeschichtliches Dokument, aus dem wir folgern oder beweisen könnten, daß zu dieser Zeit die Volksmoral auf einer großartigeren Höhe gestanden habe als je zuvor. Ethische Reinheit und Größe ist eben kein Produkt der Materie und keine Frucht der Revolution, sondern eine Frucht der Charakterbildung.

Auf diese will auch der Sozialismus freilich nicht verzichten. Ein gegen die heutigen Verhältnisse „total verändertes Erzie-

*) So Bebel in seiner Reichstagsrede vom 6. Febr. 1893: „Bringen Sie die Menschen in vernünftige und gesunde Zustände, so hören die bösen Leidenschaften und unangenehmen Charakterentwicklungen auf."

hungssystem" wird die Zukunftsgesellschaft einführen. Ohne „nach dem Stock zu rufen oder Religion zu predigen," „ohne daß sie nötig hat, zu Zwangsmitteln zu greifen", wird die kommende Schule den Nachwuchs der Menschheit erziehen. Sie wird den Jugendlichen, die bis zur Mündigkeit gemeinsam erzogen werden, auch moralische Anschauungen über die Naturtriebe beibringen und ihnen dann freilich sagen müssen, daß der Mensch nach sozialistischer Auffassung auch in geschlechtlicher Hinsicht „über sich selbst befinden", d. h. frei sich ausleben dürfe mit der einen Beschränkung, daß „niemand Nachteil oder Schaden daraus erwächst". Also nur eine Anwendung des Sprichwortes: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu", — das ist das einzige, was die sozialistische Schule der Jugend geben wird zur Stärkung und Stählung des Charakters! Und man glaubt wirklich, daß diese Erwägung genügen würde, wo in Tausenden, in Millionen von Fällen viel, viel stärkere Motive versagt haben?

Seit die Menschenwelt besteht, ringt sie mit dem Problem, den stärksten, den gewaltigsten der Naturtriebe zu meistern. Und als Frucht dieses langen, langen Kampfes hat sich eine Erfahrung herausgebildet — nämlich, daß dieser Trieb um so stärker wird, je größer die Zugeständnisse sind, die man ihm macht. Je mehr der Mensch sich in dieser Hinsicht gehen läßt, desto schwächer wird sich der Wille zeigen, wenn er einmal zur Selbstbeherrschung sich zusammenraffen möchte. Nun macht der Sozialismus die weitestgehenden Zugeständnisse! Ohne Scheu vor einer höheren Macht, ohne Gefühl für seine Menschenwürde, ohne Einschränkung durch Sittengesetz und Ehe soll ja der Mensch sich ausleben dürfen, wie es ihm gefällt! Muß da die sittliche Widerstandskraft nicht völlig zusammenbrechen und der Mensch ein willenloser Sklave seiner Leidenschaften werden? Wird die brutale, selbstsüchtige Roheit, die dem schrankenlos entfesselten Geschlechtstrieb nun einmal eigen ist, noch Halt machen vor der Erwägung, daß man anderen Menschen Nachteil und Schaden bringt? Um das zu glauben, dazu gehört eine unverzeihliche Unkenntnis der menschlichen Natur — doppelt unverzeihlich für Leute, die da vorgeben, Geschichtsphilosophie zu treiben!

Auch in der Zukunftsgesellschaft werden die Menschen keine Engel sein, sondern Menschen bleiben. Bebel legt in seiner Polemik gegen Eugen Richter selbst Wert darauf, diese Wahrheit zu betonen: „Wir brauchen nicht andere Menschen, aber klügere und einsichtigere, als die meisten heute sind," behauptet er. Was kann das in unserem Falle nützen? Hat es jemals einsichtigere Menschen gegeben als die Griechen, klügere Menschen als die Römer? Und doch ging Hellas zu Grunde an seinen Leidenschaften, und doch ward Rom, das eine Welt bezwungen hatte, zerschlagen und zermürbt, weil es sich selbst nicht mehr bezwingen wollte! Mit offenen, sehenden Augen gingen diese klugen, diese einsichtigen Menschen ins Verderben. Wohl erkannten sie das

Gute und lobten es, — aber sie folgten doch dem Zuge des Bösen. Und so haben es zu allen Zeiten Tausende von klugen und einsichtigen Menschen getan, und so tun es noch heute zahlreiche Persönlichkeiten, trotz klarster Einsicht in die Notwendigkeit des Sittengesetzes für den Bestand der menschlichen Gesellschaft. Beweis genug dafür, daß nicht Verstandesklarheit, sondern Willenskraft der einzige schützende Damm ist gegen die Sturmfluten der Leidenschaft. Und wer diesen Damm durch Zugeständnisse abbaut und schwächt, der wird es erleben müssen, daß er auch unter den allerbesten sozialen Verhältnissen mit sich selbst und seinen Leidenschaften nicht mehr fertig wird. Und da in der Zukunftsgesellschaft der Geschlechtstrieb noch stärker werden soll, die Mittel zu seiner Regelung aber bis auf ein einziges, im entscheidenden Augenblick unwirksames, ausgeschaltet werden sollen, so ergibt sich als logische Folgerung, daß die Auswucherungen dieses Triebes dann noch viel verhängnisvoller und schrecklicher als heute sich zeigen werden.

Und wem werden diese entfesselten Leidenschaften, die der Sozialismus für heilig und unantastbar erklärt, den größten Schaden bringen? Den Frauen! Denn auf der Seite des Mannes ist die größere körperliche Kraft und die mächtigere, flammendere Glut der Leidenschaften! Diesen Trieben schafft der Zukunftsstaat vollständig freie Bahn! Also eine Horde von Wüstlingen, eine vertierte Meute, der jeder Gedanke an Selbstüberwindung eine Lächerlichkeit ist, wird, da die Zukunftsgesellschaft alle Zwangsmaßregeln vermeidet, losgelassen auf die Frauen, welche durch Aufhebung der Ehe ihres stärksten rechtlichen und moralischen Schutzes beraubt sind. Und die Folgen? Das Frauenelend wird nicht geringer werden, sondern ins Maßlose wachsen! Denn an den Folgen dieser geschlechtlichen Verwilderung wird die Frau viel viel schwerer zu tragen haben als der Mann. Zunächst wegen ihrer Schönheit leidenschaftlich begehrt und dann verächtlich weggeworfen wie eine verwelkte Blume, wie ein Spielzeug, dessen man überdrüssig ist — das wird ihr Schicksal sein. Tausende von Mädchen werden, kaum zur Blüte gelangt, hinsiechen in Krankheit und Not, den Keim des Todes in den Gliedern und die Verzweiflung über ein verfehltes Leben in der Seele! So wird es kommen und so muß es kommen, wenn auf den Trümmern christlicher Zucht und Sitte die ungebändigten Triebe der Natur sich austoben dürfen. Und mehr noch als die äußere Anmut, mehr noch als die körperliche Lebenskraft der Frauen wird ihre Seele leiden! Dem inneren Wert der Frauenseele, ihrer stillen Schönheit, ihrer Innigkeit und Gemütstiefe, ihrer Heldenkraft im Entsagen und Opferbringen, ihrer zart empfindenden Liebe zu allem, was arm und schwach und elend ist, steht der Sozialismus blind und blöd und verständnislos gegenüber. Denn seine Schriftsteller beschmutzen und verhöhnen die Frauenreinheit, jene gewaltige sittliche Macht, die veredelnd wirkt auf den stürmischen Sinn des Mannes und ihn begeistert zu wirklich idea-

lem Denken und Handeln! Der Sozialismus predigt die Leidenschaft, die nur sich selber sucht, und zerstört dadurch die innerste Lebenskraft der Frauenseele, die am größten und am glücklichsten ist, wo sie in selbstvergessener Liebe für andere schafft und sorgt. Welche unersetzliche Fülle von Kulturwerten danken wir jenen starken, stillen Frauen, die durch's Leben gingen mit eisernem Willen und goldenem Herzen, auf der reinen Stirn den Königsreif der weiblichen Würde, in den gütigen Händen die Blumen der Freude, die sie andern brachten. Ihr Leitstern war die Pflicht und ihre Sonne das Glück ihrer Lieben. Wo sie wirkten und schafften, da blühte der Wohlstand und die Zufriedenheit, da drängten sich jubelnde, selige Kinder um die Mutter, die ganz für sie lebte, da wuchsen Männer heran, die Bedeutendes leisteten in der Welt — groß geworden durch die Opferkraft des Mutterherzens! Was stellt der Sozialismus diesem Bilde der selbstlosen Frauenliebe entgegen! Elende, verächtliche Kreaturen, denen das Schamgefühl eine Lächerlichkeit, das Ehrgefühl ein überwundener Standpunkt, das Muttergefühl eine Last ist, deren Tragen man gern dem Staat überläßt. So zerstört, so verwüstet der Sozialismus das Heiligste in der Frauenseele, wie der Barbar das Kunstwerk zerschlägt, das er nicht versteht! Den Frauen ihre Tugend nehmen, das heißt, ihnen die Wurzeln der sozialen und sittlichen Kraft aus der Seele reißen, das heißt, sie elender machen, als sie es waren, da Christus zur Erde kam.

Er hat die Menschheitsfragen alle, auch die Frauenfrage, gelöst. Ihm galt nicht Mann und Weib, ihm galt nur die unsterbliche Seele, die beiden Geschlechtern gemeinsam ist. Ein und dasselbe Ziel war beiden gestellt, eine und dieselbe Krone war beiden bereitet. Und auf dem Weg zu diesem Ziel, im Kampf um diese Krone sollen die beiden Geschlechter gegenseitig sich helfen. In Eintracht sich ergänzend, in Liebe sich verstehend und sich gegenseitig das Leben verschönend, sollen Mann und Weib zusammenstehen. Unter dem Schutz eines Mannes, der ihr sein ganzes Herz und seine ganze Seele schenkt, soll die Frau als Königin des Hauses schalten — als Königin in ihrem kleinen Reich, aus dem niemand sie verdrängen kann. Oder, wenn ihr Geist die Schwingen regt, wenn sie ein größeres Arbeitsfeld sich wünscht, dann soll sie ungehemmt durch die Fesseln der Ehe der Menschheit dienen dürfen mit jener gewaltigen sittlichen Kraft, die in jungfräulichen Seelen lebendig ist. Wo arme verlassene Waisen trauern und klagen, wo Kinder zu belehren, Krüppel zu versorgen, Kranke zu heilen und Sterbende zu trösten sind, da hat die Liebe des Frauenherzens ihren Platz, jene Liebe, die selbstlos ist durch Selbstüberwindung, die auf alle geht, weil sie nicht an einem oder einigen haftet. Wir sehen, wie die christliche Lösung des Frauenproblems in Einklang steht mit den Grundsätzen der Vernunft, wie sie das Beste, das Edelste im Weibe voll und schön zur Geltung kommen läßt.

Diese Gesichtspunkte verstehen die Vertreter des historisch-philosophischen Materialismus nicht, und darum suchen sie, die drei leuchtenden Kronen der Frauenwürde zu entwerten — die lebenslängliche Frauentreue, das opferwillige Mutterglück und die unentweihte Jungfräulichkeit. Der Sozialismus ist ein geschworener Feind der christlichen Ehe. Um ihre Ablehnung zu rechtfertigen, verweist er auf die Mißstände, zu denen die Machtstellung des Mannes in der Familie naturnotwendig führen soll. Aber es ist unlogisch und falsch, aus dem Mißbrauch, der mit einer Sache getrieben werden kann, den Wert dieser Sache selbst bemessen zu wollen. Die Pharisäer haben mit der Lehre des Heilandes Mißbrauch getrieben; will man daraus etwa folgern, daß das Evangelium etwas Schlechtes und Minderwertiges ist? Also, daß mit der Ehe Mißbrauch getrieben werden kann, beweist nichts gegen ihren sittlichen Wert. Daß mit ihr Mißbrauch naturnotwendig getrieben werden muß, ist nicht wahr, denn es gibt noch sehr viele glückliche Ehen. Und daß mit ihr in weiten Kreisen tatsächlich Mißbrauch getrieben wird, ist richtig, aber nun ergibt sich sogleich die Frage: Ist die radikale Beseitigung der Ehe im Sinne des Sozialismus ein Weg zur Besserung dieser Verhältnisse oder nicht?

Zur Beantwortung dieser Frage sei nur auf die Tatsache hingewiesen, die bereits oben festgestellt wurde, daß das Grundübel der sozialen Mißstände in einem brutalen, schrankenlosen Egoismus, in einem Mangel an Willen zur Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung besteht. Und diese Selbstsucht ist auch die traurige Ursache der Zerrüttung in so manchen Familien. Da hat jeder der beiden Ehegatten nur sich selbst, seine Wünsche, seine Pläne, seine Neigungen und Vergnügungen vor Augen. Und da keiner zurücktreten, keiner verzichten, keiner ein Opfer bringen will, so kreuzen sich die Wege dieser beiden Menschen also Tag um Tag, und Stunde um Stunde in feindlicher Weise; die Zwei, die ein Herz und eine Seele mit einander sein müßten, stehen sich in fortgesetztem Kampfe gegenüber, da eins das andere am schrankenlosen Ausleben seines Eigenwillens hindert. Daraus ergibt sich allerdings das Gefühl des Unglückes und der Wunsch, die geschlossene Verbindung zu lösen. Aber die Aussicht und Möglichkeit, dies zu können, läßt einen ernsten, starken Willen zur Beherrschung der Selbstsucht niemals aufkommen. Man kann ja ohne Schwierigkeit von einander gehen, wenn man einander überdrüssig geworden ist. Warum also sich Mühe geben, sich miteinander zurechtzufinden? Und wenn einer der Ehegatten sich wirklich diese Mühe geben wollte, müßte er sich nicht immer fragen: „Wer weiß, ob mich auch nicht eines Tages der andere unter dem Einfluß einer Laune, einer Stimmung verläßt, und dann war all meine Mühe umsonst!“ So vernichtet die freie Liebe den Willen zur Selbstüberwindung, bestärkt den Menschen in seiner Selbstsucht und nimmt ihm die Lust und den Mut zum Opferbringen; schon deshalb ist sie ein Unglück, ein Fluch für die

Gesellschaft, die um so tiefer krankt, je schrankenloser ihre Glieder dem Egoismus huldigen.

Die christliche Ehe hingegen ist eine Hochschule der Willenskultur, und Bebel irrt ganz gewaltig, wenn er glaubt, die christliche Auffassung der Familie habe zu den Mißständen geführt, die er bekämpft. Ich frage jeden Vernünftigen, denkenden Menschen: schrankenlos sich ausleben wollen, keine Opfer bringen wollen, die Frauen unterdrücken, ihre Rechte mißachten, sind das christliche Grundsätze? Sind das die Lehren der Religion? Nein, das sind Grundsätze von Leuten, die keine Religion und keine sittliche Fessel anerkennen wollen, die in ihren Leidenschaften nicht etwas Schlimmes, sondern etwas nur Natürliches sehen, die kein Verständnis haben für eine höhere geistige und sittliche Auffassung des Lebens — die also dem Sozialismus innerlich viel, viel näher stehen als wir, wenn sie auch äußerlich dies nicht merken lassen. Also nicht die Verwirklichung des christlichen Ideals, sondern die Entfremdung, die Loslösung vom christlichen Ideal der Ehe hat jene traurigen Zustände geschaffen, an denen die moderne Gesellschaft krank ist. Und wodurch kann sie gesunden? Nur dadurch, daß die Grundsätze jener Religion wieder zur Geltung kommen, die dem Menschen den Kampf gegen sich selbst, die liebevolle Rücksichtnahme auf andere zur Pflicht macht.

Wenn diese Grundsätze befolgt werden im ehelichen Zusammenleben, dann werden Mann und Frau nicht mehr an sich selber denken, sondern bemüht sein, sich gegenseitig das Leben leicht und schön und sonnenhell zu machen. Dadurch wird ihre Liebe zu einander immer tiefer, immer inniger werden. Gern und freudig wird jeder dieser beiden Menschen Rücksichten nehmen, Opfer bringen, Lasten tragen, Schwierigkeiten überwinden für den anderen und sein Glück. So will es, so befiehlt es die christliche Ehe! Ist sie also schlecht und verwerflich? Verdient sie, von der Erde zu verschwinden? Ist sie nicht vielmehr ein Kraft- und Segensquell für die gesamte Kulturwelt, eine Keimzelle, aus der ein kerngesundes sittliches und soziales Leben erblüht? Und weil sie für die Gesamtheit ein Gut von unermeßlichem Werte ist, darum muß sie erhalten bleiben, wenn auch Tausende zu willensschwach und zu feige sind, den Anforderungen, die sie stellt, gerecht zu werden. Das Wohl der Gesamtheit geht eben den Wünschen und Neigungen des einzelnen Menschen vor.

Es ist übrigens im höchsten Grade irreführend und unlogisch, wenn Bebel fortgesetzt von einer „bürgerlichen" Ehe redet. Nach kirchlicher Auffassung gibt es überhaupt keine „bürgerliche" Ehe. Die Ehe ist ein Sakrament, hat mit Klassengegensätzen nichts zu tun*) und stellt die gleichen Pflichten für die verschiedensten Schich-

*) Der äußere Prunk bei der Eheschließung, den viele sich nicht versagen wollen, hat mit dem Sakrament an sich, seinem Wesen, seinen Wirkungen und Verpflichtungen nicht das Mindeste zu tun.

ten der Gesellschaft auf. Wenn also Bebel gegen die christliche und sakramentale Ehe polemisieren will, dann darf er das nicht tun unter der Maske eines unklaren Begriffes, der agitatorisch und demagogisch mißbraucht werden kann, und darf es, wie bereits oben erwähnt, noch viel weniger tun mit dem Hinweis auf Zustände, die nicht aus einer christlichen, sondern aus einer unchristlichen Lebensauffassung hervorgehen. Das gilt vor allem von der „Unterdrückung" des Weibes durch den Mann in der bürgerlichen Ehe. Das Christentum gebietet den Männern, ihre Frauen selbstlos zu lieben und sie mit aller Treue zu schützen; wenn es nur irgendwo eine „bürgerliche" Ehe gibt, die dem Mann ein Recht verleiht seine Gattin in brutaler Weise zu entrechten und zu unterdrücken, so mußte Bebel wenigstens feststellen, daß diese bitterböse „bürgerliche" Ehe von der christlichen und ihren Anforderungen himmelweit verschieden ist. Das ist ein einfaches Gebot der logischen Klarheit und Korrektheit.

Die unauflösliche Ehe, ein hervorragendes Mittel zur Stärkung und Stählung des Charakters und darum ein unersetzliches Gut für die gesamte Menschheit, ist unumgänglich nötig auch im Interesse der Kinder. Der Sozialismus will die Kleinen freilich in staatlichen Anstalten erziehen lassen und glaubt, der Mehrzahl der Frauen dadurch einen Gefallen zu tun, weil er den Grundzug des weiblichen Herzens, die Mutterliebe, nicht zu würdigen weiß. Vertritt doch Bebel in seinem oft erwähnten Buche wie auch in seiner Reichstagsrede vom 6. Februar 1893 die Auffassung, der Mutter sei die Gesellschaft und Pflege ihrer Kinder eine Last. Nun sollte aber ein Mann, der die Frauenseele so wenig kennt, daß er zwischen dem normalen Typus und dem entarteten Individuum nicht zu unterscheiden weiß, denn doch nicht für und über die Frauen schreiben! Ich gebe zu, daß Weiber, in denen die Leidenschaft, die Vergnügungssucht, die Trägheit jedes höhere Empfinden zerstört haben, so denken, wie Bebel glaubt, aber die größte Mehrzahl der Frauen würde entrüstet Verwehrung dagegen einlegen, daß man ihnen eine solche Gesinnung unterschiebt. Nichts, aber auch gar nichts auf der Welt ist imstande, einer Mutter die Freuden zu ersetzen, welche der Umgang mit dem Kinde, die Arbeit und Sorge für das Kind ihr bringen. Und wenn auch viele Kinder um sie sind, keines möchte sie missen, keines möchte sie hergeben, von keinem möchte sie sich dauernd trennen, und wenn der Opfer und der Lasten noch so viele sind. Und dieses Empfinden ist ein Segen für das aufblühende Menschenleben. Denn gleichwie die Blumenknospe viel Sonne braucht zu ihrer Entfaltung, so bedarf das Kind einer Fülle von sorgender Liebe, wenn es gesund an Leib und Seele sich entwickeln soll. Vor allem braucht es individuelle Pflege, individuelle Behandlung, und das kann die Massenerziehung nicht bieten, das kann nur die Familie, die Mutter geben. Keine noch so fein durchgebildete Technik und Methodik einer Pflegerin kann ein Mutterherz ersetzen. Also Mutter und Kind gehören zusammen, unzertrennlich zusammen.

Die Mutter muß in erster Linie, an erster Stelle für ihre Kleinen arbeiten, schaffen und sorgen dürfen, dann ist sie selbst zufrieden, und den kleinen Menschen, zwischen denen sie steht, leuchtet eine sonnenhelle, glückliche Kindheit. Damit die Mutter dies aber kann, muß sie geschützt sein von treuer Liebe eines Mannes, der zu ihr gehört wie der Altar zur Kirche, der unlöslich mit der Gattin und den Kindern verbunden ist. Nur ein solcher Mann wird seine ganze Kraft und seinen ganzen Arbeitswillen in den Dienst der Familie stellen. Und wenn auch der Tod mitunter die Eltern von den zarten Kindern reißt und wir der Waisenhäuser deshalb nicht entraten können, so sind wir doch weit davon entfernt, diesen traurigen Notbehelf der Massenerziehung als einen Normal- und Idealzustand für die gesamte Kinderwelt herbei zu wünschen. Das Kind hat ein Recht auf seinen Vater und seine Mutter, es hat ein Recht, bei denen zu sein, die es am meisten lieben und denen es am meisten vertraut. Und wenn die Sozialisten ernstlich glauben, daß die Mehrzahl der Frauen sich widerstandslos ihre Kinder aus dem Hause nehmen lassen, dann mögen sie sich ja nicht einbilden, daß ihr System sich von der Utopie zur Wissenschaft entwickelt habe.

Unwissenschaftlich sind endlich auch die Ansichten des Sozialismus über Zölibat und Jungfräulichkeit. An der Spitze derselben steht natürlich die alberne Behauptung, die freigewollte Ehelosigkeit sei eine Verachtung des Weibes. Dann müßte also konsequent und folgerichtig der Zölibat der Ordensschwestern und Lehrerinnen — Männerverachtung sein! Leute, die in dieser leichtsinnigen und oberflächlichen Weise urteilen, haben natürlich keine Ahnung davon, daß es Menschen gibt, die auf ein hohes Gut, ein schönes Glück (und das ist eine harmonische Ehe zweifellos) verzichten können, um noch Größeres, noch Höheres zu gewinnen. Ist es nicht etwas Hohes, etwas Großes, daß ein Mensch, der ganz aufgehen möchte im Dienste seiner Mitmenschen, in der Arbeit für die Gesamtheit, im Interesse dieser Arbeit und dieser Gesamtheit auch das schwerste Opfer nicht scheut — den Verzicht auf ein Familienglück? Wird nicht die Anerkennung der Frauenwürde dadurch gekrönt und vollendet, daß man durch die Billigung des Frauenzölibates zugibt: das Weib erhält seinen Wert nicht erst durch den Mann, sondern trägt ihn als ein dem Manne gleichwertiges Wesen in sich selbst? Und wenn andererseits viele Mädchen sind, deren Ideal das Frauen- und Mutterglück ist und die trotzdem n i c h t geheiratet werden und sich deshalb vergrämen und verbittern, so ist ihnen nicht mit der „freien Liebe" zu helfen, denn diese würde, wie oben erwähnt, eine unabsehbare Fülle von Gram und Leid über Tausende von Frauen und Mädchen bringen — ganz zu schweigen von religiösen Erwägungen. All diese Angriffe des Sozialismus auf Frauenehre, Frauenreinheit und Frauenwürde erwachsen, wie man sieht, aus dem e i n e n Grundgedanken, daß der Mensch keinen Geist und keine Seele habe, sondern nur ein Produkt materieller Faktoren

sei. Das ist ja, wie wir sahen, das Fundamentaldogma des historisch-philosophischen Materialismus. Aber diese sogenannte wissenschaftliche Grundlage der Sozialdemokratie ist von der wahren Wissenschaft längst überwunden, denn wie sollten die Atome, von denen jedes einzelne vernunftlos und seelenlos ist, nur dadurch, daß sie sich zusammentun, Vernunft und Seele bekommen? Das ist doch ebensowenig möglich, wie es denkbar ist, daß eine Schar von Menschen, der das Augenlicht fehlt, nur dadurch, daß sie sich zusammentut, plötzlich sehend wird. Und wenn der Materialismus einwendet, die an sich vernunftlosen Atome erhielten erst Verstand durch ihre Bewegung, so ist darauf zu entgegnen: „Es ist unmöglich, daß die Atome, die an sich ohne Geist und Verstand sind, durch eine bloß äußere Aenderung ihrer Bewegungs- und Lagerungsverhältnisse zu einem innerlich Neuen, zu Verstand und Bewußtsein kommen können. Es ist unerklärbar, wie sich die Bewegung von Massenteilchen in ein Wissen von Farben, Tönen, Worten, Klängen verwandeln kann. Dies ist nur dann möglich, wenn mit den Atomen des Leibes ein Geist, eine Seele verbunden ist. Also mit der wissenschaftlichen Grundlage des Sozialismus ist es nichts! Ein Geist regiert die Welten und Sonnen und weist den leuchtenden Sternen ihre Bahn, ein Geist hat die vielen Naturgesetze zum Einklang, zur planmäßigen Ordnung verbunden! Und ein Ebenbild dieses großen unermeßlichen Geistes ist der Mensch, der mit seinem Verstand in die Tiefen dringt und zu den Höhen sich aufschwingt, der sich entwickelt hat im Lauf der Geschichte nicht unter dem Sklavenzwang der Not, sondern durch die königliche Macht des Denkens und des Wollens. Nichts Großes ist geleistet worden, ohne daß dem Geist die erste, die führende Rolle dabei zugefallen wäre. Die Verhältnisse waren nur äußerer Anlaß. Also nicht von den Verhältnissen, sondern vom Geiste muß die Lösung der Frauenfrage ausgehen, vom Geiste, der an den Wahrheiten der Religion orientiert und von der Liebe Christi durchdrungen ist. Nicht äußere Revolutionsarbeit, sondern innere Seelenarbeit führt uns auf dem Gesamtgebiete der Kultur den besseren Zeiten entgegen.

Unser Heiliger Vater Benedikt XV.

Ein Lebensbild von Prälat **Dr. Anton de Waal,**
† Rektor des Campo Santo bei St. Peter und
apostolischer Protonotar.

Mit Bildnis Sr. Heiligkeit und 18 Einschaltbildern, meist nach Sonderaufnahmen des päpstlichen Hofphotographen in Rom, sowie mit einer Nachbildung des Wahlspruches Sr. Heiligkeit.

Preis: geheftet **Mark 5.20,** vornehm gebunden **Mark 11.70** einschließlich Zusendungsgebühr.

Die eigenartige, durch den Weltkrieg vor unseren Augen so bedeutend herausgewachsene Persönlichkeit des Hl. Vaters **Benedikt XV.** muß **jeder gebildete Katholik** kennen lernen. Lebensgeschichte und Entwickelungsgang des Papstes hat der **in der ganzen katholischen Welt** wohlbekannte, leider inzwischen verstorbene Rektor des deutschen Campo Santo in Rom wie kein Zweiter im vorliegenden Buch geschrieben. **Papst Benedikt XV. hatte die Gnade, dem Verfasser für seine Arbeit persönlich Belehrungen zu erteilen. Der Wert des Buches wird hierdurch noch bedeutend erhöht.**

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages durch alle Buchhandlungen oder den Verlag

Breer & Thiemann, Hamm.

Eine wahre Fundgrube für Vortragsstoffe

bieten die

Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren.

Gesamtverzeichnis seit ihrem Bestehen steht auf Wunsch zur Verfügung. Einzelpreis jeden Heftes nur Mark 0,85 einschließlich Zusendungsgebühr. Aeltere Hefte geben wir zu billigeren Preisen ab.

Inhalt der zwei letzten Jahrgänge:

37. Band (1918).

Heft 1: **Die neuen Sterne und die biblischen Weissagungen vom Weltenende.** Von M. Müller.

Heft 2: **Griechenland und die Neugriechen.** Von Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Jules Ferry und die französische Schulgesetzgebung.** Von P. H. J. Terhünte S. J.

Heft 4—6: **Der Ordensgedanke und seine Entwicklung in der anglikanischen Kirche.** Von Urban Zurburg.

Heft 7—8: **Die Freimaurerei.** Von Dr. Klemens Löffler.

Heft 9—10: **Die Germanenseele einst und jetzt.** Von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B. in Sarnen (Schweiz).

Heft 11: **Der Geburtenrückgang im deutschen Volke, seine Entstehung und seine Bekämpfung.** Von Dr. L. Lünnemann, San.-Rat in Bad Driburg.

Heft 12: **Das deutsche Volkslied unserer Feldgrauen.** Von Pfarrer Reisner.

38. Band (1919).

Heft 1—2: **Das Nationalitätsprinzip und die Nationalitätsprobleme des Weltkrieges.** Von Prof. Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Religion und Bühne.** Von Theodor Hüpgens.

Heft 4—5: **Rom seit 1870. Bauliche Umgestaltung und Verwüstung der ewigen Stadt. Pflege der in kirchlicher Obhut verbliebenen Denkmäler und Kunstschätze.** Von Dr. Jos. Massarette.

Heft 6: **Otto Willmann.** Ein Lebensbild von Dir. Dr. Seidenberger.

Heft 7: **Der Kampf auf der deutschen Ackerflur 1914—1918.** Von Dr. Albert K. Franz.

Heft 8: **Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten.** Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche von Professor Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Graz).

Heft 9: **Die Musikpflege in Deutschland.** Von Musikdirektor Edmund Joseph Müller.

Heft 10—11: **Der deutsche Friede.** Aus der Geschichte der Friedensbestrebungen. Von Tony Kellen.

Heft 12: **Der Imperialismus.** Von Professor Dr. Klemens Löffler.

Zu beziehen durch den

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund
P Germ 250.1.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.
Herausgegeben von Dr. Ernst Breit.

Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 7.20, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Der Zionismus und die Zukunft des Heiligen Landes

Mit einem Anhang über die deutschen Ansiedlungen in Palästina

Von

Professor Dr. Kl. Löffler

November 1919 XXXIX. Band 2. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm=Westfalen

An alle Bezieher und Freunde der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren

Die „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren“ treten im Oktober 1919 in den 39. Jahrgang ein. Während dieser langen Zeit sind sie dem katholischen Volke Wegweiser durch alle brennenden und interessanten Tagesfragen der Theologie und Philosophie, der Soziologie und Politik, der Literatur und Kunstkritik gewesen. Von tüchtigen Fachleuten in fesselnder und gemeinverständlicher Form geschrieben, sind die einzelnen Hefte wertvolle Beiträge zu einer gründlichen und weitgehenden Allgemeinbildung.

Gerade unter diesem Gesichtspunkte ist die Aufgabe unserer Broschürensammlung in diesen Tagen besonders wichtig. Es gilt, dem Pulsschlag der neuen Zeit zu lauschen, das Wachsen und Werden der neuen Verhältnisse auf dem Gesamtgebiet der Kultur zu beobachten, es gilt die verschiedenartigen sozialen und geistigen Strömungen in unserem Volksleben klar zu sehen und richtig einzuschätzen. Das ist gerade für uns deutsche Katholiken unumgänglich notwendig aus Gründen, die einem jeden von uns bekannt sind. Nur wer seine Zeit versteht, wird Einfluß auf sie haben, und auf diesen Einfluß im öffentlichen Leben können und wollen wir nicht verzichten.

Darum wird es von jetzt ab das Bestreben des Verlages und des Herausgebers sein, mehr noch als bisher wahrhaft zeitgemäße, allgemein interessierende Themen in unserer Sammlung behandeln zu lassen. Möge unsere Arbeit allenthalben im katholischen Deutschland offene Türen und offene Herzen finden.

„Durchhalten“ im Preise trotz der riesigen Opfer der verteuerten Herstellungskosten war bisher unsere Parole für diese Sammlung. Immer wieder haben wir versucht, eine Preiserhöhung abzuwenden. Aber die Verhältnisse des letzten Halbjahres

Der Zionismus und die Zukunft des Heiligen Landes.

Von Prof. Dr. Kl. Löffler.

Mit einem Anhang über die deutschen Ansiedlungen in Palästina.

Der Zionismus gehört zu den Bewegungen, die erst durch den Weltkrieg eine weit über ihren eigentlichen Interessenten- und Freundeskreis hinausgehende Bedeutung und Beachtung gefunden haben. Im Jahre 1901 schrieb Theobald Ziegler in seinem Buche „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" noch mit großer Selbstverständlichkeit: „Die Bewegung der Zionisten, die auf Gründung eines nationaljüdischen Staates in Palästina ausgeht, ist völlig utopistisch und anachronistisch und stört nur den längst schon eingeleiteten Assimilationsprozeß." Das scheinbar Unmögliche soll nun nach den weltgeschichtlichen Umwälzungen der letzten Monate, wie es scheint, doch noch teilweise zur Tatsache werden.

Der ungeheure Auftrieb, den der Weltkrieg den nationalen Bestrebungen, auch der kleineren Völker, gegeben hat, ist auch dem Zionismus zugute gekommen. Denn auch er ist in gewisser Weise eine nationale Strömung: er will den Juden, die über die ganze Erde zerstreut und überall nur eine Minderheit sind, ein nationales Zentrum schaffen oder, wie es sein eigenes Programm ausdrückt, „der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina."

In erster Linie erstrecken sich diese Bestrebungen auf die Ostjuden, die Juden jenseits unserer früheren Ostgrenze, die unter den schlimmsten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen leben. Erst die Kriegsereignisse haben vielen klargemacht, daß in Westrußland ein Volk ganz besonderer Art, mit ausgesprochen nationaljüdischem Empfinden, verschieden und abgesondert von den übrigen Nationalitäten wohnt. Und anderseits ist auch Palästina durch die Kriegsentwicklung in den Vordergrund des Interesses gerückt und hat weltpolitische Bedeutung erlangt.

Der Idee nach geht der Zionismus[1]) nicht erst, wie Adolf Böhm in seinem Buche „Vom Judentum" meint, auf die Loslösung des Ghettos zurück, sondern war schon vorhanden in dem Augenblick, wo die Juden unfreiwillig ihre Heimat verließen, und ist verwandt mit der Sehnsucht der Kinder Israels im babylonischen Exil. Jüdische Staatsmänner und Dichter in Spanien haben schon im 10. und 11. Jahrhundert das Schicksal des jüdi-

[1]) Aus der umfangreichen Literatur nenne ich nur: F. C. Endres, Zionismus und Weltpolitik, München und Leipzig 1918, und O. Eberhard, Der Zionsgedanke als Weltidee und als praktische Gegenwartsfrage, Berlin 1918. Weitere Schriften sind bei diesen angegeben.

schen Volkes, das allein kein selbständiges Reich habe, beklagt und sind nach Jerusalem gereist, um im Lande der Väter zu sterben. Die Judenverfolgungen gaben der Zionsidee neuen Aufschwung. Im 19. Jahrhundert wurden die Juden West- und Mitteleuropas auf die Lage ihrer Glaubensgenossen in Palästina aufmerksam. Diese waren meist Begleiter der aus Rußland nach Palästina gewanderten alten frommen Juden. Doch beschränkte man sich vorerst auf Almosen.

Jüdische Ackerbaukolonien in Palästina wurden zuerst um die Mitte des 19. Jahrhunderts von den Rabbinern Zewi Hirsch Kalischer und Elias Gutmacher aus Grätz angeregt. Die Alliance Israélite Universelle, die 1860 in Paris gegründet wurde, unterstützte zunächst Schulen im nahen Orient und auf dem Balkan. 1870 eröffnete sie die erste jüdische Ackerbauschule in Jaffa. 1878 wurde die erste Kolonie Petach-Tikwah gegründet. Weitere Kolonien entstanden infolge der Judenverfolgungen in Rußland und Rumänien zu Anfang der achtziger Jahre. Sie hatten aber mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen und wurden nur durch die reichen Spenden des Barons Edmund Rothschild in Paris vor gänzlichem Zerfall gerettet. Dann bildete sich der „Verein der Zionsfreunde", der 1884 in Kattowitz unter Teilnahme von Vertretern der deutschen, englischen und französischen Juden seinen ersten Kongreß abhielt. Aber auch hier handelte es sich weniger um nationale als um mildtätige Zwecke.

Der Zionismus als politisch-nationale Bewegung hat erst im Jahre 1897 das Licht der Welt erblickt. Sein Begründer ist Theodor Herzl. Geboren 1860 in der Tabakgasse in Budapest, wurde er Schriftsteller, 1891 Korrespondent der „Neuen Freien Presse" in Paris. Ursprünglich verfügte er nur über ein geringes jüdisches Wissen und war von jüdischen Schriften unbeeinflußt. Der Antisemitismus, die Judenverfolgungen und in entscheidender Weise der Dreyfußprozeß gaben ihm den Anstoß. „Der Feind macht uns ohne unseren Willen zum Volke", schreibt er einmal. 1878 schrieb er nach einer antisemitischen Rede Stöckers: „Eigentlich sind die Juden dumme Kerle, wenn sie sich das bieten lassen und sich nicht nach einem eigenen Lande umsehen."

Seit 1896 entfaltete er nun eine rastlose Tätigkeit. Zunächst schrieb er den „Judenstaat" (1896; 5. Aufl. 1903), in dem er mit glühender Phantasie den jüdischen nationalen Staat in Palästina oder Argentinien fordert. Die religiöse Idee des heiligen Landes stellt er zurück vor der politischen des eigenen, auf sozialistischer Grundlage aufgebauten Staates. „Ein Geschlecht wunderbarer Juden wird auf der Erde wachsen. Die Makkabäer werden wieder auferstehen."

Aber auf diesen „Weltsammelruf" wurde wenig gehört. Nur der berühmte Verfasser der „Konventionellen Lügen der Kulturmenschheit", Max Nordau, trat entschlossen auf Herzls Seite. Die Wiener jüdische Studentenverbindung Kadimah sammelte

in einer großen Adresse an Herzl die Namen vieler gleichgesinnten Studenten.

Um auf die Massen zu wirken, bereitete Herzl einen Weltkongreß vor, der 1897 in Basel abgehalten wurde. Hier fand der Zionismus die bereits mitgeteilte programmatische Festlegung. Auf den Judenstaat wird verzichtet, statt dessen „Kolonisation im großen Maßstabe, die unter Selbstschutz steht und Autonomie hat", angestrebt. An die Stelle der Abtretung Palästinas tritt die Erlangung eines „Charters", d. h. eines Kolonisationsfreibriefes gegen Zahlung einer Art von Tribut.

Die Vertretung der Zionisten aller Welt, gewissermaßen das nationale Parlament, ist der Kongreß, der seit 1897 elfmal, zuletzt in Wien im September 1913 getagt hat. Organisierter Zionist ist derjenige Jude, der sich mit dem Baseler Programm einverstanden erklärt und den Schekel (1 Mark) zahlt. Wer mindestens 18 Jahr alt ist, besitzt dafür das Wahlrecht zum Kongreß. Je 200 Schekelzahler können einen Delegierten wählen, der mindestens 24 Jahre alt sein muß. Der Kongreß wählt die Parteileitung, das sogenannte große Aktionskomitee, aus 30 Mitgliedern bestehend. Fünf bis sieben Mitglieder dieses Komitees bilden das engere Aktionskomitee, das die höchste Parteiexekutive darstellt. Es hat jetzt seinen Sitz in Berlin. In den einzelnen Ländern bestehen Landesverbände. Deutschland hatte vor dem Kriege 10 000, England etwa 6000, Rußland 26 000 Zionisten. Die Gesamtzahl betrug zu Anfang des Krieges 130 000. In Rußland ist nach der Revolution die Zahl auf 140 000, also auf mehr, als vor dem Kriege die ganze Welt hatte, gestiegen.

Das Zentralorgan ist die von Herzl begründete „Welt", die in Köln redigiert wird. Daneben haben die Landesverbände eigene Zeitungen (Deutschland 5, England 5, Galizien 9, Rußland 7, Rumänien 5, Vereinigte Staaten 7).

Das Vermögen beläuft sich auf 10 Millionen Mark, die jährliche Einnahme beträgt etwa anderthalb Millionen.

Zur praktischen Durchführung seiner Absichten hat der Zionismus eine Reihe von finanziellen und kolonisatorischen Einrichtungen geschaffen. In Jaffa besteht das Palästinaamt, das die gesamten Organisationen und Maßnahmen in Palästina vertritt und 1908 einen Umsatz von 200 000, 1913 aber 7 Millionen Franken hatte. Das Hauptfinanzinstitut ist der bereits 1899 mit einem Anfangskapital von fast fünf Millionen gegründete „Jewish Colonial Trust" (Jüdische Kolonialbank) in London mit Zweigstellen in Syrien und Palästina. Den besonderen Zweck, Grundstücke zu erwerben, zu ameliorisieren und zu parzellieren, neue Siedlungen vorzubereiten usw., hat die „Anglo-Levantine-Banking-Company". Auf privat-rechtlichem Wege in Palästina Grund und Boden zu erwerben und als unveräußerlichen Besitz des jüdischen Volkes nur an Juden zu verpachten, ist die Aufgabe des 1901 gegründeten „Jüdischen Nationalfonds"

(Keren Kajemeth Lejisrael), der bis Ende 1916 auf 5 Millionen, bis Ende 1918 auf nahezu 7 Millionen Mark angewachsen war und etwa zwei Drittel des Vermögens in Palästina angelegt hat. Er ist gewissermaßen der Ausdruck des Gemeingefühls aller national empfindenden Juden in der Welt. Seine Erträge bestehen aus freiwilligen Spenden der Juden aller Länder; er wird bei frohen und traurigen Familienereignissen. oft mit sehr beträchtlichen Summen bedacht.

Herzl ist am 7. Juli 1904 nach sieben Jahren unerhörter Arbeitsleistung gestorben. Die letzten Jahre waren durch ein Landangebot der englischen Regierung in Britisch-Ostafrika, worüber es zu heftigem Streit, fast zum Zerfall der Bewegung und sogar zu einem Revolverattentat auf Nordau kam, besonders voll von Aufregung gewesen.

„Ich weiß nicht, wann ich sterben werde, aber der Zionismus wird nie sterben." So hatte Herzl einmal prophetisch gesprochen, und es ist möglich, daß er recht behält.

Daß an seinen Ideen vieles problematisch bleibt, muß man freilich bei der heutigen Aktualität des Zionismus erst recht im Auge behalten.

Vor allem vereinfacht sich der Zionismus in unzulässiger Weise das nationaljüdische Problem, indem er den Westjuden mit dem Ostjuden kurzweg gleichsetzt. Der Westjude hat sich dem europäischen Typus angepaßt und in großen Schichten dem Judentum überhaupt entfremdet. Der Ostjude aber hat, wie im „Neuen Deutschland" vom 1. März 1917 und 1. Februar 1919 mit Recht betont wird, in sich einen furchtbaren Riß durch die Scheidung von religiöser Moral und Geschäftsmoral. Seine Geschäftssitten sind entsetzlich korrumpiert. Um aber den Westjuden ein nationales Vorbild zeigen zu können, muß der Zionismus den Ostjuden in einer Weise verherrlichen, die geradezu komisch wirkt Die Westjuden anderseits weisen eine Mischmaschgesinnung auf, die zwischen unbedingter Assimilation und Neigung zu ghettomäßiger Abschließung schwankt. Daraus ergibt sich der Hang zum Allerneuesten, das Vorwiegen des unhistorischen Rationalismus und die Ablehnung des Organischen.

Daß der Zionismus die Lösung der Judenfrage bringen kann, darf man nicht erwarten. Palästina kann höchstens einen Teil der zu dicht wohnenden Ostjuden, aber nicht das ganze Vierzehnmillionenvolk aufnehmen, das großenteils auch gar nicht daran denkt, in die Heimat seiner Väter zurückzukehren. Das einheitliche Judentum, das die Voraussetzung des palästinischen jüdischen Gemeinwesens sein müßte, existiert überhaupt noch nicht und wird schwerlich überhaupt jemals existieren.

II.

Vor dem Kriege ist das Interesse für die zionistische Bewegung bei uns nur sehr gering gewesen. Die maßgebenden jüdischen Kreise wollten selbst nicht viel von ihr wissen. Von den

rund 600 000 deutschen Juden zahlten nur rund 10 000 den zionistischen Beitrag (Schekel). Eigentliche materielle Not der Juden wie in Osteuropa findet sich bei uns nicht, und die Juden haben bei uns jeden Zusammenhang mit der Bearbeitung des Bodens verloren, sind einseitig kaufmännisch und finanziell „orientiert". Dazu kamen die heftigen Zerwürfnisse innerhalb der Bewegung selbst, die mehrfach ganz zu zerfallen drohte. Unsere amtliche Politik behandelte zwar die Zionisten freundlich, nahm sie aber auch nicht recht ernst. Herzl wurde 1898 vom Kaiser und von Bülow in Konstantinopel und in Jerusalem empfangen, aber Bülow war, wie man in dem Buche des Wiener Journalisten Sigmund Münz „Von Bismarck zu Bülow" nachlesen kann, der Ansicht, Palästina sei doch ein viel zu armseliges Land, als daß sich dort die Pläne des Zionismus verwirklichen ließen.

Noch in der ersten Zeit des Krieges, als Palästina noch nicht bedroht erschien, war vom Schicksal des heiligen Landes und vom Zionismus kaum die Rede. Damals glaubten ja selbst gründliche Kenner des Orients und Englands, es würde gar nicht so schwer sein, das „Genick des englischen Ueberseereiches" (Aegypten) „ein wenig umzudrehen."

Leider ist es ganz anders gekommen. England brachte im Winter 1917/18 einen großen Teil Palästinas mit Einschluß Jerusalems in seine Hand, und im September 1918 gelang es ihm sogar, die türkische Armee in Syrien nicht nur zu schlagen, sondern zu vernichten und bis Beirut und Damaskus vorzudringen.

Sein alter Plan, die Türkei vom Indischen Ozean und von Arabien abzuschnüren, den Islam durch die Absplitterung eines unter englischem Einflusse stehenden arabischen Kalifats in zwei Teile zu zerreißen und für sich selbst die Landverbindung nach Indien zu sichern, ist damit verwirklicht oder der Verwirklichung nahe.

Als England den entscheidenden Vorstoß von Aegypten aus unternahm, da sicherte es sich mit gewohnter Meisterschaft in dem Augenblicke höchster Spannung aller für Palästina interessierter Kreise die Sympathie der Zionisten, indem es eine weithin hallende offizielle Erklärung der Sympathie mit ihren Bestrebungen veröffentlichte. Am 2. November 1917 erklärte Balfour in einem Schreiben an Lord Rothschild im Namen der Regierung und des Kabinetts: „Seiner Majestät Regierung betrachtet die Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk mit Wohlwollen und wird die größten Anstrengungen machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, wobei Klarheit darüber herrschen muß, daß nichts getan werden soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte bestehender nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina oder die Rechte und die politische Stellung der Juden in irgendeinem anderen Lande beeinträchtigen könnte."

Der Zweck wurde völlig erreicht. Alle zionistischen Zeitungen Europas und Amerikas konnten ihrer Freude nicht lebhaft genug

Ausdruck geben. Das führende deutsche Zionistenblatt, die „Jüdische Rundschau", stellte wenigstens fest, daß der Schritt höchst bedeutsam sei und daß der Zionismus das Zeugnis erhalten habe, daß er eine durchaus ernst zu nehmende Angelegenheit sei. Der Zionismus könne aber zu der Frage der Souveränität über Palästina nicht Stellung nehmen. Er sei überzeugt, daß die Juden in Palästina unter englischer Herrschaft sehr angenehm leben würden, anderseits aber müsse es Aufgabe der zionistischen Politik sein, die Zustimmung der Türkei und der Mittelmächte zur Verwirklichung des Zionismus zu erlangen.

Die französische und italienische Regierung folgten später dem englischen Beispiel. Jene veröffentlichte im Februar 1918 ein „Kommuniqué" in der Presse, und der italienische Botschafter in London, Marquis Imperiali, schrieb am 9. Mai 1918 an das Mitglied des zionistischen Aktionskomitees, Nahum Sokolow, im Auftrage Sonninos, daß die italienische Regierung „sich freue, ihre Erklärungen zu bestätigen, daß sie mit Vergnügen bereit sei, daran mitzuarbeiten, die Errichtung eines nationaljüdischen Zentrums in Palästina zu erleichtern."

Die Politiker des damaligen Vierbundes mußten dem gegenüber ihre schon zu lange gewahrte Zurückhaltung ebenfalls aufgeben.

Zunächst legte der türkische Großwesir Talaat Pascha im Dezember 1917 dem Mitgliede des Zentralkomitees der deutschen zionistischen Vereinigung, Dr. Julius Becker, dar, wie er sich die Zukunft der jüdischen Einwanderung in Palästina vorstellte. Im ganzen wollte danach die Türkei, die früher gegen die Zionisten recht mißtrauisch gewesen war, der jüdischen Neukolonisation Palästinas mehr entgegenkommen. Man wisse in der Türkei die Leistungen der Juden auf wirtschaftlichem Gebiete sehr wohl zu schätzen. Jede Einwanderung müsse sich allerdings in den natürlichen Grenzen der derzeitigen Aufnahmefähigkeit des Landes halten, und es wäre unmöglich, wenn etwa mit einem Male Hunderttausende nach Palästina einwandern wollten. Diese könne das Land heute ja gar nicht ernähren.

Mit einiger Vorsicht drückte sich Talaat auch in der Frage der nationalkulturellen Autonomie für die Juden in Palästina aus. Er sagte, die türkische Gesetzgebung kenne ja bereits ein „ziemlich weitgehendes Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden", und beabsichtige, darin noch weiter zu gehen. Ein neuer Gesetzentwurf liege gerade jetzt dem Parlament vor. „In diesem Rahmen," meinte Talaat, „werden meines Erachtens auch alle berechtigten Wünsche der Juden in Palästina ihre Erfüllung finden können."

Der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen, Freiherr v. d. Busche-Haddenhausen, unterstrich am 5. Januar diese Erklärung Talaats und stellte die Zustimmung Deutschlands zu ihr fest: „Wir würdigen die auf Entwickelung ihrer Kultur und Eigenart gerichteten Wünsche der jüdischen Minderheit in den

Ländern, in denen die Juden ein stark entwickeltes Eigenleben haben, bringen ihnen volles Verständnis entgegen und sind zu einer wohlwollenden Unterstützung ihrer Bestrebungen bereit. Hinsichtlich der von der Judenheit, insbesondere den Zionisten, verfolgten Bestrebungen in Palästina begrüßen wir daher die Erklärung, die der Großwesir Talaat Pascha kürzlich abgegeben hat, insbesondere die Absicht der Kaiserlich osmanischen Regierung, gemäß ihrer den Juden stets bewiesenen freundschaftlichen Haltung die aufblühenden Siedelungen in Palästina durch Gewährung von freier Einwanderung und Niederlassung in den Grenzen der Aufnahmefähigkeit des Landes, von örtlicher Selbstverwaltung, entsprechend den Landesgesetzen, und von freier Entwickelung ihrer kulturellen Eigenart zu fördern.

Im April 1918 bildete sich in Berlin das Komitee „Pro Palästina" zur Förderung der jüdischen Palästinasiedlung. Mitglieder aller Parteien traten ihm bei, u. a. von den Konservativen Graf Westarp und Hoetzsch, vom Zentrum Fehrenbach und Erzberger, von den Sozialdemokraten Noske, Cohen, Kranold, Quessel, Scheidemann. In seinen Schriften, von denen bisher acht Hefte erschienen sind, will das Komitee die deutsche Oeffentlichkeit über die Bedeutung der Frage aufklären. Die Ententepresse nahm die Gründung des Komitees mit einigem Mißvergnügen auf. Allein die Palästinapolitik der Alliierten sei von der edelsten Uneigennützigkeit bestimmt. Deutschland dagegen fröne imperialistischen Machtgelüsten und verfolge wohl gar im Gegensatz zum türkischen Staatsgedanken Germanisierungs- oder Annexionsbestrebungen.

Das Interesse der Mittelmächte am Zionismus war in Wirklichkeit ein doppeltes. Einmal mußten sie der ihnen verbündeten Türkei ein rasches und kräftiges Erstarken wünschen. Die Türkei leidet vor allem an Menschenmangel. Mit deutschen Ansiedlern konnten wir ihr nach der übereinstimmenden Ansicht aller wirklichen Kenner des Orients schwerlich zu Hilfe kommen. Der Jude dagegen ist, wie die Zionisten und ihre christlichen Freunde glauben, der gegebene Besiedler Palästinas, des Landes, wo einst Milch und Honig floß, und das trotz seiner heutigen Vernachlässigung und Verödung für die Zukunft viel verspricht. Der Jude kann osmanischer Untertan werden, er kommt in einen schon bestehenden Kulturkreis seiner eigenen Kultur hinein, und er kehrt in seine alte Heimat zurück. Die zionistische Besiedlung Palästinas schien also dem von uns gewollten wirtschaftlichen Aufschwunge der Türkei und auch den Handelsverbindungen Deutschlands zugute zu kommen.

Zweitens kam dazu das Problem der Ostjuden. Wir konnten nicht wünschen, daß Deutschland wie Oesterreich von den Massen von Juden überflutet wurde, die, wie man glaubte, aus dem ehemaligen Westrußland und Galizien abziehen würden, und es konnte uns nur lieb sein, wenn dieser Strom nach Palästina abgelenkt worden wäre.

III.

Der Wechsel des Kriegsglücks hat eine Wendung herbeigeführt. Mit dem katastrophalen Zusammenbruch unserer Verbündeten hat der Vierbund und die deutsch-türkische Freundschaft, die für ein sicheres und dauerndes Ergebnis des Krieges galt, ihr Ende gefunden.

Unmittelbares politisches Interesse an dem Schicksale Palästinas haben wir vor der Hand nicht mehr. Aber die Gefühlswerte, die uns nach wie vor mit ihm verknüpfen, sind ebenso groß wie bei den anderen Christen der ganzen Welt.

Was wird nun aus dem heiligen Lande und dem Zionismus?

Um die Jahreswende 1917/18 scheint England die Absicht gehabt zu haben, in Palästina einen Judenstaat zu errichten.

Im Dezember 1917 verkündete Lord Cecil einer zionistischen Massenversammlung in London den Entschluß des Kabinetts, das nationaljüdische Ideal zu verwirklichen und entsprechend dem Grundsatze des Selbstbestimmungsrechts der Völker und des Schutzes der kleinen Nationen den jüdischen Staat als ein gesichertes und unabhängiges Staatswesen zu errichten, das nur hinsichtlich der arabischen Bevölkerung sowie der christlichen und mohammedanischen Heiligtümer bindende Verpflichtungen eingehen müsse.

Aber mit der Durchführung der Idee ist dann doch nicht Ernst gemacht worden. Zwar berichteten die Zeitungen von der Gründung einer jüdischen Universität in Jerusalem,[1]) von der Gründung einer jüdischen Bank und von der Entsendung von Kommissionen in das heilige Land. Aber der entscheidende Schritt, die Proklamation des Palästinastaates, die im Februar und März 1918 als nahe bevorstehend angekündigt wurde, erfolgte nicht.

Mitte Juli 1918 empfing der englische Arbeiterminister Barnes eine zionistische Militärabteilung und eine ärztliche Kommission, die sich nach Palästina begeben wollten. Er erklärte ihnen, daß die Idee, die Zionisten sollten in Palästina eine Art von Monopol ausüben, von ihm nicht geteilt werde. Es solle vielmehr ein Zustand geschaffen werden, daß die Juden und die anderen Völker in Palästina in Frieden und Eintracht miteinander leben könnten.

Das sah wie eine Absage aus und deutete wohl auf eine Schwenkung der englischen Politik hin. Die nächsten Kundgebungen redeten in der Tat nicht mehr vom jüdischen Staate, sondern von einer internationalen Verwaltung Palästinas.

Welche Gründe diesen Umschwung veranlaßt haben, ist nicht ganz deutlich zu erkennen. Man kann daran denken, daß die

[2]) Der Grundstein zur Universität wurde am 24. Juli 1918 auf dem Skopus im Norden der Stadt gelegt. 6000 Juden wohnten der Feier bei.

Mohammedaner unruhig wurden und in der Begünstigung des Zionismus einen schweren Verstoß gegen das Selbstbestimmungsrecht erblickten.

Aber auch die Rücksicht auf den Vatikan und die Hoffnung, den Papst ganz für die Sache der Entente zu gewinnen, mag bestimmend gewesen sein.

Man erinnert sich, wie die Besetzung Jerusalems in Rom in einer Weise gefeiert wurde, die wir in Deutschland nicht gerade neutral finden konnten. Der Kardinalvikar pries die Wiedergewinnung der heiligen Stätten durch eine christliche Macht als eines der denkwürdigsten Ereignisse der christlichen Geschichte und forderte zum Danke gegen Gott auf.

Der Gefahr war man sich freilich in Rom bewußt. Der „Osservatore Romano" meinte schon am 17. Dezember 1917, die Genugtuung, die heilige Stadt in solchen Händen zu wissen, sei um so berechtigter, „wenn man an die Auffassung von Freiheit und Gerechtigkeit denkt, von denen die Handlungen Englands eingegeben sind, und die auch hoffen läßt, daß die Rechte und Interessen der katholischen Kirche auf dem Boden, der die Wiege der christlichen Religionen war, anerkannt und respektiert werden."

Als bald darauf aus Paris gemeldet wurde, daß die französischen Zionisten der englischen Regierung für die Begünstigung der jüdischen Pläne ihren Dank ausgesprochen hätten, brachten die „Neuen Züricher Nachrichten" am 28. Dezember 1917 das Befremden zum Ausdruck, das ein solches Vorgehen in den vatikanischen Kreisen errege. Denn diese Lösung werde vom Heiligen Stuhle als ein schwerer Affront nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern gegen die ganze Christenheit aufgefaßt. Es sei damit zu rechnen, daß der Heilige Vater in nächster Zeit seine Ansicht unzweideutig öffentlich bekannt geben werde. Vielleicht ist es damals zwischen dem Vatikan und der Entente über die Frage des heiligen Landes zu Verhandlungen gekommen. Der Heilige Stuhl hat vielleicht einen besonderen Anteil an der Internationalisierung Palästinas in der Weise angestrebt, daß ihm als dem Haupte der Christenheit die heiligen Stätten in Obhut gegeben würden.

Gegen den Judenstaat hat auch der Jesuit A. Huonder in den „Katholischen Missionen" (1917/18 Nr. 8) entschiedenen Einspruch erhoben. „Die Zionisten erheben den Anspruch, daß Palästina ihr Land, das Erbe ihrer Väter sei. Dieser Anspruch ist nicht berechtigt. Das Land der Verheißung war Israel zugewiesen als dem Träger der Messiashoffnungen. Aber mit der Absage an den Messias hat es seine Rechte verwirkt und mußte irrend in die Fremde gehen. Die ganze christliche Vergangenheit sah hierin ein göttliches Strafgericht, und der Versuch eines Julian des Apostaten, Israel seinen Tempel und seine Heimat zurückzugeben, steht als gotteslästerliche und vom Fluch getroffene Tat in den Blättern der christlichen Geschichte. Das heilige Land ist und bleibt, seit Chri-

stus dort lebte und starb, christliches Land und christlicher Boden.

Dem Türken ist Christus immerhin ein Prophet, dessen Andenken und Erinnerungsstätten Ehrfurcht gebührt, dem Juden ist Christus der Feind und Widerpart seines Volkes und seines Kultus. Dieser Gegensatz schließt für den Christen den Geist der Duldung und Liebe gegen die Juden nicht aus, und es entspricht ganz der Ueberlieferung der Päpste, daß Benedikt XV. auf Bitten der schweizerischen Zionisten sich neuerdings beim Sultan um Schutz und Duldung der Juden im ganzen türkischen Reiche bemüht hat.

Aber die heiligen Stätten in Händen und unter Kontrolle eines jüdischen Staates ist für den Christen ein unannehmbarer Gedanke. Uebrigens dürfte der türkische Großwesir Talaat Pascha wohl recht haben, wenn er, über diesen angeblichen Plan Englands befragt, zur Antwort gab: „Ich bin fest überzeugt, daß hinter diesen Versprechungen keine ernsten Absichten stecken. . . . Der einzige Zweck Englands ist, Sympathien zu gewinnen und die Juden der ganzen Welt (es sind heute 14 Millionen, von denen vielleicht 2 Millionen in Palästina Platz hätten!) für die Ziele der Entente einzufangen."

Aehnlich wie Huonder äußert sich ein „Divinator" in der „Augsburger Postzeitung" vom 4. September 1918: „Das heilige Grab, früher das ideale Ziel aller christlichen Völkerpolitik, soll heute — den Juden ausgeliefert werden. Das bedeutet die Gründung einer Republik Palästina, die aus kapitalistischen Interessen der jüdischen Hochfinanz zuliebe errichtet werden soll. Die alten Kreuzfahrer würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie so etwas erleben müßten! Man glaubt fast, die göttliche Vorsehung wolle an einem recht eklatanten Beispiele zeigen, bis zu welchem Grade der Verirrung menschliches — christliches — Denken gediehen ist, daß es diese Pläne noch unterstützt. Und gerade Palästina könnte ein Ausgangspunkt für eine Verständigung aller christlichen Völker sein."

Am 28. November 1918 ist vom amerikanischen Pressedienst in der Schweiz aus Bern gemeldet worden, daß der Union der jüdischen Vereinigungen in den Vereinigten Staaten von Kardinal Gibbons mitgeteilt worden sei, der Papst habe zu dem Plane, der jüdischen Rasse in Palästina eine Heimstätte zu bereiten, seine Zustimmung erteilt. Vom Judenstaat ist dabei nicht die Rede.

Der „Manchester Guardian" erfuhr am 29. November, der Führer der zionistischen Bewegung habe die Versicherung erhalten, daß, wenn die Frage der Zukunft Palästinas in der Friedenskonferenz zur Verhandlung komme, die Zionisten Gelegenheit erhalten würden, die nötigen Ansprüche auf Palästina geltend zu machen. Es bestehe die Absicht, in sehr kurzer Zeit in London einen zionistischen Kongreß zu eröffnen. Der Kongreß werde besucht werden von Vertretern aller alliierten und neu-

tralen Länder. Die zionistischen Vertreter aus Rußland und Amerika würden in den nächsten Wochen erwartet. In Paris würde mit Genehmigung der britischen und französischen Regierung eine zionistische Geschäftsstelle errichtet werden. Dies zionistische Büro in Paris würde der Leitung Sokolows unterstellt.

Der englische Zionistenführer Weizmann, der Vertreter der zionistischen Weltorganisation, hatte dann in Paris am 14. Januar 1919 eine Unterredung mit dem Präsidenten Wilson. Dieser sagte seine Unterstützung zu für die Errichtung eines „vollständigen und in seiner Entwicklung ungehinderten" jüdischen Palästina.

Mit den Arabern, die früher Gegner der zionistischen Absichten waren, soll eine Verständigung zustandegekommen sein. Der Emir Faisul, der Sohn des von den Engländern zum Königsrang erhobenen Emirs von Mekka, ließ sich für eine Art kulturpolitischen Bündnisses zwischen Juden und Arabern gewinnen. Die weiteren Schwierigkeiten, die Festsetzung der Nordgrenze und die Regelung der französischen Ansprüche, mußte der Friedenskonferenz überlassen werden. Der Widerstand von katholischer Seite aus religiösen Gründen wurde von Weizmann für unbedeutend angesehen.

Anfang Februar 1919 erfuhr dann der Londoner Korrespondent des „Jüdischen Preßbüros" in Stockholm aus zuverlässiger Quelle, daß die Pariser Konferenz folgendes beschlossen habe: Palästina soll unter die Kontrolle des Völkerbundes und unter die Sachwalterschaft einer Großmacht gestellt werden. Palästina wurde als besonderes Territorium und nicht als Teil Arabiens oder Syriens anerkannt.

Am 27. Februar wurde die zionistische Delegation von der Friedenskonferenz empfangen. Namens der zionistischen Organisation unterbreiteten Sokolow und Weizmann die Vorschläge für Palästina. Danach soll Palästina zunächst vom Völkerbunde verwaltet werden, Großbritannien soll das Mandat zur Verwaltung erhalten mit dem Auftrage, in Palästina ein jüdisches Gemeinwesen zu schaffen. Die Rechte der nichtjüdischen Bewohner sollen gewahrt werden. Ussischkin, als Vertreter der russischen Judenheit, richtete eine hebräische Ansprache an die Konferenz. Ferner sprachen André Spire, als Vertreter der französischen Zionistenföderation, und Professor Sylvain Lévy vom Collège de France. Lévy, ein nichtzionistischer französischer Jude, wies auf die Schwierigkeiten des Problems hin und erklärte, dafür eintreten zu wollen, daß Palästina eine internationale Heimstätte für diejenigen Juden werde, die aus ihrem gegenwärtigen Heimatland auswandern wollen. Er meinte, die christlichen und mohammedanischen Bewohner Palästinas würden sich ohne Schwierigkeit einem europäischen Regime fügen, da dasselbe geeignet wäre, das Gleichgewicht

unter den verschiedenartigen Faktoren zu erhalten. Dagegen würde sich die einheimische Bevölkerung der Vormundschaft eines anderen religiösen Elements widersetzen. Die russischen Juden hätten einen „explosiven" Charakter. Die Zionisten forderten offenbar zwei Bürgerrechte: in Palästina und ihrem Heimatlande. Weizmann widerlegte Lévys Einwände. Er erklärte, man fordere Bedingungen, die es zunächst jährlich etwa 60 000 Juden ermöglichen, in Palästina einzuwandern, sowie eine Weiterentwicklung der Kolonisation, Sprache, Schule und Verwaltung, die dazu führe, daß Palästina jüdisch werde. „Wir fordern: Palästina den Juden wie England den Engländern, Amerika den Amerikanern." Die Verhandlungen dauerten fast zwei Stunden. Die zionistischen Führer erklärten sich von dem Verlaufe sehr befriedigt. Tardieu erklärte bei der offiziellen Berichterstattung für die Presse, die Frage des jüdischen Staates in Palästina stehe günstig. Weizmann berichtete später der Londoner Zionistenkonferenz: „Die Stimmung auf der Friedenskonferenz war durchaus für uns. Sonnino drückte uns die Hand, Balfour beauftragte seinen Sekretär, uns zu beglückwünschen und uns zu sagen, daß meine Rede wie Schwertgeklirr über dem Haupt des Gegners geklungen habe."

Das der Friedenskonferenz überreichte zionistische Memorandum ist vom 3. Februar datiert und besagt: 1. daß die Friedenskonferenz den historischen Anspruch des jüdischen Volkes auf Palästina und das Recht der Juden, in Palästina ihre nationale Heimstätte wieder zu errichten, anerkennt; 2. daß die Grenzen Palästinas entsprechend einer beigefügten Karte festgesetzt werden sollen; 3. daß der souveräne Besitz Palästinas dem Völkerbunde übertragen und Großbritannien als Mandatar des Völkerbundes mit der Verwaltung beauftragt werde; 4. daß dies Mandat folgenden besonderen Bedingungen unterworfen sein soll: a) Palästina muß unter solche politische, administrative und wirtschaftliche Bedingungen gestellt werden, daß die Errichtung der jüdischen nationalen Heimstätte gesichert wird, und daß später die Schaffung eines autonomen Gemeinwesens ermöglicht wird, wobei zu verstehen ist, daß nichts getan werden soll, was die religiösen oder bürgerlichen Rechte bestehender nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina oder die Rechte und die politische Stellung der Juden in irgend einem anderen Lande beeinträchtigen könnte. b) Zu diesem Zweck soll die Mandatarmacht u. a. 1. die jüdische Einwanderung und geschlossene Ansiedelung auf dem Lande fördern, wobei die begründeten Rechte der gegenwärtigen nichtjüdischen Bevölkerung gleichmäßig gewahrt werden sollen; 2. bei solchen Maßnahmen, die jeweils zur Ausführung der Bestimmungen des Mandats notwendig befunden werden, die Mitwirkung eines Rates annehmen, der die Juden Palästinas und die Judenheiten der Welt repräs-

sentiert und der zwecks Entwicklung der jüdischen nationalen Heimstätte in Palästina gebildet werden soll; ferner diesen Rat mit der Organisation des jüdischen Erziehungswesens in Palästina betrauen. Dieser Rat muß eine gemeinnützige Körperschaft sein, die keine gewinnbringenden Geschäfte macht; 3. diesem Rat den Vorrang einräumen bei der Vergebung aller Konzessionen, die für öffentliche Arbeiten oder für die Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen des Landes beschlossen werden. c) Die Mandatarmacht soll im weitesten Ausmaß die lokale Selbstverwaltung, die unter den Landesbedingungen möglich ist, fördern. d) Für alle Zeiten soll in Palästina die vollste Freiheit des religiösen Glaubens und der Religionsausübung für alle Glaubensbekenntnisse gesichert sein. Ferner soll dort kein Unterschied der Einwohner auf Grund von Religion oder Rasse in Hinsicht auf Untertanenschaft oder bürgerliche und politische Rechte bestehen. e) Die Friedenskonferenz soll Bestimmungen betreffend die Kontrolle der heiligen Stätten treffen."

Die französische Presse hatte gegenüber diesen Forderungen noch mancherlei Bedenken, die sich zum Teil aus den Geheimverträgen mit England und Rußland erklären, die Frankreich Syrien einschließlich Palästinas zusprachen. Die englische Presse dagegen stand der Sache mit größerer Wärme gegenüber, betrachtete das palästinische Staatswesen als Werk der englischen Oeffentlichkeit und war stolz auf das Gelingen des Unternehmens. Der „Daily Telegraph" bezeichnet den Zionismus als das einzige Projekt der Friedenskonferenz, das ohne Verkleinerung des Reichtums oder des Gedeihens irgend einer anderen Nation voll erfüllt werden kann. Die Uebertragung des Mandats an Großbritannien ist „ein Kompliment für die britische Verwaltung, dem die übrige Welt sich gern anschließen wird." Die Stimmen sind in der „Jüdischen Rundschau" 1919 Nr. 26 und 27 verzeichnet. In Amerika hatte eine Petition der Juden an die Friedenskonferenz im Sinne der Erklärung vom 2. November 1917 Mitte März 1919 bereits 509 532 Unterschriften gefunden, während die Zahl der amerikanischen Schekelzahler nur 140 000 beträgt.

Die Verwaltung Palästinas während der englischen Okkupation hat allerdings den jüdischen Erwartungen wenig entsprochen, und auch mit den Arabern hat es neue Schwierigkeiten gegeben. Dafür aber hat das Britische Auswärtige Amt im August 1919 die Okkupationsbehörden in Palästina daran erinnert, daß an der Erklärung vom 2. November 1917 festgehalten und es als vollendete Tatsache angesehen werde, daß Palästina die nationale Heimstätte der Juden werden solle. Und am 2. November konnte auf dem unter Vorsitz Rothschilds in London abgehaltenen Bankett zur Feier des Jahrestages jener Erklärung ein Brief des jetzigen Außenministers Lord Curzon verlesen werden, in dem es heißt, daß die englische Regierung nach wie vor bei ihrer dem

jüdischen Volke gegebenen Zusage beharre. Die endgültige Regelung der Palästinafrage und des sog. Mandats über Syrien ist aber bis jetzt (Dezember 1919) noch nicht erfolgt.

IV.

Neben der Frage der Staatlichkeit bleibt nun noch das eigentliche zionistische Programm, die jüdische Kolonisation des heiligen Landes.

Was ist in dieser Beziehung bereits geleistet und welches sind die Zukunftsmöglichkeiten?

Die erste jüdische Kolonie in Palästina ist, wie schon erwähnt, Petach-Tikwah bei Jaffa. Sie wurde 1878 durch Juden aus Jerusalem gegründet. Dann folgten Ansiedelungen russischer und rumänischer Juden, die durch die Verfolgungen aus Europa vertrieben waren. Durch Krankheiten und Mißernten hatten sie furchtbar zu leiden, fanden aber 1883 an dem Baron Edmund v. Rothschild in Paris einen freigebigen Gönner.

Der von Theodor Herzl begründete Zionismus war anfangs gegen die Kleinkolonisation, schlug aber bald dieselben Wege ein wie die älteren „Zionsfreunde". Rothschild übertrug später die Leitung des von ihm unterstützten Kolonisationswerkes der „Jewish Colonization Association". Daneben bestehen eine ganze Reihe anderer Organisationen, wie der Jüdische Nationalfonds, die „Anglo-Palestine Company" in London, die „Palestine Land Development Company" in Berlin, die Siedelungsgesellschaft Erez Israel in Köln.

1898 bestanden 25 Kolonien mit etwa 25 000 Hektar Land und 4500 Seelen, 1914 43 Kolonien mit etwa 50000 Hektar und 11990 Seelen. In Judäa bei Jaffa liegen 18, in Samaria bei Haifa 7, in der Esdralonebene bei Haifa 1, in Untergaliläa bei Tiberias 12, in Obergaliläa 5.

Die Kolonien in Judäa beschäftigen sich vorwiegend mit Pflanzungsbau (Wein, Orangen, Mandeln, Oliven, Eukalyptus). Für Wein bildet Aegypten einen lohnenden Markt. Orangen wurden hauptsächlich nach England ausgeführt; die Ernte betrug 1913 etwa 600 000 Kisten im Werte von zwei Millionen Franken.

Die übrigen Kolonien befassen sich mit Getreidebau und Viehzucht, sind aber mit dem Ergebnis nicht recht zufrieden und haben die Neigung, zur sogenannten gemischten Wirtschaft überzugehen, d. h. einen Teil des Bodens mit Bäumen zu bepflanzen. Für Pflege der Pflanzungen scheint der Jude befähigter zu sein als für den Getreidebau.

Die jüdischen Ansiedler sind keine eigentlichen Bauern, sondern mehr Farmbesitzer, die nicht selbst mitarbeiten, sondern Araber und junge osteuropäische oder tscherkessische und jemenische Juden als Lohnarbeiter beschäftigen und selbst die Buchführung und den Absatz leiten.

Wenn also sozialdemokratische Schriftsteller wie Kranold und Cohen die eigentliche Bedeutung des Zionismus in der Wiederherstellung des verlorenen Zusammenhanges mit der Bodenbearbeitung, in der Rückkehr der Juden zur Urproduktion sehen, weil der alten jüdischen Kulturnation nur die Wiederverbindung mit dem Grund und Boden und seine Bebauung die Gesundung und frühere Kraft zurückgeben könne, so ist dies Ziel in Palästina bisher nicht erreicht. Für die Frage, ob die Juden überhaupt zu landwirtschaftlicher Tätigkeit geeignet sind, wird deshalb auch nicht auf Palästina, sondern auf Rußland verwiesen, wo es in den fünfziger Jahren 420 größere und kleinere Dörfer mit nur jüdischer Bauernbevölkerung gab, der 1872 der Grund und Boden durch einen staatlichen Gewaltakt weggenommen würde.

Der Wert der jährlichen Ernte der jüdischen Ansiedlungen in Palästina ist auf 4 750 000 Franken (Orangen 2 Millionen, Weintrauben ½, Mandeln ½ Million, Oliven 100 000, sonstige Baumpflanzungen 50 000, Getreide, Hülsenfrüchte und Sesam 1 200 000, Gemüse 100 000, Milch 200 000, Geflügel- und Bienenzucht 50 000, Reiseverkehr usw. 50 000) zu schätzen. Unsere gesamte Einfuhr aus der Türkei betrug 1912 nur rund sechzehnmal soviel (77,8 Millionen).

Der Wert des Bodens ist durch die in ihn hineingesteckte Arbeit von durchschnittlich etwa 100 Mark für den Hektar auf etwa 1000 Mark gestiegen. Im Gegensatz zu der primitiven Arbeitsweise der eingeborenen Bevölkerung wenden die jüdischen Kolonien die modernsten Arbeitsmittel an. Ueberall findet man Sä- und Schneidemaschinen und moderne Pflüge, vielfach Motorpflüge und Dreschmaschinen, sowie Motorpumpen zum Bewässern der Plantagen und Gemüsefelder. So können Ländereien in Arbeit genommen werden, deren Bearbeitung für die einheimische Bevölkerung aussichtslos ist. Ferner besteht eine nach modernen wissenschaftlichen Grundsätzen geleitete Versuchsstation, die sich mit Anpflanzung bisher unbekannter Kulturen, wie Baumwolle, beschäftigt und den Kolonisten die Ergebnisse mitteilt.

Der Wert der Kolonien wird auf etwa achtzig Millionen Mark geschätzt.

An der Spitze steht das Dorf Petach-Tikwah, nordöstlich von Jaffa, mit einer genial durchgeführten Bewässerungsanlage, die fruchtbare Felder und Orangegärten geschaffen hat, wo sich vor 27 Jahren noch wüstes Land dehnte.

Daß die jüdische Kolonisation ein großes Kulturwerk ist, läßt sich nicht bestreiten. Ein genauer Kenner, der zehn Jahre in Syrien tätig gewesen ist, Dr. A. Ruppin, der frühere Leiter des Palästinaamtes, schreibt in seinem Buche „Syrien als Wirtschaftsgebiet" (1917): „Zusammenfassend läßt sich über die jüdischen Kolonien sagen, daß ihre Pflanzungen mustergültig sind, und daß sie durch ihren Unternehmungsgeist große neue Werte geschaffen und mit großem organisatorischen Geschick und starkem

Gemeingeist nicht nur den Absatz ihrer Produktion in neuer und vortrefflicher Weise organisiert, sondern auch ihre Kolonien durch Schulen, Aerzte, Apotheken, Wasserleitungen zu Kulturoasen ausgestaltet haben. Die Kolonisten haben das Verdienst, mit großen Opfern an Gesundheit und Leben auch an ungesunden Orten ausgeharrt und in mühseliger, mörderischer Arbeit die gesundheitlichen Verhältnisse gebessert zu haben. Diejenigen Kolonien, die nur Getreidebau treiben, ringen noch nach einer passenden und rentablen Wirtschaftsform . . . Genügende Mehrwerte können wahrscheinlich nur durch eine radikale Aenderung der Wirtschaftsweise (Einführung von Milch- und Mastvieh, teilweise Bepflanzung des Bodens) erzielt werden. Allen Kolonien haftet außerdem der Mangel an, daß die Hauswirtschaft (Gemüsebau, Geflügelzucht, Milchwirtschaft) mit Hilfe der Kolonistenfrau noch nirgends entwickelt ist, und daß die Kolonisten die meisten dieser Produkte kaufen müssen. Die jüdischen Kolonien unterscheiden sich hierdurch zu ihrem Nachteil von den deutschen (Templerkolonien) [3]), wo die Mitarbeit der Frau in der Hauswirtschaft große Werte schafft."

Auch das städtisch-jüdische Palästina hat durch die neue Einwanderung ein anderes Aussehen gewonnen. Das demoralisierende Almosen-(Chaluka-)System ist in der Reform begriffen, und die früher in den „heiligen" Städten vielfach schmarotzende jüdische Bevölkerung wird fortschreitend der Teilnahme am wirtschaftlichen Leben zugeführt. Der Geist der jüngeren Einwanderungsschicht (Jischub) ist der Geist der Arbeit und Schaffensfreude. In Jerusalem, Jaffa und Haifa sind neue und zum Teil in ihren kommunalen und hygienischen Einrichtungen mustergültige Stadtviertel entstanden. Handwerk und Industrie sind durch die Gründung von Fabriken und die Einführung von Hausindustrien belebt worden. Mittelpunkte jüdischer Erneuerung und Pflanzstätten zionistischen Geistes sind die Jerusalemer Kunstgewerbeschule Bezalel, die sich durch ihre Erzeugnisse in wenigen Jahren die ganze Welt als Absatzgebiet erobert hat, und das hebräische Gymnasium in Jaffa, dessen Mustergebäude 30 Lehrer und rund 800 Schüler beherbergte. Das Schulwesen, beginnend beim Kindergarten und über Volks- und Mittelschule bis zum Technikum in Haifa und demnächst vielleicht der Universität aufsteigend, zeugt von großzügiger Erfassung des Bildungsproblems. Die „Gesellschaft jüdischer Aerzte und Naturwissenschaftler für sanitäre Interessen in Palästina" läßt sich besonders die Bekämpfung der Bakterien und der endemischen Krankheiten (Trachom) angelegen sein. Dazu hat jede Kolonie ihren Arzt und ihre Apotheke, manche auch ihr modern eingerichtetes Krankenhaus. Da die Gesundheitspflege sonst im argen liegt, ist das jüdische Aerztewesen von größter Bedeutung; die jüdischen Aerzte machen schon heute mehr als die Hälfte aller Aerzte Palästinas aus.

[3]) Vgl. den Anhang.

Alles in allem stellt sich also der Zionismus ganz gewiß als ein starker „jüdischer Wille zum Leben" dar.

Für uns Deutsche ist noch von besonderem Interesse, daß von den 100 000 Juden des Landes über 70 000 jüdisch-deutsch sprechen. In dem deutschen Konsulatsbericht von Jaffa vom 29. Februar 1912 heißt es deshalb: „Da unter den deutschen Juden die deutsche Sprache, wenn auch nur in der korrumpierten Form des sogenannten Jargon bekannt ist, so bestehen zwischen ihnen und Deutschland Beziehungen, die noch größerer Ausdehnung fähig sind." Und ein englischer Konsulatsbericht führte den Rückgang des englischen Handelsverkehrs mit Palästina darauf zurück, daß die deutsch sprechenden Juden, in deren Händen sich ein großer Teil des auswärtigen Handels befindet, den Verkehr mit den deutschen Firmen des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns vorzögen.

Nationale Volks- und Verkehrssprache wird aber immer mehr das Hebräische, und auch das ist ein Ausdruck der neujüdischen Kulturentwicklung. Gegenwärtig, also etwa 35 Jahre nach seiner Wiedererweckung, steht das Hebräische nächst der arabischen Landessprache an erster Stelle, also vor jeder europäischen Kultursprache. Die Kinder auf den Straßen spielen in hebräischen Lauten, in den Mittelschulen werden Physik und Chemie hebräisch und an der Hand hebräischer Lehrbücher unterrichtet, die Gemeindeberatungen im „Volkshause" der Kolonien werden hebräisch abgehalten, und 1914 ist der Bericht über die erste Trachomkonferenz der jüdischen Aerzte in Jerusalem in hebräischer Sprache erschienen. „Nur ein Stummer, der seine Sprache wiedergewinnt, kann eine Ahnung davon haben, was es für eine stumme Nation bedeutet, ihre Sprache wiedergewonnen zu haben!"

Fragt man nun nach den Zukunftsaussichten und Entwicklungsmöglichkeiten des Zionismus in Palästina, so ist vor allem die Aufnahmefähigkeit des Landes ins Auge zu fassen.

Ein Kenner des Mittelmeergebietes wie Professor Philippson hat im „Berliner Tageblatt" vom 9. Februar 1916 erklärt, Palästina sei ein ödes, steiniges Land, in dem es nur vereinzelte eingesprengte, allerdings sehr fruchtbare Täler und Höhen gebe. Der weitaus überwiegende Teil der Oberfläche sei verkarstet. Es könne keine Rede davon sein, daß Palästina auf seinen 29 000 oder gar nur 27 000 Quadratkilometern Fläche jemals mehr als 1 200 000 Menschen ernähren könnte. 750 000 bis 900 000 zählt es aber heute schon!

Professor Karl Ballod (Palästina als jüdisches Ansiedlungsgebiet, Berlin 1918) errechnet dagegen im Minimum: 300 000 Hektar fruchtbare Ebene, die mit Hilfe künstlicher Bewässerung zu doppelten Jahresernten zu bringen sind, 600 000 Hektar ebene oder sanft geneigte, für den Ackerbau durchaus geeignete Flächen für eine Jahresernte (davon 400 000 Hektar in Hauran), mindestens 1 000 000 bis 1 200 000 Hektar mit der Narikruste (die

für Baumpflanzungen geeignet ist) bedecktes Hügel- und Bergland, sodaß nur vielleicht 500 000 bis 700 000 (20—25 %) eigentlich unfruchtbares, weil zu steiles und steiniges Gebirgsland oder Sandböden übrig bleiben würden.

Jakob Oettinger (Methoden und Kapitalbedarf jüdischer Kolonisation in Palästina, Haag 1917) rechnet für die jüdische Kolonisation nur mit 695 000 Hektar unbewässerbaren und 70 000 Hektar bewässerbaren Bodens, worauf er 76 000 Familienbetriebe zu gründen vorschlägt mit einem Gesamtaufwande von 1986 Millionen Franken.

Ballod setzt aber daran aus, daß hier argentinische Verhältnisse, wo man noch aus dem Vollen wirtschaften könne, vorgeschwebt hätten, daß für den einzelnen ein viel zu hohes Gesamtkapital verlangt und daß das Problem der Ansiedlung großer Massen so nicht gelöst werde. Ballod selbst ist der Meinung, daß Palästina 6 Millionen Menschen ernähren kann. Das nötige Kapital für ein solches zionistisches Maximalprogramm würde 4,8 bis 5 Milliarden betragen. Doch ließe sich auch schon bei einer Kolonistenzahl von 4000 Familien = 20 000 Köpfen ein schönes Kulturprogramm durchführen mit einem Gesamtaufwande von bloß 16 Millionen Mark, davon 3 bis 4 Millionen Genossenschaftsanteilen.

Die Wirtschaftsverfassung ist als eine genossenschaftliche gedacht, wobei der Unterschied von Herr und Knecht außer Spiel bleibt.

Als Wirtschaftsform hat Davis Trietsch in der „Kolonialen Rundschau" die Gartenstadt oder das Industriedorf vorgeschlagen, wobei die vollständige Vermählung von Stadt und Land erfolgen soll. Für die menschlichen Siedelungen kämen, auch aus hygienischen Gründen, die gebirgigen und hügeligen Landesteile an erster Stelle in Frage.

Wieviel von diesen Plänen in absehbarer Zeit wirklich zur Ausführung kommen wird, läßt sich in diesem Augenblick schwer sagen.

Auf der Berliner Tagung der Zionistischen Vereinigung für Deutschland Ende Dezember 1918 zeigte sich noch ein starker Zwiespalt der Meinungen. Manche beurteilten die Aufnahmefähigkeit Palästinas sehr günstig, andere meinten, daß nur ein geringer Teil des Bodens kulturfähig sei. Auch über die berufliche Schichtung der Ansiedler war man sich nicht ganz im Klaren. Manche Delegierten meinten, man müsse mit 80 Prozent Landarbeitern und nur 20 Prozent sonstiger Berufe rechnen, während andere von einer weitgehenden Industrialisierung redeten und auch von der Möglichkeit, eine große Anzahl Handwerker und Händler dort unterzubringen. Einige wollten aus Palästina ein sozialistisches Musterland machen, andere hielten den Zionismus für wichtiger als den Sozialismus, wieder andere erklärten die jüdische Idee mit der Idee der sozialen Gerechtigkeit für identisch. Ob überhaupt ein frisches Kolonisationsland den Sozialismus

vertragen könne, danach fragten nur wenige. Sonst macht man ja den Juden die allzu große Neigung zu rein wirtschaftlichem Denken zum Vorwurf. Aber von solchem Ueberwiegen der ökonomischen Idee war hier kaum etwas zu spüren. Die Ideologie und die ideologischen Schlagworte beherrschten das Feld. Man machte dem Referenten sogar zum Vorwurf, daß er die palästinische Wirtschaft auf den Weltmarkt eingestellt habe, während man sich doch um den Weltmarkt garnicht kümmern dürfe. Als wenn sich ein armes, kleines Land, das in der Einfuhr vom Weltmarkt abhängt, stolz von den Bedingungen des Weltmarktes abwenden könnte. Am vernünftigsten war ein Redner, der meinte: „Unser Land Palästina bedeutet ohnehin ein Experiment; unser Volk neu aufzubauen, ist in gewissem Sinne ebenfalls ein Experiment. Ich warne davor, diese beiden zu verknüpfen durch eine Methode, die abermals ein Experiment ist. Das könnte uns ruinieren, ehe wir noch recht angefangen haben."

Auch auf dem Palästinadelegiertentage der Zionistischen Vereinigung für Deutschland vom 26. bis 29. Mai 1919 zeigte sich der Gegensatz zwischen „Maximalisten" und „Minimalisten". Man nimmt zwar jetzt ziemlich allgemein an, daß Palästina, eine allseitige Erschließung des Landes vorausgesetzt, mindestens 5 Millionen Menschen aufnehmen und ernähren kann. Dagegen besteht keine Einigkeit über das Tempo der Besiedelung. Die „Minimalisten" sprechen von einer Einwanderung von 20 000 bis 60 000 Menschen im Jahre als nächstem erreichbaren Ziele (Lichtheim, Ruppin usw.) Als „Maximalist" hatte auf der Tagung Trietsch das Wort, der sagte: „Ich wähle als Beispiel eine Einwanderung von 100 000 im Jahre, bemerke aber ausdrücklich, daß es mir durchaus fern liegt, mich etwa mit einer solchen oder ähnlichen Ziffer zufrieden zu geben. Ich glaube, es wird ein Vielfaches — zum mindesten ein Mehrfaches — dieser Ziffer werden."

Auf alle Fälle will man in möglichst kurzer Zeit eine solche Zahl von Juden nach Palästina verpflanzen, daß die „dringend benötigte Präponderanz vor den anderen Volksstämmen" gesichert wird.

Für den sozialen Aufbau wurden folgende Richtlinien aufgestellt: Nationalisierung des jüdischen Bodens in Stadt und Land und seine Weitergabe in Erbpacht und Erbbaurecht, Festsetzung von Höchstmaßen für die Zuteilung von Boden, Weitergabe des Landes an Einwanderer, die das Land selbst bearbeiten wollen, oder an landwirtschaftliche Genossenschaften, Unterstützung der Konsumvereine unter Förderung ihrer Eigenproduktion, Vergesellschaftung des Verkehrswesens, der Häfen, der Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwirtschaft, der Wälder und Naturschätze, Gewährung öffentlichen Kredits zum Aufbau der nationalen Produktion der Landwirtschaft und der Industrie mit Hilfe freier Arbeitergenossenschaften, Aufsicht und Kontrolle der Privatindustrie durch die jüdische Gemeinschaft, kollektive Arbeitsverträge, ausgedehnte Arbeiterschutzgesetzgebung, Anteilnahme der Arbeiter an

der Regelung der Arbeitsbedingungen und am Gewinn, unentgeltliche Benutzung der Bildungsanstalten und Lehrmittel, die Möglichkeit der Teilnahme auch Unbemittelter durch Gewährung der Unterhaltungskosten aus öffentlichen Mitteln, unentgeltliche Gewährung von ärztlicher Hilfe und Heilmitteln, Kontrolle des Bau- und Wohnungswesens, sowie möglichst ausgedehnte städtische und kommunale Bautätigkeit, Einsetzung des Sabbats und der Feiertage als nationale Ruhetage des jüdischen Volkes.

Aus einem Antrage von Dr. Elias Auerbach wurde folgender Satz angenommen: „Ein Gegensatz vor Kapital und Arbeit und aus ihm sich ergebende Klassenkämpfe sollen durch die Betätigung eines wahrhaft jüdisch-sozialen Geistes im Gemeinwesen verhindert werden."

Ballod betont mit Nachdruck, daß in jedem Falle mit der denkbarsten Vorsicht und Umsicht vorgegangen werden müsse, daß die tüchtigsten Fachleute nicht nur zu hören, sondern auch zur Leitung zu berufen seien, daß eine „mit dem Banausentum gehende Richtung," die nur zerstören, nicht aufbauen könne, keinesfalls die Führung bekommen dürfe.

„Die neue jüdische Siedlung in Palästina muß, wenn sie Bestand haben, wenn sie die in großzügiger Weise inaugurierte ethische Wiedergeburt zu Ende führen soll, eine Gesellschaft freier Genossen, nicht eine solche von Herren und Knechten sein . . . Es muß die Idee des Ausgleichs, der Verständigung, des ewigen Friedens herrschen. Und wenn das Utopien sind, wenn Zionismus und ewiger Friede Utopien sein sollten, so sind es doch, trotz Widerspruchs großer Heerführer, schöne Utopien."

Der sephardische Großrabbiner Englands, Dr. Gaster, verkündet stolz, Palästina werde das große Zentrum der Zivilisation werden, wo alle modernen sozialen Reformen leicht eingeführt werden können, wirtschaftliche und industrielle Probleme, Fragen der Beziehung zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Kirche und Staat usw. gelöst werden. „Die Juden werden gleichsam auf eine reine Tafel der Welt die neue Botschaft aufschreiben."

Anhang.

Die deutschen Ansiedlungen in Palästina.

Die Anfänge der deutschen Kolonien in Palästina liegen in Württemberg. In den Kämpfen des Pietismus gegen die Tübinger kritische Schule (Strauß und Vischer) kam der Stuttgarter Prediger Christoph Hoffmann zu der Ueberzeugung, daß der Pietismus nicht fähig sei, eine Besserung der nationalen und geistigen Zerrüttung herbeizuführen, sondern „daß die Heilung der Völkerkrankheiten im Bau des Tempels, d. h. in der Bildung einer unabhängig von den bestehenden Kirchen auf einer christlichen Grundlage organisierten Gesellschaft ähnlich der ersten Christengemeinde, also auf der Sammlung des Volkes Gottes im

Heiligen Lande beruhe". Hoffmann riet schon 1849 in einer Broschüre zur Auswanderung nach Palästina, aber erst 1856 wurde von ihm und dem Kaufmann Hardegg auf dem Kirschenhardthofe bei Marbach der Deutsche Tempel gegründet, 1858 wurden drei Kundschafter und 1860 vier junge Leute zu längerer Ansiedelung nach Palästina entsandt. Die Templer zählten damals allein in Württemberg 3000 Seelen. Da es nicht gelang, weitere Kreise des deutschen Volkes und die deutsche Bundesversammlung für ihre Bestrebungen zu gewinnen, zogen die beiden Vorsteher im Jahre 1868 im Vertrauen auf Gott und die Richtigkeit ihres Strebens selbst nach Palästina, um mit festen Ansiedelungen den Anfang zu machen. Der Auszug der „Jerusalemsfreunde" wurde als Tollkühnheit überall heftig verurteilt.

Der Anfang war in der Tat nicht sehr ermutigend. Die Unterstützung der türkischen Regierung wäre nur für den Verzicht auf die deutsche Staatsangehörigkeit zu haben gewesen, worauf sich die Templer nicht einlassen wollten. Man entschloß sich daher, zunächst in Haifa eine Empfangsstation für weitere Ansiedler zu gründen. Westlich der Stadt wurden 22 Morgen Land erworben und eine 100 Meter breite Straße senkrecht zum Meeresstrande und zum Karmelgebirge angelegt.

So ward Haifa die älteste deutsche Ansiedlung in Palästina — ein schmuckes, deutsches Dorf in wundervoller Lage an der malerischen Bucht von Akko und am Fuße des Karmel, mit sauberen Straßen, inmitten grüner Wein- und Olivengärten. Der Fremde fühlt sich nach Württemberg versetzt, wenn ihm ein „Grüß Gott" entgegenschallt oder ihn ein schwäbisches Mädchen, das mit großen Platten lecker duftenden Obstkuchens aus dem gemeinsamen Backhause heimkehrt, freundlich einlädt: „Will der Herr amol probiere?" Die Kolonie zählt jetzt etwa 900 Seelen, einbegriffen die Bewohner der Tochterkolonien Waldheim, Bet-Lam, Karmelheim und Neuhardhof. Alle Stände und Berufe sind vertreten, am meisten Handwerk und Landwirtschaft: 280 Hektar Land dienen dem Feld- und Gemüsebau, 37 Hektar sind Weinberge. Es bestanden zehn deutsche Handelsgeschäfte, die ihre Materialien und Waren aus Deutschland beziehen, zwei Hotels, zwei Wirtshäuser, ein katholisches Pilgerhaus mit Hospital, eine Apotheke, mehrere Dampfmühlen, eine Zementwaren- und eine Seifenfabrik. Die Villenkolonie Karmelheim auf der Höhe des Berges diente als Sommerfrische und Luftkurort. Zwei Stunden entfernt an der Straße nach Jaffa liegt Neuhardhof mit wenigen Gehöften und etwa 380 Hektar Ackerland.

1869 erwarben die Templer in Jaffa die Ueberreste der Siedlung einer sich auflösenden nordamerikanischen Sekte, eine Oel-, Dampf- und Sägemühle, ein Hotel, drei Wohnhäuser und eine Hospitaleinrichtung für billiges Geld und gründeten so die zweite Kolonie. Jaffa ist vorwiegend städtischen Charakters, d. h. die 350 Ansiedler sind nicht Ackerbauer, sondern Kaufleute, Fruchthändler und Exporteure. Sie haben sich u. a. auch das Verdienst erwor-

ben, daß sie die erste regelmäßige Fahrpost nach Jerusalem einrichteten; bis dahin konnte man nur zu Pferde oder Esel dorthin gelangen.

Bald aber machte sich der Mangel an Ackerland fühlbar, und so wurde 1871 reichlich vier Kilometer weiter östlich an der Straße nach Nablus auf der ehemaligen Ebene von Saron die Ackerbaukolonie Sarona angelegt. Sie hat den Opfermut und die Ausdauer der Templer auf die stärkste Probe gestellt. Die Hitze und die sumpfige Lage hatten zur Folge, daß in den ersten Jahren fast jede Woche ein Kolonist vom Fieber oder von der Ruhr hinweggerafft wurde. Aber das unerschütterliche Gottvertrauen und die zähe Ausdauer der Ansiedler wurden aller Schwierigkeiten Herr. Nach Regulierung des Flußlaufes und Anlage einer Wasserleitung, die aus den tiefsten Grundwasserschichten gespeist wird, ist der Gesundheitszustand zufriedenstellend. Die Kolonie umfaßt heute etwa 730 Hektar Land und zählt etwa 500 Seelen. Sie unterhält drei Weinhandlungen mit eigenen Keltereien, Kellereien, Brennereien und Küfereien und einem Jahresertrag von 4000 Hektoliter. Ferner bestehen eine Schaumwein- und Likörfabrik, eine Dampfmühle, Gastwirtschaft, Apotheke, ein Manufaktur- und Kurzwarengeschäft und eine Schule mit zwei Lehrern und einer Lehrerin. Die ursprünglich bevorzugten Weingärten und Getreidefelder sind später größtenteils durch die mühsameren und kostspieligeren, aber auch weit einträglicheren Orangegärten und durch Gemüsebau ersetzt worden.

Die im Jahre 1873 gegründete Kolonie Refaim bei Jerusalem, auf einer kleinen Anhöhe rechts der Straße von Jaffa nach Jerusalem gelegen, konnte dagegen wieder nur Handel- und Gewerbetreibenden (Schuhmachern, Schneidern, Schmieden, Schlossern usw.) Wohnsitz gewähren, weil sich die Bodenbildung bei Jerusalem in keiner Weise zum Ackerbau eignet. Sie zählt heute etwa 500 Seelen und ist seit 1877 Mittelpunkt und Sitz der Leitung der Tempelgesellschaft. Auch die höhere Schule (früher in Jaffa) ist dorthin verlegt worden.

Bis 1902 ruhte dann der weitere Ausbau des Ansiedelungswesens, teils wegen des passiven Widerstandes der türkischen Behörden, teils wegen Mangels an Mitteln und finanzieller Schwierigkeiten, teils auch wegen innerer Zerwürfnisse und Spaltungen. In der Zeit des Stillstandes hat sich aber die Finanzorganisation gekräftigt, so daß die Gesellschaft über ein ansehnliches Barvermögen verfügt. Dazu hat sich im Jahre 1900 in Stuttgart aus Anlaß der Palästinareise unseres Kaisers unter dem Vorsitz des Fürsten Karl von Urach die „Gesellschaft zur Förderung der deutschen Ansiedelungen in Palästina" gebildet, die für Ankauf von Land oder sonstige wirtschaftliche Unternehmungen Darlehen gewährt.

So konnte 1902 in der Saronebene bei Jahudie, etwa eine Stunde von Lydda bei Jaffa entfernt, die nach unserem Kaiser und dem Könige von Württemberg benannte neue Kolonie

Wilhelma gegründet werden. In großzügiger Anlage wurden 500 Hektar zu Ackerland, 135 zu Wein-, 10 zu Mandel-, 15 zu Orangegärten, 18 zu Olivenanlagen verwandt, später noch weitere Orangegärten angelegt. Anfangs hatte man mit Mißernten und Viehseuchen schwer zu kämpfen. Später wurde aber die Gesamtlage eine recht gute. Die Milchproduktion, mit der Jaffa und Jerusalem versorgt wurden, brachte jährlich etwa 40 000 Franken. Die in der Kolonie gegründete Ackerbauschule ist neben einer jüdischen die einzige in Palästina und wirkte bahnbrechend. Wilhelma zählt etwa 250 Bewohner.

1906 wurden an der Straße von Haifa nach Nazareth am Rande der Jerusalemebene die schon genannten Kolonien Bet-Lam und Waldheim gegründet, die eine große Fläche (1400 Hektar) bis dahin brach liegenden Landes der Kulturarbeit erschließen.

Die deutschen Ansiedler haben unter den größten Schwierigkeiten, Anfechtungen und Opfern nicht nur ihre religiöse, sondern auch ihre nationale Ueberzeugung treu bewahrt und dem deutschen Namen in jeder Beziehung Ehre gemacht. Auch die Türken wußten, was sie an ihnen hatten. Abgesehen von der Steigerung der Ertragsfähigkeit des Landes und der Steuerkraft (Sarona brachte etwa 40 000 Franken) ist vor allem das Vorbild rationeller Arbeitsweise und die wirtschaftliche und kulturelle Erziehung der arabischen und jüdischen Bevölkerung hervorzuheben.

Der Wert der deutschen Kolonien wurde 1885 auf fünf, 1912 aber auf zwanzig Millionen Franken geschätzt.

Im Weltkriege haben die Palästinadeutschen Freud und Leid mit Deutschland und dem türkischen Verbündeten geteilt.[4])

Am 3. August 1914 rief der kaiserliche Generalkonsul Dr. Schmidt in Jerusalem alle dienstpflichtigen Männer bis zum Landsturm auf. Rund 200 Deutsche und Oesterreicher fanden sich darauf zur gemeinsamen beschwerlichen Landreise Jerusalem-Konstantinopel, die streckenweise (Jaffa-Haifa, Aleppo-Alexandrette und über die Gebirgspässe des Amanus und Taurus) nicht einmal mit der Bahn, sondern mit Fuhrwerk oder gar zu Fuß zurückzulegen war, zusammen. Am 21. August 1914 kamen sie in Konstantinopel an. Von Sarona zogen 20 Kolonisten ins Feld, von denen bis 1918 4 gefallen sind. Von den rund 650 Reichsangehörigen in Haifa, Bet-Lam und Umm el Amed taten 1918 78 Heeresdienst. Acht von den bei Kriegsausbruch zur Fahne geeilten Landsturmleuten und Freiwilligen sind gefallen, 19 haben sich das Eiserne Kreuz erworben. Die Beurlaubten oder Zurückgestellten bildeten ein freiwilliges Schützenkorps.

Die Daheimgebliebenen, Frauen und Mädchen, Kinder und Greise, betätigten sich ähnlich wie die deutsche Heimat, sammelten für das Rote Kreuz und den Roten Halbmond, strickten Woll-

[4]) Vgl. O. Eberhard, Palästina im Weltkriege, Berlin 1919.

sachen und nähten Leibwäsche, statteten die deutschen Soldatenheime in Palästina aus, beschafften Verbandszeug für die Kamellazarette am See Genezareth, warben für die Kriegsanleihe usw.

In Haifa kochten die weiblichen Mitglieder der Kolonie im Februar und März 1918 12 000 Kilogramm Orangenmarmelade für die Intendantur der Heeresgruppe und 4000 Flaschen Zitronensaft für deutsche Truppen ein. Für die achte Kriegsanleihe wurden dort 605 000 Mark gezeichnet. An den durchziehenden deutschen Truppen wurde weitgehende Gastfreundschaft geübt. Manche Bauernhäuser hatten ständig 5—10 Soldaten als Gäste.

Die Schutzgenossen des Deutschen Reiches und sogar die Deutschamerikaner (46 Köpfe) in Haifa suchten sämtlich ihre Einbürgerung in Deutschland nach. Auch hier fand sich zusammen, was innerlich zusammengehört.

Es ist ein Jammer, daß so viel vaterländische Treue und Opferwilligkeit auch an diesem Außenposten des Deutschtums den Zusammenbruch unserer Mächtegruppe hat über sich ergehen lassen müssen.

Schon wurde in der Presse verbreitet, die deutschen Kolonisten hätten ihren Besitz an die benachbarten Juden verkauft und mit den deutschen und türkischen Soldaten und Beamten das Land verlassen. Ganz so schlimm ist es aber wohl nicht. Wohl haben die Templer zum großen Teil Palästina im Stich lassen müssen, weil sie interniert wurden. Aber die Zurückgebliebenen befinden sich, wie mir das deutsche Auslandinstitut in Stuttgart mitteilt, nicht schlecht, und es ist einzelnen von den Engländern auch schon die Rückkehr erlaubt worden. Von einer glatten Aufgabe des Besitzes kann nicht die Rede sein. Wir wollen hoffen, daß dies Stück Heimat mit der deutschen Reinlichkeit und Ordnungsliebe erhalten bleibt und weiter Segen stiftet.

haben es uns nicht gestattet, diesen Grundsatz festzuhalten. Namentlich die tagtäglich eintretenden Preissteigerungen aller Druckmaterialien, des Papiers, die riesig emporgeschnellten hohen Arbeitslöhne, die ganz bedeutende Erhöhung der Postgebühren, die Verteuerung des Packmaterials machen es uns leider ganz unmöglich, diese Sammlung noch zu dem bisherigen Bezugspreise liefern zu können. Wir sind daher genötigt, für die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren den Bezugspreis von Band 39 an auf Mk. 6.—, mit Porto für direkte Zusendung Mk. 7.20, für die einzelnen Hefte auf 75 Pfennig zu erhöhen. Unsere verehrl. Bezieher werden sich den berechtigten Tatsachen sicher nicht verschließen. Wir bitten Sie daher, diese in der gegenwärtigen Zeit für die katholische Sache äußerst wichtigen und bedeutsamen Frankfurter Zeitgem. Broschüren für sich zu beziehen, und auch jede Gelegenheit wahrzunehmen, Ihren Freunden und Bekannten das Abonnement zu empfehlen.

Der Verlag:
Breer & Thiemann.

Der Herausgeber:
Dr. Ernst Breit.

Die nächsten Hefte des Jahrgangs 1919/20 werden sein:

„Zum Schulkompromiß von 1919“
(Theodor Rüther),

„Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten.“ Ein Beitrag zum Kampfe gegen die drei schlimmsten Volksseuchen.
(Dr. med. H. Moeser).

Eine wahre Fundgrube für Vortragsstoffe

bieten die

Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren.

Gesamtverzeichnis seit ihrem Bestehen steht auf Wunsch zur Verfügung.

Einzelpreis jeden Heftes nur **Mk. 0,85** einschließlich Zusendungsgebühr. Aeltere Hefte geben wir zu billigeren Preisen ab.

Inhalt der drei letzten Jahrgänge:

36. Band (1917).

Heft 1: **Das deutsche Erwachen.** Von Anton Dürrwächter.
Heft 2: **Die nationale Bedeutung der Antike** und ihre Stellung im künftigen deutschen Bildungsideal. Von P. Rupert Hänni.
Heft 3—4: **Polen und die polnische Frage.** Von Dr. Klemens Löffler.
Heft 5—6: **Das vlämische Volk.** Von Tony Kellen
Heft 7: **Nationale Einheitsschule.** Von Albert Stohr.
Heft 8: **Unsere Studenten und die großen Kriege.** Von Dr. Kl. Löffler.
Heft 9—10: **Prälat Anton de Waal und der Campo santo der Deutschen in Rom.** Von Dr. Jos. Masarette.
Heft 11—12: **Christliche und antike Kriegserziehung. Eine grundsätzliche Darlegung.** Von J. Gotthardt.

37. Band (1918).

Heft 1: **Die neuen Sterne und die biblischen Weissagungen vom Weltenende.** Von M. Müller.
Heft 2: **Griechenland und die Neugriechen.** Von Dr. Klemens Löffler.
Heft 3: **Jules Ferry und die französische Schulgesetzgebung.** Von P. H. J. Terhünte S. J.
Heft 4—6: **Der Ordensgedanke und seine Entwickelung in der anglikanischen Kirche.** Von Urban Zurburg.
Heft 7—8: **Die Freimaurerei.** Von Dr. Klemens Löffler.
Heft 9—10: **Die Germanenseele einst und jetzt** von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B. in Sarnen (Schweiz).
Heft 11: **Der Geburtenrückgang im deutschen Volke, seine Entstehung und seine Bekämpfung** von Dr. med. L. Lünnemann, San.-Rat in Bad Driburg.
Heft 12: **Das deutsche Volkslied unserer Feldgrauen.** Von Pfr. Reisner.

38. Band (1919).

Heft 1—2: **Das Nationalitätsprinzip und die Nationalitätsprobleme des Weltkrieges.** Von Prof. Dr. Klemens Löffler.
Heft 3: **Religion und Bühne.** Von Theodor Hüpgens.
Heft 4—5: **Rom seit 1870. Bauliche Umgestaltung und Verwüstung der ewigen Stadt. Pflege der in kirchlicher Obhut verbliebenen Denkmäler und Kunstschätze.** Von Dr. Jos. Massarette.
Heft 6: **Otto Willmann.** Ein Lebensbild von Dir. Dr. Seidenberger.
Heft 7: **Der Kampf auf der deutschen Ackerflur 1914—1918.** Von Dr. Albert K. Franz.
Heft 8: **Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten.** Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche von Professor Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Graz).
Heft 9: **Die Musikpflege im neuen Deutschland.** Von Musikdirektor Edmund Joseph Müller.
Heft 10—11: **Der deutsche Friede.** Aus der Geschichte der Friedensbestrebungen. Von Tony Kellen.
Heft 12: **Der Imperialismus.** Von Professor Dr. Kl. Löffler.

Zu beziehen durch den

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Oct. 9, 1920
Sever Fund
P Germ 250.1.2

Frankfurter
Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.
Herausgegeben von Dr. Ernst Breit.
Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 7.20, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Zum Schulkompromiß von 1919

Von

Theodor Rüther

Dezember 1919 XXXIX. Band 3. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

An alle Bezieher und Freunde der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren

Die „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren“ treten im Oktober 1919 in den 39. Jahrgang ein. Während dieser langen Zeit sind sie dem katholischen Volke Wegweiser durch alle brennenden und interessanten Tagesfragen der Theologie und Philosophie, der Soziologie und Politik, der Literatur und Kunstkritik gewesen. Von tüchtigen Fachleuten in fesselnder und gemeinverständlicher Form geschrieben, sind die einzelnen Hefte wertvolle Beiträge zu einer gründlichen und weitgehenden Allgemeinbildung.

Gerade unter diesem Gesichtspunkte ist die Aufgabe unserer Broschürensammlung in diesen Tagen besonders wichtig. Es gilt, dem Pulsschlag der neuen Zeit zu lauschen, das Wachsen und Werden der neuen Verhältnisse auf dem Gesamtgebiet der Kultur zu beobachten, es gilt die verschiedenartigen sozialen und geistigen Strömungen in unserem Volksleben klar zu sehen und richtig einzuschätzen. Das ist gerade für uns deutsche Katholiken unumgänglich notwendig aus Gründen, die einem jeden von uns bekannt sind. Nur wer seine Zeit versteht, wird Einfluß auf sie haben, und auf diesen Einfluß im öffentlichen Leben können und wollen wir nicht verzichten.

Darum wird es von jetzt ab das Bestreben des Verlages und des Herausgebers sein, mehr noch als bisher wahrhaft zeitgemäße, allgemein interessierende Themen in unserer Sammlung behandeln zu lassen. Möge unsere Arbeit allenthalben im katholischen Deutschland offene Türen und offene Herzen finden.

„Durchhalten“ im Preise trotz der riesigen Opfer der verteuerten Herstellungskosten war bisher unsere Parole für diese Sammlung. Immer wieder haben wir versucht, eine Preiserhöhung abzuwenden. Aber die Verhältnisse des letzten Halbjahres

Zum Schulkompromiß von 1919.

Von Theodor Rüther.

Am 14. Juli d. Js. meldeten die Zeitungen, daß zwischen dem Zentrum und der Sozialdemokratie ein Schulkompromiß abgeschlossen sei. Kaum war das Kompromiß bekannt geworden, da setzte auf demokratischer und unabhängiger Seite eine böse und unverzeihliche Hetze ein, die zur Folge hatte, daß auch manche Sozialisten in ihrer Stellungnahme schwankend wurden und ein neues Kompromiß geschlossen werden mußte. Die Bestimmungen dieses letzteren sind dann mit dem 31. Juli 1919 Gesetz geworden. Sie sind enthalten in Art. 142—150 der Verfassung. Kompromiß bedeutet einen Vertrag, in dem der eine dem andern etwas verspricht, ihm Zugeständnisse für die Zukunft macht. Das Schulkompromiß von 1919 soll der Anfang eines Ausgleiches zwischen den Forderungen des christlichen Gewissens und des absolutistischen Staates auf die Schule sein. Für die Würdigung des Kompromisses ist es nützlich, die Stellung des absolutistischen und des christlichen Staatsgedankens zur Schule zu entwickeln. So wird die Bedeutung des Kompromisses hinreichend klar werden.

I. Der absolutistische Staat und die Schule.

Das ganze Mittelalter hindurch haben Kirche und Staat gestrebt, sich gegenseitig in ihrer Einflußnahme auf die Völker abzugrenzen. Seit Bonifaz VIII. Tagen (1294—1303) trat die Macht der Kirche mehr und mehr zurück. Der Staat dehnte seine Rechte immer weiter aus. Nach der sogen. Reformation stand in den meisten protestantischen Ländern der Staatsgewalt überhaupt keine selbständige Kirche mehr gegenüber. Der Landesherr wurde auch Kirchenhaupt. Die Staatsgewalt übernahm und handhabte auch das Kirchenregiment. Gegenüber der katholischen Kirche maßten sich die Fürsten teilweise schon vor der Reformation das Kirchenhoheitsrecht an. Ihm zufolge griffen sie vielfach in katholische kirchliche Angelegenheiten, bei denen es sich nicht um Glaubenssätze handelte, ein. Gleichzeitig dehnte der Staat seinen Einfluß auf die Jugenderziehung immer mehr aus und eignete sich die Rechte auf die Schule an, die noch im 17. Jahrhundert ein annexum ecclesiae hieß.

In Brandenburg wurden 1573 durch die landesherrliche „Visitations- und Konsistorialordnung" die Schulen dem Konsistorium unterstellt. „Die Verordnung ging von der Anschauung aus, daß die Kirche unter Mitwirkung des mit dem Staate identischen absoluten Landesherrn kraft seines Summepiskopates über die Evangelischen und seines Kirchenhoheitsrechtes über die Katholiken die Schule zu leiten habe. Diese Anschauung wurde auch späterhin nach Errichtung des Königreiches Preußen weiter

beibehalten, jedoch in der Richtung allmählich immer mehr umgestaltet, daß der Landesherr bezw. der Staat kraft seines staatlichen Hoheitsrechtes unter Mitwirkung der Kirche die Schule zu leiten habe." [1]) Der Staat war auf dem Wege, jede andere Autorität außer der seinen bei Seite zu schieben, sich als absolut hinzustellen.

Im allgemeinen Landrechte 1793 beansprucht der Staat die Schule als seine Angelegenheit. „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates." Die französische Revolution brachte keine wesentliche Aenderung des Staatsgedankens. Sie sprengte nur die unnatürliche absolute Fürstengewalt. In Deutschland ist der absolutistische Staatsgedanke sogar erst nach der Revolution, im 19. Jahrhundert, zur höchsten Entfaltung geführt worden. Als infolge der erkenntnistheoretischen Philosopheme das Vertrauen auf jegliche Metaphysik unterhöhlt war und das Naturrecht von der Wissenschaft mißachtet und über Gott die Achseln gezuckt wurden, da konnte in Hegels Philosophie der Staat auf den Thron Gottes gesetzt werden. In der Idee des absoluten Staates lag es, daß die Schule gänzlich dem Staate dienstbar gemacht wurde. Er mußte alleiniger, oberster Erzieher, die Schule sein Instrument, sein Organ, werden.

So sehr Hegels Ideen im preußischen Staate gefördert wurden, hat man doch auf Seite der Regierung nicht gewagt, der Religion gegenüber mit der Staatsidee Ernst zu machen und die Kirche aus der Schule zu verdrängen. Man war überzeugt, die Religion nötig zu haben zum Regieren, und beließ deshalb auch der Kirche Einfluß in der Schule. Eine allerhöchste Kabinettsordre vom 14. Mai 1825 bestimmte: „Der regelmäßige Besuch der Lehrstunden in der Schule muß so lange fortgesetzt werden, bis das Kind nach dem Befund seines Seelsorgers die einem jeden vernünftigen Menschen seines Standes notwendigen Kenntnisse erworben hat Nur unter Genehmigung der Obrigkeit und des geistlichen Schulvorstehers kann ein Kind länger von der Schule zurückgehalten, oder der Schulunterricht desselben wegen vorkommender Hindernisse auf einige Zeit ausgesetzt werden." [2]) Bei Beratung der von freiheitlichem Geiste getragenen Verfassungsurkunde vom Jahre 1850 erkannte der Kultusminister von Ladenberg das Recht der Kirche, in der Schule mitzuwirken, durchaus an. Er gestand zu, daß in Konsequenz der Verfassungsbestimmungen der Kirche vom Staate besondere Aufsichtsrechte in Bezug auf den Religionsunterricht zugestanden werden müssen, „sowie dabei auch die religiöse Erziehung ins Auge zu fassen ist, welche weitere Grenzen hat als der unmittelbare Religionsunterricht." [3])

---

[1]) Tourneau, W., Das allmähliche Schwinden des Einflusses der Kirche auf die Schule in Preußen. l., S. 7.

[2]) Tourneau, a. a. O. S. 16 f.

[3]) Tourneau, a. a. O. S. 23.

Man könnte vermuten, daß durch das Vordringen des politischen Liberalismus im 19. Jahrhundert der Verstaatlichung der Schule Einhalt geboten wäre. Der Liberalismus verkündete ja die Menschenrechte. In Deutschland machte er sich zum Wortführer der nationalen Einheitsbestrebungen in kleindeutscher Form. Als diese Form der Einheitsbestrebungen zum Siege gelangte, kam auch der Liberalismus zu ausschlaggebender Stellung in der Politik und im ganzen öffentlichen Leben. Einen bedeutenden Anteil an dem Werke der nationalen Einigung und Machtentfaltung schrieb man der Schule zu. Man sprach vom Schulmeister als vom Sieger von Königgrätz. Diesen Schulmeister wollte man nun auch durchaus im Dienste des nationalen Staates behalten und ausnutzen. Des nationalen Machtstaates wegen ist der Liberalismus trotz seines Namens nicht für die Freiheit der Schule eingetreten. Gebannt vom Staatsgedanken, allerdings auch gestachelt vom Argwohn gegen Rom, hat dann im Kulturkampf der Liberalismus so sehr gegen die Freiheit sich versündigt, daß er auch die katholische Kirche zum Instrumente des Staates machen wollte. Jedenfalls wollte man es nicht mehr dulden, daß eine starke Kirche die Schule irgendwie den Interessen und Bestrebungen des nationalen Machtstaates entziehe.

Am 11. März 1872 wurde durch Gesetz erklärt, daß die Kirche in der Schule nichts mehr zu sagen habe. Alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten werden der Aufsicht des Staates unterstellt. Soweit kirchliche Personen noch in der Schulaufsicht tätig sind, sind sie das nur im Auftrage des Staates. Im Oktober 1874 erklärte ein Erkenntnis des Strafsenats des Obertribunals, daß auch der Religionsunterricht in der Schule unter der Herrschaft des Staates stehe und in staatlichem Auftrage erteilt werde.[4]) Der Falk'sche Erlaß betr. den katholischen Religionsunterricht vom Jahre 1876, in dem zwischen schulplanmäßigem und kirchlichem Religionsunterricht unterschieden wird, baut auf diesem Entscheide auf. Hiermit war im Interesse des Machtstaates gegen die Rechte der Kirche und die Freiheit des Gewissens grausam verstoßen worden. Die Kirche war aus der Schule, in der sie nach dem Willen gläubiger Eltern mitwirkte, hinausgestoßen. Ihr eigenstes Tätigkeitsgebiet, den Religionsunterricht, nahm in der Schule der Staat für sich in Anspruch. Es ist wohl zu beachten, daß Bismarck diese Errichtung der vollen Herrschaft des Staates über die Schule zu den wertvollen Siegespreisen des Kulturkampfes rechnete.[5])

Der Kulturkampf ist nicht ganz nach den Erwartungen der Anhänger des absoluten Machtstaates ausgelaufen. Man mußte die Erfahrung machen, daß das Bedürfnis nach religiöser Frei-

---

[4]) Mauel, J. P., Das Verhältnis der Volksschule zu Kirche und Staat. S. 7.

[5]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, II., S. 160, bei Heß. Der Kampf um die Schule in Preußen. S. 13.

heit noch zu stark war, als daß es durch gesetzgeberische Gewaltpolitik vernichtet werden konnte. So suchte man mit der Kirche einen Frieden zu schließen, ließ aber nicht ab von dem Bestreben, die Schule ganz zum Instrumente des Staates zu machen.

Obwohl man in der Folgezeit Geistliche sowohl in der Kreisschulaufsicht als auch besonders in der Ortsschulaufsicht tätig sein ließ, trat doch immer deutlicher das Bestreben hervor, auch den indirekten Einfluß der Kirche auszuschalten. In der Kreisschulinspektion wurden die katholischen Geistlichen bald sehr selten. Die Ortsschulaufsicht beschränkte man durch das Rektorensystem. Auch in der Lehrerausbildung wurde der Einfluß der kirchlichen Organe zurückgedrängt (vgl. die Neuordnung der 2. Lehrerprüfung vom 13. Juli 1912). Daß wir bis in die Revolutionsmonate hinein Reste der Mitwirkung der Kirche in der Schule behalten haben, z. B. in der herkömmlichen Form der Ortsschulaufsicht, hat nicht in der Duldsamkeit des Liberalismus seinen Grund. Da mit dem Jahre 1879 die politische Machtstellung des Liberalismus im Reiche sank, konnten auch seine schulpolitischen Pläne nicht auf kurzem Wege zur Vollendung kommen. Der geheime, auf Umwegen wirkende Einfluß des Liberalismus blieb stark genug, um gegen den Willen der Regierung und einer rechts gerichteten Mehrheit im Jahre 1892 den Volksschulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz, in dem die Rechte der Konfessionen berücksichtigt wurden, zu Fall zu bringen.

Prinz Wilhelm von Preußen hatte einst, nachdem er den badischen Aufstand niedergeworfen hatte, vor einer Deputation des Abgeordnetenhauses gesagt: „Als letzten und tiefsten Grund der vollen staatlichen und sozialen Auflösung in Baden habe ich nichts anderes erkannt als die Entfremdung der Schule von der Kirche, als die Entchristlichung der Schule.“ Wie ist es nur zu erklären, daß trotz einer solchen Erkenntnis die Regierung nicht die Kraft fand, dem Rade der Entwicklung in die Speichen zu greifen? Wundern muß man sich auch, daß weiteste Kreise gläubiger Katholiken die Unnatur der bestehenden Verhältnisse und die drohende Gefahr nicht scharf genug erkannt haben[6]) und daß gläubige Protestanten sogar lange Zeit an der Entkirchlichung und Verstaatlichung der Schule mitgewirkt haben.

Daß bei einer völligen Entkirchlichung und Verstaatlichung der öffentlichen Schule für die freie (Privat-) Schule in Preußen kein Raum mehr sein würde, war vorauszusehen. Nur eine staatliche Schule, in der alle Kinder erzogen wurden, konnte dem absoluten Machtstaate die erwarteten Dienste leisten. So wie man die Entkirchlichung durch die Maßnahmen der Be-

---

[6]) Der große Ketteler hatte schon 1862 auf die Gefahr hingewiesen, indem er schrieb: „Die Schule soll selbständig organisiert werden und lediglich eine Staatsanstalt sein, die Kirche aber von Staat und Schule getrennt werden.“ Freiheit, Autorität und Kirche. S. 202, bei Heß, a. a. O. S. 5.

hörden Schritt für Schritt durchsetzte, so fesselte man die freie Schule, indem man ihre Gründung von der Bedürfnisfrage und dem Ermessen der Behörden abhängig machte. Das geschah, obgleich die Verfassungsurkunde[7]) in Art. 22 sagte: „Unterricht zu erteilen und Unterrichtsanstalten zu gründen und zu leiten, steht jedem frei, wenn er seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat."

In den letzten Jahrzehnten hat gleichzeitig mit der Entwicklung der Großstädte das Denken der deutschen Volksmassen sich mehr und mehr von der Autorität losgelöst. Weite Schichten des Volkes wurden jedem Bekenntnisglauben entfremdet. Der naturhafte Radikalismus der Arbeiter ließ mit dem Bekenntnisglauben zumeist auch den Gottesglauben fallen. In der Politik stieg der Einfluß des Freisinns und dann der Sozialdemokratie. Der Freisinn hegte wenig Achtung vor dem Erziehungswerte der konfessionellen Religion. Er verlangte die Simultanschule. Die Sozialdemokratie sah in der religiösen Erziehung nicht etwas Wertloses, sondern etwas Irreführendes und Schädliches und verlangte völlige Ausweisung der Religion aus der Schule.

Das Volksschulunterhaltungsgesetz vom Jahre 1906 erklärte zwar, daß die konfessionelle Schule als die Regel zu gelten habe. § 36 brachte aber der Simultanschule die gesetzliche Anerkennung, die sie bislang nicht gehabt hatte, und die Möglichkeit der Fortentwicklung, brachte ihr sogar gewisse Vorteile gegenüber der Konfessionsschule, weil in den Landesteilen, in denen die Simultanschule bis dahin gesetzlich bestand, Konfessionsschulen nicht eingerichtet werden sollten (Nassau), während in jenen Landesteilen, in denen die Konfessionsschule bisher gesetzlich war (z. B. Hannover), auch die Simultanschule eingeführt werden konnte.

Wenn man die Entwicklung, die das Schulwesen in Preußen bis 1906 nahm, betrachtet, versteht man, wie weitblickende Männer trotz des Schulunterhaltungsgesetzes die Gefahr der rein weltlichen Schule nahegerückt sahen und für die Verteidigung der christlichen Schule das gläubige Volk auf die Mauer riefen. Die Situation war so, daß die Schule fest in der Hand des Staates sich befand. Die Kirche hatte keine Rechte mehr in derselben; in dem Einfluß, der ihr noch gegönnt war, wurde sie immer mehr beschränkt. Die Simultanschule war im Vordringen. Die Forderung nach der religionslosen Schule wurde laut erhoben von der Sozialdemokratie (§ 7 des Erfurter Programms), wurde vertreten, wenn auch noch mit einiger Scheu, von rührigen Kreisen des Deutschen Lehrervereins. Es sei erinnert an die Vorgänge auf der Münchener Tagung des Vereins im Jahre 1906. Wenn der vielberedete Block Bassermann bis Bebel Wirklichkeit wurde und die Reichspolitik auf die Landespolitik abstrahlte,

[7]) Die Bestimmungen der Verfassungsurkunde von 1850 über die Schule sind allerdings niemals rechtskräftig geworden.

dann mußte man für die Gewissensfreiheit das Schlimmste befürchten, denn weder vom Liberalismus noch vom Sozialismus war zu erwarten, daß sie bei einer Verweltlichung der öffentlichen Schule der freien Schule größere Bewegungsfreiheit gönnen und damit auf die Ausnützung der Schule für ihren Staatsgedanken teilweise verzichten würden. Der Liberalismus wollte die Schule im Dienste des Staates sehen der nationalen Erziehung wegen;[8]) die Sozialdemokratie wollte sie zur Pflanzstätte ihres Geistes machen. Den obligatorischen Besuch der öffentlichen Volksschule, also den Ausschluß jeder Unterrichtsfreiheit auf diesem Gebiete, hatte die Sozialdemokratie schon lange als Forderung aufgestellt (Erfurter Programm, § 7).

Entkirchlichung, Entchristlichung, staatliche Monopolisierung, das waren die drei Gefahren, die unserer Schule schon seit langem vom absoluten Staate her drohten. In dem sozialistischen Antrage, der im März 1916 im Abgeordnetenhause verhandelt wurde, treten diese Gefahren deutlich zu Tage. Der Antrag forderte, daß das Schulwesen auf der Grundlage der Einheitlichkeit, der Unentgeltlichkeit und der Weltlichkeit geregelt werde.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß das katholische Volk die drohenden Gefahren trotz der Bemühungen einzelner Männer nicht genügend würdigte. Man würde sonst wohl kraftvoller für die freie Schule eingetreten sein. Offenbar beruhigte man sich damit, daß die konfessionelle Erziehung noch gewährt wurde und infolgedessen bekämpfte man nicht genug die verhängnisvolle Uebertreibung der staatlichen Rechte auf die Schule. Die Gefahr, in der die christliche Jugenderziehung stand, wurde nicht kleiner dadurch, daß sie nicht genügend erkannt wurde.

II. Das christliche Gewissen und die Schule.

Nunmehr soll dargestellt werden, welche Gewalten nach christlicher Auffassung an der Schule beteiligt sind.[9])

Es ist für den Christen, der an das Naturrecht glaubt, eine Selbstverständlichkeit, daß das Kind in allererster Linie den

---

[8]) Schon der staatlichen katholisch-konfessionellen Schule hatte man es zum Vorwurfe gemacht, daß sie nicht ausreichend für jenen vaterländischen Geist arbeite, den man in der Schule genährt sehen wollte. E. Thrändorf schrieb in Reins Enzyklop. Handbuch der Pädagogik V (1906) 61: „Auch mit dem deutschnationalen Bewußtsein, wie es sich unter dem Einflusse der Reformation und der großen Dichter und Denker gebildet hat, wird die katholische Kirche und daher auch die katholisch-konfessionelle Schule sich niemals befreunden können. Infolgedessen wird sich auch der katholische Erzieher die Einführung der Jugend in das nationale Denken und Fühlen und die Erziehung für den . . . nationalen Staat nur sehr wenig angelegen sein lassen." Siehe Roloff Lex. der Pädagogik. Bd. IV, Sp. 1048, s. v. Simultanschule.

[9]) Die folgenden Ausführungen lehnen sich an an einen Artikel, den der Verfasser am 26. August d. Js. in der „Germania" über die Rechte auf die Schule veröffentlichte.

Eltern übergeben ist. So wie die Eltern die ganze Leiblichkeit des Kindes begründen und seine Seele durch die Vererbung beeinflussen, müssen sie auch für das Fortkommen des Kindes Sorge tragen. Die unvernünftige Natur, der Baum, der seine Ableger nährt, das Tier, das für sein Junges sorgt, sind hier dem Menschen nicht Muster, sondern nur Zeugen der allgemeinen Pflicht.

Wie nun unter der Anleitung der Natur die Eltern ihr Bestes geben zur körperlichen Gestaltung und Entwicklung des Kindes, so müssen sie auch zur Erziehung des Geistes geben, was sie selbst als das Beste für das Kind ansehen, d. h. sie müssen das Kind erziehen nach ihren heiligsten Ueberzeugungen. In dem gleichen Umfange, wie die Eltern die geschöpfliche Ursache sind für das Werden des Kindes, haben sie auch die Sorge für seine Ausbildung. Sie sind verpflichtet zu der ganzen Ausbildung des Kindes bis zu der Lebensstufe, auf welcher es als Glied der menschlichen Gesellschaft selbständig leben und für sich sorgen kann. Jede Pflicht, die in irgend einer Beziehung ein Gut für den Verpflichteten in sich birgt, wird in dieser Beziehung zum Rechte. Die Natur hat den Eltern ihre Pflicht, für die Kinder zu sorgen, lieb gemacht. So erscheint die Pflicht der Eltern als ihr liebes Recht, als Elterngewalt, eine Gewalt, die ihnen aber nur gegeben ist zum Besten des Kindes. Weil die Eltern für das Werden des Kindes die volle natürliche unmittelbare geschöpfliche Ursache sind, haben sie auch das unmittelbare natürliche Recht der Erziehung mit keinem zu teilen. Das entspricht zugleich dem Interesse einer gesunden Erziehung, die notwendig einheitlich sein muß.

Die politische Gemeinschaft, der Staat, hat seinem Begriffe nach die Aufgabe, den Einzelnen und die Grundgemeinschaft des Lebens, die Familie, zu schützen und in ihrem Streben nach dem Menschheitsziele zu fördern. Er hat deshalb die Rechte des Kindes auf die Erziehung sicherzustellen und die Tätigkeit der Eltern zu unterstützen. Insbesondere muß er da, wo aus mangelndem Wollen oder Können die Eltern ihrer Erziehungspflicht nicht gerecht werden, aushelfend eingreifen. Im Begriffe dieser aushelfenden Erziehungspflicht aber liegt es, daß er stets das Kind im Sinne der Eltern erziehen muß, wenn deren Erziehungsziel bekannt und sittlich einwandfrei ist. Da der Staat eine naturrechtliche Lebensgemeinschaft ist, hat er das Recht zu fordern, daß das Kind auch zum Staatsbürger erzogen werde. Die staatsbürgerliche Erziehung gehört mit zu der Gesamterziehung, zu der notwendigen Ertüchtigung des Menschen für das Leben, für die die Eltern Sorge zu tragen haben. Der Staat seinerseits hat das Recht, darüber zu wachen, daß die Erziehung, tatsächlich all das umfasse, was dem Staatsbürger notwendig ist, und daß all das ausgeschlossen sei, was für ein menschenwürdiges Zusammenleben in der staatlichen Gemeinschaft schädlich werden könnte. Weitere Rechte auf die Schule eignen dem Staate nicht.

Der Staat kann demgemäß wohl verlangen, daß die Eltern ihren Kindern ein bestimmtes, notwendiges Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten vermitteln (Lernzwang). Die Forderung, daß die Kinder diese Kenntnisse und Fertigkeiten in einer Schule gewinnen (Schulzwang), würde nur da sittlich erlaubt sein, wo diese Dinge auf einem anderen Wege nicht vermittelt werden könnten. Niemals darf der Staat die Schule zu seinem Monopole machen. Auf wahre Gewissensknechtung läuft es hinaus, wenn die Eltern gezwungen werden, ihre Kinder in die monopolisierte Staatsschule zu schicken (Staatsschulzwang). Wo der Schulzwang eingerichtet ist, verlangt das christliche Gewissen die Möglichkeit, freie Schulen zu gründen. Niemals kann das Gewissen christlicher Eltern zustimmen, daß die Schule eine monopolisierte Veranstaltung und ein Instrument des Staates sei. Wir müssen fordern das Recht auf die freie Schule.

Es wurde schon gesagt, daß die Eltern die Pflicht haben, ihre Kinder nach ihrer heiligsten Ueberzeugung zu erziehen. Christliche Eltern müssen also ihre Kinder so ausbilden, daß sie das, was sie selbst für das höchste Menschheitsziel halten, erstreben: Gott und das ewige Leben. Im Christenleben muß alles diesem einen Streben untergeordnet sein. „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles andere wird euch zugegeben werden." Die christliche Erziehung muß die Kinder dahin zu führen suchen, daß sie alles im Lichte der Ewigkeit zu schauen und alles Streben auf das höchste Ziel hinzurichten lernen. Unterricht und Erziehung muß zu diesem Zwecke durchdrungen sein von der Religion. Die Religion ist in der christlichen Erziehung nicht ein Unterrichtsfach neben anderen, sondern das allen anderen Richtung und Leben gebende Fach. Einen religiösen Menschen zu bilden, ist das Kunststück christlicher Erziehung. Solange christliche Eltern ein Gewissen haben, können sie nicht darauf verzichten, daß die Religion die bezeichnete Stelle einnehme in der Schule ihrer Kinder. Wo man sie zwingt, darauf zu verzichten, hindert man sie, ihrer Erziehungspflicht gerecht zu werden. Die christlichen Erziehungsberechtigten können mit der verweltlichten Schule niemals Frieden schließen. Sie können ihre Kinder ruhigen Gewissens nur in die Schulen schicken, in denen christlicher Geist herrscht.

Das Christentum ist Gemeinschaftsreligion Lehre und Sakrament bedingen das. Die überzeugten Anhänger einer christlichen Gemeinschaft müssen also wünschen, daß ihre Kinder in dieser Gemeinschaft das Lebensziel erstreben. Für die Katholiken liegt die Sache noch klarer. Die katholische Kirche ist sich bewußt, die alleinige übernatürliche Berufung zur religiös-sittlichen Erziehung der Menschheit zu haben und demgemäß sich aus göttlichem Rechte zu betätigen. Der gläubige Katholik glaubt an diesen Beruf seiner Kirche. Wenn er sein Kind in der Taufe der

Kirche übergibt, spricht er den Willen aus, daß es in der Kirche und unter ihrer Führung den Weg zu dem Lebensziele finde und gehe. Auf Grund der Willenserklärung der Eltern, die an den Auftrag, den Christus seiner Kirche gab, glauben, betätigt also die Kirche die Erziehung ihrer Kinder. Die gläubigen Christen können nicht ablassen von der Forderung, daß die Erziehung ihrer Kinder eine konfessionelle sei. Die Katholiken müssen stets verlangen, daß die religiöse Unterweisung in der Hand der Kirche liegt und daß die Kirche die Möglichkeit hat, darüber zu wachen, daß die ganze Ausbildung katholischer Kinder dem Geiste der Religion entspreche und daß in den Schulen, in denen katholische Kinder erzogen werden, nichts gelehrt werde und vorkomme, was gegen den Glauben und die christlichen Sitten verstößt. Von diesen Forderungen kann die Kirche nicht ablassen. Sie erhebt sie auch im neuen kirchlichen Rechtsbuche, wo es can. 1381 § 1 heißt: „Die religiöse Unterweisung der Jugend untersteht in allen Schulen der Leitung (auctoritas) und Aufsicht (inspectio) der Kirche" und wo in can. 469 den Pfarrern und in can. 1382 den Bischöfen die Pflicht eingeschärft wird, über die sittlich-religiöse Ausbildung der Jugend in den Schulen zu wachen.

Die Möglichkeit, eigene Schulen zu gründen (Freiheit der Schule), die Einordnung der Schule in die Erziehung für das übernatürliche Lebensziel (Christlichkeit der Schule), die Wahrung der Rechte der Kirche auf die Schule, das sind also die Forderungen, die für das christliche Gewissen unerläßlich sind. Gerade in diesen Dingen stand es aber, wie wir sahen, auch vor dem Kriege mehr als unsicher. Das alte Klassenwahlrecht konnte und durfte nicht bleiben. Wenn nun eine linksliberale und sozialistische Mehrheit ans Ruder kam, bestand sogleich, weil die Schule fest in der Hand des Staates war, die Gefahr, daß sie ihren christlichen und konfessionellen Charakter verlor. Die Forderung nach der freien Schule war allzuwenig lebendig und wäre deshalb kaum durchzusetzen gewesen. Wer weiß, welche Formen ein Kulturkampf unter diesen Verhältnissen angenommen hätte?

In der Revolution kam nun die Linke zur Mehrheit. Trotz der Erfahrungen des Krieges hielt die Sozialdemokratie fest an dem alten Staatsgedanken, nur daß bei ihr alles nicht dem Machtgedanken, sondern dem sozialistischen Wohlfahrtsideal dienen sollte. Man benahm sich deshalb auch sogleich als Herr der Schule. Am 9. November war der Umsturz. Am 13. traten die sozialistischen Gewalthaber schon mit einem Kulturprogramm in die Oeffentlichkeit, das „Schaffung der Einheitsschule, Befreiung der Schulen von jeglicher Kirchenbevormundung, Trennung von Kirche und Staat"; m. a. W. die völlig verstaatlichte, entchristlichte und entkirchlichte Schule ankündigte. Im selben Monat noch erschien der Adolf Hoffmann zugeschriebene, von Hänisch

gezeichnete berüchtigte Erlaß. Diese Kundgebungen zeigten die ganze Gefahr, die der Freiheit und dem Gewissen drohte. Auch die Lauen wurden aufgeschreckt. Noch waren die christlichen Eltern der Meinung, daß die Kinder ihnen gehörten, und als nun die ungläubige staatliche Zwangsschule drohte, da wurde das Verständnis für die freie Schule, für die Rechte der Eltern auf die Schule lebendig. Wenn der Schulkampf, dessen erste Etappe im Schulkompromiß seinen Abschluß findet, in normalen Zeiten hätte ausgefochten werden müssen, wir müssen fürchten, daß unser Volk auf den Kampf nicht so vorbereitet gewesen wäre. Der Gewarnte faßt den Feind schärfer ins Auge. Es soll nun gezeigt werden, wie im Schulkompromiß den drei gefährdeten Hauptforderungen, die das christliche Elterngewissen an die Schule stellt, entsprochen oder widersprochen wird.

III. Das Schulkompromiß und die drei Hauptforderungen des christlichen Gewissens.

Am 23. September 1919 ging die offiziöse Nachricht durch die Zeitungen, daß über eine Reihe von Fragen, die sich an die Bestimmungen der Verfassung über Bildung und Unterricht anschließen und der Klärung bedürfen, demnächst das zuständige Reichsministerium des Innern mit den Kultusministern der Länder in Beratung treten werde. Die aufgeworfenen Fragen betrafen insbesondere den Religionsunterricht. Die Bestimmungen der Verfassung weisen in Artikel 146 selbst hin auf ein demnächstiges Reichsgesetz, das selbst wieder die Grundsätze bieten soll für die Gesetzgebung der Länder. Es ist deshalb selbstverständlich, daß das Kompromiß uns keinen gänzlich klaren Blick tun läßt in die deutschen Schulverhältnisse der Zukunft.

Wie steht zunächst nach der neuen Verfassung der Staat zur Schule?

Daß die Schule Sache des Staates sei, wird in den Bestimmungen über Bildung und Schule nicht mehr ausgesprochen. In Art. 142 heißt es sogar: „Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei. Der Staat gewährt ihnen Schutz und nimmt an ihrer Pflege teil." Art. 143 bestimmt im 1. Absatz: „Für die Bildung der Jugend ist durch öffentliche Anstalten zu sorgen. Bei ihrer Einrichtung wirken Reich, Länder und Gemeinden zusammen." Im 3. Absatze werden den Lehrern an öffentlichen Schulen Rechte und Pflichten der Staatsbeamten zugesprochen. Sie werden aber nicht als Staatsbeamte bezeichnet, weil man Bedenken dagegen hegte, daß die Lehrer aus dem freien Verbande der Gemeinden herausgenommen würden. Innerhalb der Gemeinden können nach Art. 146 die Erziehungsberechtigten durch Antrag einen verklausulierten Einfluß auf die Gestaltung der Volksschule, ob konfessionelle oder bekenntnisfreie, ausüben. Vor der angedrohten völligen Monopolisierung der Schule sind wir also bewahrt geblieben. Aber von dem unfreien Ge-

danken, daß Erziehung und Schule Sache des Staates sei, hat sich die Verfassung doch nicht recht loslösen können. Dafür zeugen sowohl die Bestimmungen über die Lehrerbildung in Art. 143 als auch Art. 145, der die allgemeine Schulpflicht festsetzt und näher bestimmt und die Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lehrmittel in den Volksschulen und Fortbildungsschulen anordnet. Insbesondere zeugt dafür auch der Umstand, daß man in Art. 146 die Gestaltung der Volksschule, ob simultan oder konfessionell oder bekenntnisfrei, nicht unbedingt von dem erklärten Willen der Erziehungsberechtigten hat abhängig sein lassen. Aus der Idee der Staatsschule ist offenbar auch das Aufsichtsrecht des Staates über das gesamte Schulwesen gefolgert (Art. 144). Die Anerkennung der freien Schule, die man auf Grund des oben zitierten Art. 142 erwarten sollte, ist nicht ausgesprochen. Private Schulen als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen vielmehr der Genehmigung des Staates. „Die Genehmigung ist zu erteilen, wenn die Privatschulen in ihren Lehrzielen und Einrichtungen sowie in der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Lehrkräfte nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen und eine Sonderung der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht gefördert wird. Die Genehmigung ist zu versagen, wenn die wirtschaftliche und rechtliche Stellung der Lehrkräfte nicht genügend gesichert ist."

„Private Volksschulen sind nur zuzulassen, wenn für eine Minderheit von Erziehungsberechtigten," die einen entsprechenden Antrag gestellt haben, „eine öffentliche Volksschule ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung in der Gemeinde nicht besteht, oder die Unterrichtsverwaltung ein besonderes pädagogisches Interesse anerkennt."

„Private Vorschulen sind aufgehoben."

Die Klauseln, an die die Genehmigung der freien Schule geknüpft ist, lassen dem Ermessen der Behörde noch immer eine große Macht, die leicht der Freiheit gefährlich werden kann. Vom Standpunkte der Freiheit d. i. vom Standpunkte der christlichen Grundsätze aus ist diese Einengung der freien Schule und auch das Verbot der verhaßten Vorschule sehr zu bedauern.

Von einer finanziellen Unterstützung der freien Schule ist unter diesen Verhältnissen selbstverständlich keine Rede.

Die zweite Gefahr betraf die volle Verweltlichung der Schule. Es wird auch in Zukunft in öffentlichen Schulen noch Religionsunterricht sein. Aber bei den verschiedenen Arten von öffentlichen Schulen (simultane, konfessionelle, bekenntnisfreie) wird die Stellung der Religion eine verschiedene sein. Aus Art. 146 ergibt sich, daß alle Schulen Simultanschulen sein werden, wenn nicht der ausdrückliche Wille der Erziehungsberechtigten anderes durchsetzt. Da nach Art. 149 der Religionsunterricht ordentliches Lehrfach ist, wird der Staat auch an den Simultanschulen für die Erteilung desselben Sorge tragen. Dieser Religionsunterricht an den Simultanschulen muß nach demselben Art. 149 ein konfessioneller sein; denn er soll erteilt werden in

Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgemeinschaft. Obwohl der Religionsunterricht ordentliches Lehrfach ist, ist die Teilnahme an demselben doch nicht obligatorisch. Die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern und an kirchlichen Feiern und Handlungen bleibt der Willenserklärung desjenigen überlassen, der über die religiöse Erziehung des Kindes zu bestimmen hat (Art. 149). Infolge dieser Bestimmung wird an den Simultanschulen der Religionsunterricht höchst leicht, ja sogar wahrscheinlich dem Schicksal der fakultativen Fächer verfallen, zu denen er als ordentliches Lehrfach nicht gehört [10]). Er wird mit Rücksicht auf die Schüler, die am Religionsunterrichte nicht teilnehmen, auf die späteren Stunden verlegt werden und durchaus als Nebenfach gewertet werden. Je unbequemer die Stunden liegen, umso mehr Schüler werden dem Religionsunterrichte fern bleiben.

Schon meldet die „Germania" vom 1. Okt. 1919, daß in der Berliner Stadtverordnetenversammlung am 30. Sept. der Stadtschulrat Dr. Fischer dem Stadtverordneten Hoffmann die Zusage machte, daß in den Berliner Schulen die Religionsstunden an den Schluß des Unterrichts verlegt werden sollten.

In den Bekenntnisschulen wird der Religionsunterricht im Mittelpunkte des ganzen Unterrichts und der Erziehung, soweit wie möglich ist, stehen können. In diesen Schulen werden nämlich durchweg alle Kinder am Religionsunterrichte teilnehmen, da die Eltern ja die Konfessionsschule ausdrücklich gewählt haben. Nur in solchen Orten, wo nur Bekenntnisschulen sich finden, wird mit Befreiungen vom Religionsunterrichte zu rechnen sein. Hier wird aber die Zahl der teilnehmenden Kinder bei weitem überwiegen.

In dem Lehrplane der bekenntnisfreien Schule hat der Religionsunterricht keinen Platz. Es muß als ein Zeichen von Wirklichkeitssinn angesehen werden, daß man mit einem bekenntnislosen Religionsunterrichte keinen Versuch machen will, wenn es auch anderseits bedauerlich ist, daß der Staat den religiösen Gedanken so sehr geringschätzt, daß er wohl Erdkunde und Geschichte, nicht aber religiöse Belehrung für notwendig hält für alle Staatsbürger [11]).

[10]) In seiner Verordnung vom 1. April 1919 sagt der Kultusminister Hänisch, der Religionsunterricht sei „wahlfrei". Dieser Terminus entspricht durchaus nicht den Verfassungsbestimmungen. Bei einem wahlfreien Fache meldet man sich zur Teilnahme. Bei einem ordentlichen Lehrfache wird von vornherein angenommen, daß der Schüler teilnimmt. Er muß anmelden, daß er nicht teilnimmt. So ist der bisherige Sprachgebrauch.

[11]) Man sollte meinen, daß für die bekenntnisfreien Schulen überhaupt kein Bedürfnis wäre, da die Eltern, die keine religiöse Beeinflussung der Kinder wollen, ihre Kinder in die Simultanschule schicken und vom Religionsunterrichte fernhalten können. Der Terminus „bekenntnisfreie Schulen" in Art. 146 ist unvermittelt und unklar, nachdem Art. 143 des ersten Kompromisses abgeändert worden ist.

Der Religionsunterricht, der in den öffentlichen Schulen im Auftrage des Staates gegeben werden soll, ist leider nur eine halbe Sache. Religion ist Erkenntnis und Bekenntnis Gottes, Glauben und Handeln. Die religiöse Erziehung muß Belehrung und Gewöhnung umfassen, muß hinführen zum Glauben und zur Tugend. Es läßt sich aus dem Willen zur Freiheit nicht erklären, wenn Art. 149 sagt, daß die Teilnahme an kirchlichen Feiern und Handlungen der Willenserklärung desjenigen überlassen bleibt, der über die religiöse Erziehung des Kindes zu bestimmen hat. Man hätte meinen sollen, es sei der Freiheit genug getan gewesen, wenn der Wille der Erziehungsberechtigten die Kinder von den religiösen Unterrichtsfächern fernhalten konnte. Denen, welchen die Schule nach dem Willen der Eltern religiöse Belehrung vermitteln soll, sollte füglich auch die religiöse Gewöhnung gegeben werden. Durch die angeführte Bestimmung des Art. 149 ist der Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen stark entwertet. Er berücksichtigt gar nicht den ganzen Menschen; er bleibt etwas Halbes, weil der Gesetzgeber einen falschen Begriff von der Menschennatur hegte, den von Rousseau verkündeten und von dem ungläubigen Sozialismus vertretenen, daß der Mensch nur der Belehrung bedürfe, um gut zu sein. Infolge dieses schweren Mangels am Religionsunterrichte der staatlichen Schulen muß das Bedürfnis für die freie Schule immer stärker werden.

Wichtige Fragen, die den Religionsunterricht betreffen, sind in der Verfassung nicht geregelt. Ueber sie wird die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes sprechen müssen.

1. Wie groß wird die Zahl der Kinder sein, für die an der Simultanschule ein eigner, konfessioneller Unterricht eingerichtet werden muß?

2. Wenn die für die Einrichtung des staatlichen Religionsunterrichts geforderte Kinderzahl nicht vorhanden ist, müssen dann die Schulgemeinden, weil doch der Religionsunterricht ordentliches Schulfach ist, für den etwa von kirchlicher Seite eingerichteten Religionsunterricht Schulräume zur Verfügung stellen?

Vielleicht wird in diesen und ähnlichen Fragen eine Verbesserung gegenüber dem bisherigen Zustande noch erreicht. Im ganzen ist in Zukunft die Stellung des Religionsunterrichtes in der Schule viel schwieriger und sein Einfluß viel geringer.

Unser Volk hat für seinen Zukunftsweg den Herrgott und die Religion dringend nötig, nötiger als je. Man muß es tief bedauern, daß diejenigen, welche den Schritten des Volkes die Wege weisen sollten, dieses nicht anerkannt haben. Die Freunde des Volkes unter den Erziehern müssen ihre religiöse Einwirkung nunmehr umso überzeugter und überzeugungskräftiger zu gestalten suchen.

Für die eindrucksvolle Erteilung des Religionsunterrichtes bietet vielleicht der Art. 149 eine ungewollte Verbesserung gegen früher. Es heißt dort: „Die Erteilung religiösen Unterrichts und die Vornahme kirchlicher Verrichtungen bleibt der Willenserklärung der Lehrer . . . überlassen." Durch diese Bestimmung wird hoffentlich erreicht werden, daß Lehrpersonen, die selbst mit der Religion zerfallen sind, auch keinen religiösen Unterricht mehr geben. Ein solcher Unterricht hat sicher meistens mehr verdorben als genützt; er konnte kein religiöses Feuer entfachen. Man hätte allerdings erwarten sollen, daß Lehrer, die selbst nicht gläubig waren, auch früher schon keinen konfessionellen Religionsunterricht übernahmen. Ein solcher Ueberzeugungsmut ist aber offenbar vielfach nicht vorhanden gewesen. Das Verhalten der liberalen Lehrer zeugt dafür.

Wenn wir von der angeführten Bestimmung dieses eine Gute erwarten, so kann sie anderseits auch wieder die Quelle großer Unzuträglichkeiten werden. Denn nicht bloß aus Ueberzeugungsgründen, sondern aus jedem andern Grunde kann die Lehrperson die Erteilung des religiösen Unterrichts ablehnen und so große Schwierigkeiten bereiten. Den Geschichtsunterricht wird der Lehrer auch dann, wenn er ihm nicht paßt, erteilen müssen. Der Religionsunterricht ist eben doch nicht im vollen Sinne ein ordentliches Lehrfach.

Die Verweltlichung der Schule, die eine alte Forderung des Sozialismus ist, hat also in der Verfassung wohl große Fortschritte gemacht, aber doch nicht ganz durchgeführt werden können. Wie steht es nun heute mit dem *Einflusse der Kirche auf die Schule*?

Art. 146 bestimmt, daß „für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule . . . seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend" sind. Während bislang die konfessionelle Schule die Regel sein sollte, werden also in Zukunft alle Schulen Simultanschulen sein, wenn nicht der Wille der Erziehungsberechtigten etwas anderes durchsetzt. Art. 146 fährt nämlich fort: „Innerhalb der Gemeinden sind indes auf Antrag von Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten, soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Absatzes 1, [der von der einheitlichen Grundlage und dem organischen Aufbau des Schulwesens handelt, Anm. d. V.], nicht beeinträchtigt wird. Der Wille der Erziehungsberechtigten ist möglichst zu berücksichtigen." Eigentlich wird der „geordnete Schulbetrieb" im Sinne der konfessionslosen Einheitsschule durch jede konfessionelle Schule beeinträchtigt. Aber die Verfassung will offenbar der konfessionellen Schule noch Atem und Platz gönnen. Es ist deshalb die Klausel: „Soweit hierdurch u.s.w." nicht allzu sehr zu pressen, wiewohl

dieselbe ein Strick für die konfessionelle Schule werden kann.[12]) In welcher Form die Erziehungsberechtigten ihren Willen zum Ausdruck bringen müssen, ob die Kinder aller derer, die für die konfessionelle Schule zu stimmen unterlassen haben, in die Simultanschule gehen müssen, wenn eine solche vorhanden ist, wie groß die Kinderzahl sein muß, damit in einer Gemeinde eine Konfessionsschule gefordert werden kann, all das wird von der Reichs- und Landesgesetzgebung noch zu regeln sein.

Eine Teilnahme der Kirche am Aufsichtsrechte über die Schule, wie sie das katholische Gewissen für die sittlich-religiöse Erziehung und Belehrung verlangt, wird nicht anerkannt. Art. 144 bestimmt: „Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates; er kann die Gemeinden daran beteiligen. Die Schulaufsicht wird durch hauptamtlich tätige, fachmännisch vorgebildete Beamte ausgeübt." Hiermit ist die lokale Schulaufsicht in der bisherigen Form, die in den Lehrerkreisen sehr mißliebig geworden war, ausgeschlossen.

Der Religionsunterricht wird in den öffentlichen Schulen als staatlicher gegeben. „Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt. Der Religionsunterricht wird in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft unbeschadet des Aufsichtsrechts des Staates erteilt." (Art. 149.) Wenn der katholische Religionsunterricht in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Kirche erteilt wird, dann kann er nur als kirchlicher, aber nicht als staatlicher gegeben werden, dann muß er unter Leitung und Aufsicht der einzigen bevollmächtigten religiösen Autorität, der Kirche, stehen. Im Verfassungsausschusse hatte das Zentrum beantragt zu erklären: „Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach in den Schulen. Die Leitung des Religionsunterrichtes ist Sache der Religionsgesellschaften." Da an dem letzten Satze die Linke starken Anstoß nahm mit Rücksicht auf den liberal-protestantischen Glaubens- und Kirchenbegriff, wurde er abgelehnt. Um dem Zentrum entgegenzukommen, wurde von demokratischer Seite vorgeschlagen, daß der Religionsunterricht „in Uebereinstimmung mit den Lehren und Satzungen der betreffenden Religionsgemeinschaft" erteilt werden solle.[13]) Der fragliche Satz des Art. 149 der Verfassung kann also seiner Entstehung nach nur besagen, daß der protestantische Religionsunterricht in Uebereinstimmung mit dem protestantischen Kirchenrecht, der katholische aber in Uebereinstim-

[12]) Es gibt zu ernsten Befürchtungen Anlaß, daß der für unsere Freiheitsforderungen anscheinend verständnislose Kultusminister Hänisch am 11. Oktober bei einer Besprechung des Kultusetats erklärte, es müsse bei der Ausarbeitung des Reichsschulgesetzes mit aller Kraft dahin gewirkt werden, daß den schultechnischen Bedenken in vollem Umfange Rechnung getragen werde. „Germania" Nr. 471, 14. Oktober 1919.

[13]) Vgl. „Germania" Nr. 155 vom 4. April 1919, und Nr. 179 vom 20. April 1919.

mung mit den Grundsätzen des katholischen Kirchenrechts, d. h. im Auftrage und unter Leitung der Kirche erteilt werden soll. Sein Aufsichtsrecht behält der Staat sich vor. Die Abgrenzung der Rechte der einzelnen Faktoren wird nicht klar. Der Staat hält offenbar daran fest, daß der Religionsunterricht ein staatlicher ist; zugleich gibt er mittelbar zu, daß der katholische Religionsunterricht als kirchlicher erteilt wird. Es wird die Regelung dieser Angelegenheit wahrscheinlich noch manche Kämpfe bringen. Möge das Recht der Kirche alsdann grundsatzfeste und entschiedene Vertreter haben.

Für den religiösen Geist und auch für die Erhaltung des notwendigen kirchlichen Einflusses auf die Schule ist die Ausbildung der Lehrer von großer Wichtigkeit. Sind die Lehrer wahrhaft eingedrungen in den Geist des katholischen Christentums, dann werden sie die Schule nicht trennen wollen von der Autorität, der Christus die Verkündigung seiner Lehre und die Erziehung der Seinen anvertraut hat. Der Art. 143 bestimmt im zweiten Absatze: Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln." Bei dem demnächstigen Reichsschulgesetz wird der gläubige Teil des deutschen Volkes alle Kraft daran setzen müssen, daß der Religion in der Lehrerbildung der genügende Einfluß und der Kirche die nötige Sicherheit gegeben wird.

Wenn wir die Stellung der Kirche zur Schule, wie die Verfassung sie festlegt, mit den bisherigen Zuständen vergleichen, dann müssen wir eine Verschlechterung feststellen. Die konfessionelle Volksschule ist nicht mehr die Regel, sondern die verfassungsmäßig vorgesehene Ausnahme. Das Aufsichtsrecht beansprucht der Staat für sich, wie er es im Kulturkampfe im Schulaufsichtsgesetze von 1871 tat. Jene Form der Mitaufsicht der Kirche, die bisher vom Staate noch geduldet, allerdings immer mehr eingeschränkt wurde, die geistliche Ortsschulaufsicht, wird, ohne daß ein Ersatz sichtbar wäre, ausgeschlossen. Die Bestimmungen über den Religionsunterricht bedürfen noch der Erklärung und erfordern noch Verhandlungen zwischen Kirche und Staat. Hier besteht vielleicht die Möglichkeit, daß die Stellung der Kirche in der Schule noch gebessert werde.

Wenn wir die Artikel der Verfassung über Bildung und Schule würdigen, dann müssen wir es bedauern, daß nicht das 1. Kompromiß zum Gesetze geworden ist. Alsdann wäre der Gedanke der Freiheit mehr zur Geltung gekommen. Der Wille der Erziehungsberechtigten wäre entscheidend geworden für die Schulform, die konfessionelle Schule hätte gleichberechtigt neben der Simultanschule und der bekenntnisfreien Schule gestanden. Der Mangel an Freiheitssinn und die Befangenheit in dem alten Staatsgedanken, die linksliberale und sozialistische Kreise in der Hetze gegen das erste Kompromiß bezeugten, haben das verhindert. Infolge des zweiten Kompromisses ist die Simultanschule

die Regel und die konfessionelle Schule ist eine an Bedingungen geknüpfte Ausnahme. Auch ist die Gründung von Privatschulen durch das zweite Kompromiß etwas mehr an das Ermessen der Behörden gebunden, da die Bedingungen, unter denen die Genehmigung für eine Privatschule gegeben werden muß, unklarer sind als im ersten Kompromiß. Dr. Kaas hatte Recht, wenn er auf dem rheinischen Zentrumstage sagte, daß das Schulkompromiß der dritten Lesung gegenüber dem ersten Kompromiß vom 14. Juli wesentlich verschlechtert sei.

Von dem, was erreicht worden ist, gilt erst recht, was die „Germania" Nr. 320 vom ersten Kompromiß schrieb: „Die christlichen Volksteile werden mit einer gewissen Betrübnis dieses Ergebnis der Kompromißverhandlungen zur Kenntnis nehmen. Ihren Idealen entspricht es nicht." Nein, unsern Idealen entspricht das Ergebnis wahrhaftig nicht. Und wenn wir nicht mit aller Macht nach einer Besserung der Schulverhältnisse strebten, würden wir eine Besserung nicht verdienen.

Um aber das Kompromiß politisch gerecht zu beurteilen, müssen wir bedenken, daß wir im Kampfe für die christliche Schule schon seit Jahrzehnten in einer Abwehrstellung sind und daß wir dieses Mal mit dem radikalsten Schulgegner verhandeln mußten, der seinen Wählern die religionslose, einheitliche, staatliche Zwangsschule versprochen hatte. Wenn wir diese Lage bedenken, dann können wir die Bestimmungen des Kompromisses sogar als politischen Erfolg bezeichnen. Man hatte nämlich volle Unterdrückung mit uns vor, und die haben wir abzuwehren gewußt. In der Frage der Freiheit der Schule sind einige Vorteile errungen, allerdings auch anderes verloren. In den beiden andern Fragen des christlichen Charakters der Schule und des kirchlichen Einflusses auf dieselbe, haben wir zwar zurückweichen müssen, aber doch das, was wir halten konnten, neu befestigt. Ob unter den bestehenden Verhältnissen mehr zu erreichen war, kann der Außenstehende schwerlich beurteilen. Dr. Kaas hat auf dem rheinischen Parteitag des Zentrums ausgeführt, daß das Zentrum „kleine Einzelheiten abgerechnet" auch bei energischerem Auftreten mehr nicht habe durchsetzen können. Wenn man bedenkt, was die Sozialdemokratie ihrem Staatsbegriffe und ihrem Programme nach erstrebte, so erscheint das glaubhaft. „Niemals würde," so sagt Dr. Kaas weiter, „das Zentrum in der Opposition das erreicht haben, was es heute gerade auf dem Gebiete der Fragen von Kirche und Schule erreicht hat." [14])

Die Verfassungsbestimmungen bedeuten nicht das Ende des Kampfes um die Schule. Viele wichtige Dinge werden noch durch Reich und Länder und hoffentlich auch durch die Provinzen geregelt werden. Wird diese Regelung im Geiste der Duldung geschehen, oder wird der absolutistische Staatsgedanke die For-

[14]) „Germania" Nr. 427 vom 18. September 1919.

derungen der christlichen Freiheit weiter verletzen? Um das letzte abzuwenden, müssen wir den Gedanken des Staatsabsolutismus kraftvoll im deutschen Volke bekämpfen. Wir sind nicht des Staates wegen, der Staat ist unseretwegen, und es liegt in seinem Begriffe, daß er die persönliche Freiheit nicht weiter beschränken darf, als für das geordnete menschenwürdige Zusammenleben notwendig ist. Man sollte meinen, daß nach den Schrecken des großen Krieges der vernunftwidrige Gedanke des absoluten Staates mehr als je in unserm Volke entwurzelt wäre. Zum großen Teil aber wird die Beantwortung der gestellten Frage von der christlichen Wählerschaft abhängen. Vor der letzten Wahl war unser christliches Volk durch die rohen Erlasse der Kultusminister aufgeschreckt. In Zukunft muß es immer mehr mit dem Geiste der Freiheit und der Verantwortlichkeit durchdrungen werden. Unser christliches Volk muß wissen, daß es selbst die Verantwortung trägt für die Erziehung seiner Kinder und daß es unverantwortlich handelt, wenn es seine Pflichten der Erziehung und seine Rechte auf die Schule nicht wahrnimmt. Wenn der Staat sich mit der Erziehung befaßt, dann muß das Volk sorgen, daß der Staat es im Sinne der Eltern tut. Das Volk ist verantwortlich für den Staat. Im Bewußtsein der Verantwortlichkeit fordern wir im Namen der Freiheit, daß die Eltern den Charakter der öffentlichen Schulen, ob konfessionell oder simultan oder bekenntnisfrei, zu bestimmen haben, so wie das erste Kompromiß es wollte. Der christlichen Grundsätze wegen fordern wir unablässig, daß der freien Schule keine Hindernisse bereitet werden durch Gesetz oder Verwaltung. Das katholische Volk wird seine Kinder nicht in die Hände unkirchlicher Lehrer geben. Es verlangt, daß die Kirche jenen Einfluß auf das Schulwesen habe, der katholischen Eltern die Sicherheit gibt, daß ihre Kinder nach dem Geiste der Kirche erzogen werden.

Das Volk im Geiste dieser Forderungen zu erhalten ist überaus notwendig; denn nur so wird die konfessionelle Schule gegenüber der Simultanschule in den Gemeinden durchgesetzt. Wo der Wille für die konfessionelle Schule zurücktritt, da wird von selbst demnächst die Simultanschule eintreten. Unsere Gegner rechnen gar klug auf die Einsichtslosen und Schläfrigen in unseren Reihen. Wird ihre Rechnung stimmen? Jüngst, in der Zeit der „Demokratie", sind in Köln bei einer gar wichtigen Stadtverordnetenwahl etwa 50 % der Wahlberechtigten zur Urne gegangen. Das gibt zu denken und läßt fürchten. Die Erziehung unseres Volkes zum Verantwortungsbewußtsein in den Schulfragen muß organisiert werden. Wir haben die Schulorganisation. Wenn das Kompromiß die Grundlage einer erträglichen Schulentwicklung im Vaterlande werden soll, dann muß die Schulorganisation das katholische Volk seiner Erziehungspflichten bewußt erhalten.

Anhang.

Bestimmungen der Verfassung über die Schule.

Artikel 142. Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei. Der Staat gewährt ihnen Schutz und nimmt an ihrer Pflege teil.

Artikel 143. Für die Bildung der Jugend ist durch öffentliche Anstalten zu sorgen. Bei ihrer Einrichtung wirken Reich, Länder und Gemeinden zusammen.

Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln.

Die Lehrer an öffentlichen Schulen haben die Rechte und Pflichten der Staatsbeamten.

Artikel 144. Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates; er kann die Gemeinden daran beteiligen. Die Schulaufsicht wird durch hauptamtlich tätige, fachmännisch vorgebildete Beamte ausgeübt.

Artikel 145. Es besteht allgemeine Schulpflicht. Ihrer Erfüllung dient grundsätzlich die Volksschule mit mindestens acht Schuljahren und die anschließende Fortbildungsschule bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahr. Der Unterricht und die Lernmittel in den Volksschulen und in Fortbildungsschulen sind unentgeltlich.

Artikel 146. Das öffentliche Schulwesen ist organisch auszugestalten. Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf. Für diesen Aufbau ist die Mannigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend.

Innerhalb der Gemeinden sind indes auf Antrag von Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten, soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Absatzes 1, nicht beeinträchtigt wird. Der Wille der Erziehungsberechtigten ist möglichst zu berücksichtigen. Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes.

Für den Zugang Minderbemittelter zu den mittleren und höheren Schulen sind durch Reich, Länder und Gemeinden öffentliche Mittel bereitzustellen, insbesondere Erziehungsbeihilfen für die Eltern von Kindern, die zur Ausbildung auf mittleren und höheren Schulen für geeignet erachtet werden, bis zur Beendigung der Ausbildung.

Artikel 147. Private Schulen als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen der Genehmigung des Staates und unterstehen den Landesgesetzen. Die Genehmigung ist zu erteilen, wenn die Privatschulen in ihren Lehrzielen und Einrichtungen sowie in der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Lehrkräfte nicht hinter den

öffentlichen Schulen zurückstehen und eine Sonderung der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht gefördert wird. Die Genehmigung ist zu versagen, wenn die wirtschaftliche und rechtliche Stellung der Lehrkräfte nicht genügend gesichert ist.

Private Volksschulen sind nur zuzulassen, wenn für eine Minderheit von Erziehungsberechtigten, deren Willen nach Artikel 146 Abs. 2 zu berücksichtigen ist, eine öffentliche Volksschule ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung in der Gemeinde nicht besteht, oder die Unterrichtsverwaltung ein besonderes pädagogisches Interesse anerkennt.

Private Vorschulen sind aufzuheben.

Für private Schulen, die nicht als Ersatz für öffentliche Schulen dienen, verbleibt es bei dem geltenden Recht.

Artikel 148. In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erstreben.

Beim Unterricht in öffentlichen Schulen ist Bedacht zu nehmen, daß die Empfindungen Andersdenkender nicht verletzt werden.

Staatsbürgerkunde und Arbeitsunterricht sind Lehrfächer der Schulen. Jeder Schüler erhält bei Beendigung der Schulpflicht einen Abdruck der Verfassung.

Das Volksbildungswesen, einschließlich der Volkshochschulen, soll von Reich, Ländern und Gemeinden gefördert werden.

Artikel 149. Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien (weltlichen) Schulen. Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt. Der Religionsunterricht wird in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft unbeschadet des Aufsichtsrechtes des Staates erteilt.

Die Erteilung religiösen Unterrichts und die Vornahme kirchlicher Verrichtungen bleibt der Willenserklärung der Lehrer, die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern und an kirchlichen Feiern und Handlungen der Willenserklärung desjenigen überlassen, der über die religiöse Erziehung des Kindes zu bestimmen hat.

Die theologischen Fakultäten an den Hochschulen bleiben erhalten.

Artikel 150. Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft genießen den Schutz und die Pflege des Staates.

Es ist Sache des Reiches, die Abwanderung deutschen Kunstbesitzes in das Ausland zu verhüten.

Artikel 174. Bis zum Erlaß des in Artikel 146 Abs. 2 vorgesehenen Reichsgesetzes bleibt es bei der bestehenden Rechtslage. Das Gesetz hat Gebiete des Reiches, in denen eine nach Bekenntnissen nicht getrennte Schule gesetzlich besteht, besonders zu berücksichtigen.

haben es uns nicht gestattet, diesen Grundsatz festzuhalten. Namentlich die tagtäglich eintretenden Preissteigerungen aller Druckmaterialien, des Papiers, die riesig emporgeschnellten hohen Arbeitslöhne, die ganz bedeutende Erhöhung der Postgebühren, die Verteuerung des Packmaterials machen es uns leider ganz unmöglich, diese Sammlung noch zu dem bisherigen Bezugspreise liefern zu können. Wir sind daher genötigt, für die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren den Bezugspreis von Band 39 an auf Mk. 6.—, mit Porto für direkte Zusendung Mk. 7.20, für die einzelnen Hefte auf 75 Pfennig zu erhöhen. Unsere verehrl. Bezieher werden sich den berechtigten Tatsachen sicher nicht verschließen. Wir bitten Sie daher, diese in der gegenwärtigen Zeit für die katholische Sache äußerst wichtigen und bedeutsamen Frankfurter Zeitgem. Broschüren für sich zu beziehen, und auch jede Gelegenheit wahrzunehmen, Ihren Freunden und Bekannten das Abonnement zu empfehlen.

Der Verlag:
Breer & Thiemann.

Der Herausgeber:
Dr. Ernst Breit.

Für alle Verehrer des hhl. Altarssakramentes ist von größter Wichtigkeit der

Sakramentskalender für das Jahr 1920

(10. Jahrgang; Preis 1,50 Mk.)

Der Reingewinn wird verwandt für den dringend notwendigen Bau der im Jahre 1915 abgebrannten Ss. Corpus Christi-Kirche in Berlin.

Bald erscheint der **Kleine Sakramentskalender** für die lieben Kommunionkinder. (Preis 1 Mk.; Porto 10 Pfg.)

Beide Kalender zu beziehen von

Pfarrer Hoheisel in Berlin NO. 18 (Postscheckkonto Berlin 10872).

Eine wahre Fundgrube für Vortragsstoffe

bieten die

Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren.

Gesamtverzeichnis seit ihrem Bestehen steht auf Wunsch zur Verfügung.

Einzelpreis jeden Heftes nur **Mk. 0,85** einschließlich Zusendungsgebühr. Aeltere Hefte geben wir zu billigeren Preisen ab.

Inhalt der drei letzten Jahrgänge:

36. Band (1917).

Heft 1: **Das deutsche Erwachen.** Von Anton Dürrwächter.
Heft 2: **Die nationale Bedeutung der Antike** und ihre Stellung im künftigen deutschen Bildungsideal. Von P. Rupert Hänni.
Heft 3—4: **Polen und die polnische Frage.** Von Dr. Klemens Löffler.
Heft 5—6: **Das vlämische Volk.** Von Tony Kellen.
Heft 7: **Nationale Einheitsschule.** Von Albert Stohr.
Heft 8: **Unsere Studenten und die großen Kriege.** Von Dr. Kl. Löffler.
Heft 9—10: **Prälat Anton de Waal und der Campo santo der Deutschen in Rom.** Von Dr. Jos. Masarette.
Heft 11—12: **Christliche und antike Kriegserziehung. Eine grundsätzliche Darlegung.** Von J. Gotthardt.

37. Band (1918).

Heft 1: **Die neuen Sterne und die biblischen Weissagungen vom Weltenende.** Von M. Müller.
Heft 2: **Griechenland und die Neugriechen.** Von Dr. Klemens Löffler.
Heft 3: **Jules Ferry und die französische Schulgesetzgebung.** Von P. H. J. Terhünte S. J.
Heft 4—6: **Der Ordensgedanke und seine Entwickelung in der anglikanischen Kirche.** Von Urban Zurburg.
Heft 7—8: **Die Freimaurerei.** Von Dr. Klemens Löffler.
Heft 9—10: **Die Germanenseele einst und jetzt** von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B. in Sarnen (Schweiz).
Heft 11: **Der Geburtenrückgang im deutschen Volke, seine Entstehung und seine Bekämpfung** von Dr. med. L. Lünnemann, San.-Rat in Bad Driburg.
Heft 12: **Das deutsche Volkslied unserer Feldgrauen.** Von Pfr. Reisner.

38. Band (1919).

Heft 1—2: **Das Nationalitätsprinzip und die Nationalitätsprobleme des Weltkrieges.** Von Prof. Dr. Klemens Löffler.
Heft 3: **Religion und Bühne.** Von Theodor Hüpgens.
Heft 4—5: **Rom seit 1870. Bauliche Umgestaltung und Verwüstung der ewigen Stadt. Pflege der in kirchlicher Obhut verbliebenen Denkmäler und Kunstschätze.** Von Dr. Jos. Massarette.
Heft 6: **Otto Willmann.** Ein Lebensbild von Dir. Dr. Seidenberger.
Heft 7: **Der Kampf auf der deutschen Ackerflur 1914—1918.** Von Dr. Albert K. Franz.
Heft 8: **Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten.** Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche von Professor Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Graz).
Heft 9: **Die Musikpflege im neuen Deutschland.** Von Musikdirektor Edmund Joseph Müller.
Heft 10—11: **Der deutsche Friede.** Aus der Geschichte der Friedensbestrebungen. Von Tony Kellen.
Heft 12: **Der Imperialismus.** Von Professor Dr. Kl. Löffler.

Zu beziehen durch den

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund
P Germ 250.1.2

Frankfurter
Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.
Herausgegeben von Dr. Ernst Breit.
Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 7.20, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten

Ein Beitrag zum Kampfe gegen die drei schlimmsten Volksseuchen

Von

Dr. med. H. Moeser

Januar 1920 XXXIX. Band 4. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

Einladung zum Bezuge auf die zu Hamm (Westf.) erscheinende Zeitschrift

„Vaterland“

Zeitung für die Interessen der Enthaltsamkeitsbewegung

Monatlich zwei Nummern in Zeitungsformat, Preis vierteljährlich 50 Pfg. Frei ins Haus 62 Pfg. Man abonniert bei jedem Postamt. Partiepreis für den Bezug unter Kreuzband direkt von der Expedition des „Vaterland“ in Hamm (Westf.) pro Exemplar und Quartal nur 40 Pfg. franko, wenn wenigstens fünf Exemplare an eine Adresse zu senden sind.

Nachstehend einige Anerkennungen und Empfehlungen:

Der Vorsitzende der Internationalen Katholischen Vereinigung gegen den Alkoholismus, Baron Ruys de Beerenbroek, empfahl auf dem Kongresse in Limburg in warmen Worten das „Vaterland“ und lud zu seinem Bezug ein. Es wurde den Mitgliedern ferner empfohlen vom Zentralvorstand des Kreuzbündnisses gelegentlich der Generalversammlung in Köln.
P. Elpidius schreibt an den Redakteur: Ihrem „Vaterland“ aber wünsche ich die weiteste Verbreitung durch das ganze deutsche Vaterland, die es wegen seiner Gediegenheit fürwahr verdient. Gott vergelte Ihnen Ihre treue Mitarbeit! Sie können nicht alle die zählen, die durch Ihre Anregung abstinent und vor allem mäßiger geworden. „Gott der Herr hat sie gezählet“ und die Begeisterung, die Sie stets von neuem entflammen in den Reihen unserer Mittämpfer, läßt sich überhaupt nicht zählen und wiegen.“

In unserem Verlage erschien:

Die deutsche
Nüchternheitsbewegung

Von Fr. Roßnick

352 Seiten mit 45 Abbildungen, darunter 4 Einschaltbildern.

Preis Mk. 3.20, in Leinwand gebunden Mk. 4.—
und dem jeweils gültigen Teuerungszuschlag.

P. Elpidius O. F. M. schreibt über das Buch:

Für Ihre mit so außerordentlich großem Fleiße verfaßte Schrift meinen herzlichsten Dank! Ich habe sehr viel Anregung dadurch empfangen. Sie wird für alle Abstinenzredner eine reiche Fundgrube von interessantem Material und für alle Abstinenten eine Schule sein, worin sie auch vieles lernen aus den Fehlern der früheren Organisationen.

Ein Mitbruder des P. Anno schreibt:

Die deutsche Nüchternheitsbewegung hat solche Dimensionen in die Breite und in die Tiefe des Volkslebens angenommen, daß sie zu einem Kulturfaktor ersten Ranges geworden ist. So kommt es, daß eine umfassende Darstellung dieser modernen Bewegung sich geradezu zu einem Stück deutscher Kulturgeschichte gestalten muß und unter diesem Gesichtspunkte über das Interesse einzelner, an der Nüchternheitsbewegung unmittelbar beteiligter Kreise weit hinausgeht. Von den bisher im katholischen Lager erschienenen alkoholgegnerischen Schriften muß gesagt werden, daß sie in der Hauptsache den Charakter von Werbeschriften haben, die — in sich berechtigt und notwendig — doch in jenen Kreisen wenig Anklang finden, die sich eben „nicht fortwährend von Traktätchen bearbeiten lassen wollen“, sondern eine objektive Darstellung der Bewegung wünschen, um sich dann selbst ihr Urteil über sie zu bilden und danach ihre Stellung zu bestimmen. Diesem Bedürfnisse dient das Buch Roßnicks.

Verlag von Breer & Thiemann in Hamm (Westf.)

Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten.

Ein Beitrag zum Kampfe gegen die drei schlimmsten Volksseuchen. Von Dr. med. H. Moeser, Arzt in Stuttgart.

Wenn eine Cholera-, Pocken- oder gar Pest-Epidemie in ein Kulturland einzufallen droht, dann ist der allgemeine Schrecken groß. Alle Welt ruft nach energischen Abwehrmaßregeln, und die maßgebenden Behörden scheuen keine Mühen und Kosten, um den gefürchteten Feind fernzuhalten oder zu schleunigem Abzug zu zwingen, und schrecken selbst nicht davor zurück, in die persönliche Freiheit des einzelnen recht tief einzugreifen, um die Gesamtheit möglichst erfolgreich zu schützen. Man denke nur an die Absperrmaßregeln; an die zwangweise Ueberführung der in ihrem eigenen Heim nicht genügend isolierten Kranken in besondere Spitäler; an die Zwangsimpfungen, die für den einzelnen keineswegs immer so harmlos sind, als ihre Befürworter behaupten; an die lästigen Zwangsdesinfektionen usw. Man kann die Angst vor solchen schreckhaften, ganz ungewohnten Ereignissen verstehen und doch mutet sie fast kindisch an, wenn man an die Gleichgiltigkeit denkt, mit der man anderen, viel wichtigeren gesundheitlichen Fragen und Gefahren seitens der großen Oeffentlichkeit und behördlichen Stellen entgegentritt.

Es gibt Seuchen, die unendlich viel schlimmer sind, viel mehr Opfer erfordern als die obengenannten zusammen: Opfer an Menschenleben und Menschenglück, an materiellen und moralischen Werten, und die trotzdem bis vor kurzer Zeit keinerlei ernste, zielbewußte Bekämpfung erfahren haben, ja, die bis heute leider noch immer allzu viele Menschen völlig kalt und gleichgiltig lassen. Man ist eben an ihr Dasein gewöhnt und nimmt sie mit fatalistischer Gleichgiltigkeit als etwas Unabänderliches, Selbstverständliches hin. Die Seuchen, die hier gemeint sind, heißen: Alkoholismus, Tuberkulose und Syphilis. Setzen wir für letztere vielleicht besser den Ausdruck Geschlechtskrankheiten ein, weil außer der Syphilis eigentlich auch noch eine andere „Geschlechtskrankheit" hierher gehört.

Den Nachweis zu führen, daß diese drei chronischen Vergiftungen wirklich die Bezeichnung als die drei schlimmsten Volksseuchen verdienen, daß sie die drei Hauptfeinde der Volksgesundheit und damit auch von allergrößter Bedeutung sind für die Gegenwart und Zukunft unseres Vaterlandes, dürfte keine allzu schwere Aufgabe sein. Es soll aber hier vor allem auch darauf nachdrücklichst hingewiesen werden, wie eng diese drei Volkssiechtümer zusammengehören; wie eng insbesondere der Zusammenhang ist zwischen Alkoholismus und Tuberkulose, ebenso auch

zwischen Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten; und wie wichtig es ist, diese Beziehungen und Zusammenhänge zu erkennen; wichtig in erster Linie auch für eine wirksame Bekämpfung dieser Seuchen als Volkskrankheiten. Zweifellos ist der Alkoholismus insofern die schlimmste von den dreien, weil er zugleich starke Wurzeln für die beiden anderen liefert; und das in dem Grade, daß die gänzliche Befreiung unseres Volkes von der Alkoholseuche, wenn auch nicht die völlige Ausrottung der beiden anderen, so doch ihre ganz außerordentliche Zurückdämmung zur sicheren Folge haben würde.

I.

Es gibt Leute, die der Ansicht zuneigen, die im Alkoholismus drohende Gefahr sei durch den Krieg für uns gebrochen. Die Vertilgung geistiger Getränke habe infolge unserer Ernährungsschwierigkeiten eine solche Einschränkung erfahren, und zwar nicht nur während der eigentlichen Kriegsjahre bis heute, sondern auch noch für eine Reihe künftiger Jahre hinaus, daß keine Veranlassung vorliege, den Kampf gegen die Trunksucht in den Vordergrund zu stellen. Richtig ist, daß die verminderte Erzeugung von Rauschgetränken und ihre für die große Masse des Volkes nicht unerhebliche Verteuerung mit dem Rückgang in ihrem Verbrauch gegen frühere Friedenszeiten auch eine sehr erfreuliche Abnahme der dadurch bedingten, besonders auffallenden Erkrankungen zur Folge gehabt hat. Eine Reihe von Irrenanstalten und ähnliche Spitäler konnten uns berichten, daß die Zahl der sonst an Säuferwahnsinn und anderen schweren Alkoholerkrankungen Eingelieferten in den letzten Jahren nicht unerheblich zurückgegangen sei. Wir wollen diese Tatsache als eine der spärlichen guten Erfolge des bösen Krieges mit Genugtuung begrüßen. Wir zweifeln auch nicht, daß noch manche andere rein körperliche Krankheiten durch die auf diese Weise erzwungene Mäßigkeit eine günstige Beeinflussung erfahren haben. Wir würden uns aber einer groben Selbsttäuschung schuldig machen, wenn wir aus diesen an sich erfreulichen Tatsachen die Folgerung ziehen würden, daß die Gefahr der Alkoholseuche für unser Volk nunmehr überwunden sei und wir unseren Kampf dagegen einstellen dürften. Nur der augenblicklichen „Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", nicht der besseren Einsicht freiwillig folgend, haben zahlreiche Liebhaber der Rauschgetränke ihr gewohntes Trinkquantum eingeschränkt. Es ist gar keinen Augenblick zweifelhaft, daß, sobald dieser Zwang in Wegfall kommt, sobald das Angebot an solchen Genußmitteln wieder steigt — und unsere Feinde sind bereits am Werk, uns in dieser Richtung auszuhelfen! — die zurückgedrängte Sucht in früherer, ja in noch vermehrter Stärke wieder durchbrechen und volle Befriedigung heischen wird.

Einer der stärksten Anreize zum Trinken, der Wunsch, sich über das Elend der Gegenwart durch sanfte Betäubung hinwegzutäuschen, das Drückende und Bittere des Daseins wenigstens für Stunden zu vergessen, wird in Zukunft noch mehr

als vor dem Kriege sich geltend machen. Die körperlichen Schädigungen hierdurch werden aber darnach viel leichter und viel mehr zur Auswirkung kommen, weil der gesamte Organismus solchen Gifteinwirkungen weit weniger Widerstandskräfte entgegenzusetzen hat, infolge der anhaltenden Unterernährung und der nervösen Erschütterungen, welche die vergangenen schweren Jahre und die noch schwerere Jetztzeit für jeden von uns zur Folge gehabt haben, dem diese so überaus traurige Periode unserer vaterländischen Geschichte nicht eine hochwillkommene Gelegenheit zu skrupelloser Bereicherung war. Ist es doch eine alte und allbekannte Erfahrung, daß gerade Not und Sorge nur Allzuviele ins Wirtshaus treiben.

Das Sündenregister des Dämons Alkohol in aller Breite darzustellen, dürfte sich wohl erübrigen. Das Unheil, das durch ihn in gesundheitlicher, in wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht angerichtet wird, muß nach alledem, was seit dem Beginn der alkoholgegnerischen Bewegung hierüber gesprochen und geschrieben worden ist, jedem genügend bekannt sein, der für soziale und hygienische Fragen auch nur einiges ernste Interesse übrig hat. Oder soll hier zum so und so vielten Male nochmals auseinandergesetzt werden, daß der Alkohol ein Gift ist, und weil er das ist, nicht zugleich als Nahrungsmittel praktisch irgendwie in Betracht kommen kann? daß er nicht stärkt, sondern Kraft und Leistungsfähigkeit herabsetzt? daß er einer der schlimmsten Feinde unserer Gesundheit, und daß kein Körperorgan vor seinen zerstörenden Angriffen sicher ist? und daß, je feiner ein Zellenkomplex, je wichtiger seine Aufgabe ist, er desto mehr von diesem Gift bedroht wird, weshalb auch die Gehirnnervenzellen dadurch am leichtesten gestört und geschädigt werden, sodaß schon ungezählte Menschen von ihm ins Irrenhaus gebracht worden sind? — Soll hier nochmals darauf hingewiesen werden, daß der Alkohol nicht nur den Trinker selbst, sondern auch seine Kinder und Kindeskinder durch Verderbnis der Keimzellen aufs schwerste bedroht? daß ungezählte Nervenleidende, Epileptiker, geistig Minderwertige und Idioten ihren unsagbar traurigen Zustand den väterlichen Räuschen verdanken? — Soll von neuem ziffernmäßig der Nachweis geführt werden, an wie viel Verbrechen und schwerwiegenden Unfällen, an wie viel Selbstmorden, in welchem Umfange er an wirtschaftlichem Ruin, an Verarmung und Verelendung beteiligt ist? Und wer vermag nachzuweisen, wie viel heimliche, schwere Sünden er verschuldet hat, wie viel junge, vielversprechende Menschenblüten er geknickt, wie viel Tränen er schon fließen gemacht, wie viel Herzleid er über Schuldige und Unschuldige gebracht hat? — Wie viel anders, wie viel besser sähe es in der Welt aus, wenn es niemals Rauschgetränke gegeben hätte! —

Und noch ein anderer Punkt liegt heute für jene nahe, die das wahre Gesicht dieses Dämons kennen, ich meine die Frage: würde der Krieg für uns ein so katastrophales Ende genommen

haben, würden wir heute auch so dicht vor dem fürchterlichsten Abgrund stehen, wenn die Grundsätze und Lehren der Alkoholgegner bei unserem Volke und seinen Führern schon vor dem Kriege und während der fünf Schreckensjahre hinreichendes Verständnis und Nachachtung gefunden hätten? —

Es war im November 1911, als der vormalige Kaiser Wilhelm II. in Mürwick eine Ansprache an die Marinekadetten hielt, in der er die angehenden Seeoffiziere vor den Gefahren geistiger Getränke warnte und dabei u. a. folgende denkwürdige Aeußerung tat: „Der nächste Krieg wird ungeheuere Anforderungen an die Nervenkräfte jedes einzelnen stellen; der Alkohol untergräbt aber diese Kräfte; daher wird diejenige Nation als Sieger aus diesem Kriege hervorgehen, die den wenigsten Alkohol genießt." Wilhelm II. hat mit seiner unbewußten Prophezeiung leider nur zu sehr recht gehabt. Und wenn einer unserer großen Strategen den Ausspruch getan hat: in dem großen Ringen um den Sieg werde es vor allem darauf ankommen, wessen Nerven eine Viertelstunde länger standhalten, so hat auch dieses Wort sich als zutreffend erwiesen: des trinkfrohen, deutschen Volkes Nerven waren es, die zuerst zusammenbrachen! Sieger blieben der abstinente Lloyd George, der ehemalige Arzt Clemenceau, der persönlich zwar nicht völliger Abstinent, aber von größter Mäßigkeit und nebenbei auch Nichtraucher ist; und der streng abstinente Wilson, der selbst bei einem Festbankett Kamillentee einem Glase Wein vorzuziehen den Mut hat. Sollte es nicht mehr als bloßer Zufall sein, daß diese drei Männer von zähester Willenskraft und eisernen Nerven zugleich auch ausgesprochene Alkoholgegner sind?

Wir gewahrten während der Tage der Mobilmachung im August 1914 wohl einen erfreulichen Anlauf zur Einschränkung der Trinkunsitten bei den ausrückenden Truppen, und das mit dem Erfolg, daß diese schwierige Zeit des Kriegsbeginns staunenswert günstig verlief. Aber nur zu bald war das Feuer der Begeisterung verflogen: es war eben nur ein Strohfeuer, und die Macht festgewurzelter Trinkgewohnheiten drängte sich wieder durch. Was am schlimmsten wirkte, war, daß die Offiziere, bis auf eine verhältnismäßig geringe Zahl ehrenwerter Ausnahmen, in Bezug auf Alkoholmißbrauch für Mannschaften überaus traurige Vorbilder waren. Daß solche schlechte Beispiele nicht nur gute Sitten verdarben und zur Nachahmung reizten, soweit sich Gelegenheit dazu bot, sondern auch viel Erbitterung und böses Blut bei dem gemeinen Mann erzeugten und der Disziplin sehr viel Eintrag taten, ist begreiflich.

Wer sich für die Frage: welchen Schuldanteil trägt der Alkohol an dem für uns so unglücklichen Kriegsausgang? ernster interessiert, dem sei die Flugschrift „Der Alkohol im Weltkriege" von Dr. Richard Ponickau (Vortrupp-Verlag in Hamburg) zu aufmerksamer Lesung empfohlen. Der Verfasser steht nicht an, den Satz niederzuschreiben: „Die Schuldrechnung des

Alkohols im Weltkrieg ist riesengroß, mit Tränen und Blut geschrieben." Unter anderem teilt er als Beweis hierfür aus dem Briefe eines Offiziers folgende Stelle mit: „In einem Befehle, der nach dem Lesen sofort vernichtet werden sollte, stand: Unsere bei Amiens, Albert und Soissons gut fortschreitende Offensive kam zum Stehen, weil die Soldaten von dem erbeuteten Alkohol sinnlos betrunken waren und ihren Führern nicht mehr gehorchten. . . . Eine deutsche Offensive kann der Gegner nicht einfacher und billiger aufhalten, als daß er einige Fässer Wein oder Branntwein auf die Straße stellt. Das haben mir wiederholt und unaufgefordert Alkoholfreunde gesagt. Die Truppe ist durch keine Strafe, keine Drohung, selbst nicht durch den Revolver weiterzukriegen."

Besorgte der Alkohol das Geschäft unserer Feinde in der Front durch Demoralisation unserer Truppen, so arbeiteten zu Hause die deutschen Trinkgewohnheiten dadurch an reicherem Verderben mit, daß ganz ungeheuere Nährwerte dem Volke entzogen und dem Alkoholkapital ausgeliefert wurden. In heillosester Verblendung wurden Millionen von Zentnern von Kartoffeln, Gerste und Zucker den Schnaps-, Bier- und Weinfabrikanten preisgegeben, während das Volk darben mußte, und durch die Unterernährung Krankheiten aller Art Tür und Tor geöffnet wurde. Daß unter diesen Umständen die Hurra-Stimmung nicht standhalten konnte und der Wille zum „Durchhalten" langsam aber sicher gebrochen wurde, und daß die Not zu Hause und die Sehnsucht nach einem baldigen Ende dieses Krieges auch wieder auf den moralischen Geist der Truppen im Felde eine überaus ungünstige Rückwirkung äußern mußten, ist ohne weiteres verständlich.

Und was zeigt uns die Gegenwart? — Noch immer sind die Ernährungsschwierigkeiten ungeheuer groß. Noch immer gibt es Millionen, die nicht dazu kommen, sich richtig satt essen zu dürfen, und noch immer wird das System fortgesetzt, daß man unbezahlbare Nahrungswerte zu Gunsten der Bereitung giftiger Rauschgetränke vergeudet. Man jammert über die Blockadeopfer und vermehrt sie zugleich selbst dadurch, daß man dem Volke hochwichtige Nahrungsmittel entzieht und den Brennern, Brauern und Weinpanschern zuweist, deren Kriegsgewinne doch ohnehin schon hoch genug ausgefallen sind.

Derartige Nahrungsmittelvergeudung liegt eben den Deutschen tief im Blut. Klagt doch schon Martin Luther, dem unsere heutigen Abstinenzideen noch fern lagen, an einer Stelle seiner Tischreden: „Ich habe zu Gott geflehet, daß er die ganze Bierbrauerei verderben möchte. Ich habe den ersten Bierbrauer oft verwünscht; es wird mit dem Bierbrauen so viel Gerste verdorben, daß man davon ganz Deutschland möchte erhalten." Klingt das nicht, als sei es für heute gesprochen? — Die eben von Luther erwähnte Verwünschung, zu der er sich hinreißen ließ, findet sich in seinen Schriften

kurz und derb wiedergegeben mit den Worten: „Wer das Bierbrauen erfunden hat, ille fuit pestis Germaniae" („der war eine Pest für Deutschland"). Auch Luthers Zeitgenosse und Freund Melanchthon entrüstete sich in ähnlicher Weise über das deutsche Laster: „Wir Deutschen saufen uns arm, saufen uns krank, saufen uns in die Hölle." So wenig es diesen beiden Männern gelang, ihren Zeitgenossen diese verderbliche Nahrungsmittelverschwendung abzugewöhnen, ebensowenig machten des größten Hygienikers der Neuzeit, Max von Pettenkofers Mahnungen auf seine bayrischen Landsleute irgendwelchen Eindruck. In seinen vor ca. 50 Jahren erschienenen „Populären Vorträgen" kommt der genannte Altmeister und Begründer der Hygiene als Wissenschaft, bei seinen Ausführungen über Genußmittel, auch auf die Bierbereitung zu sprechen und sagt dabei: „Wie hoch der Mensch die Genußmittel schätzt, zeigt die Bierkonsumtion in unserer Zeit, die beständig zunimmt, obschon alle Preise der Lebensmittel auf eine ungewöhnliche Höhe steigen. Man braucht zu einer Maß (einem Liter) guten Bieres wenigstens ein halbes Maß (halben Liter) guter Gerste. Da hätte man doch Grund zu sagen, es wäre für die Ernährung der Massen viel vorteilhafter, die Gerste in Mehl zu verwandeln und als Brot zu essen, als mit vielen Kosten ein Getränk daraus zu brauen, das keine Nahrung mehr ist, kein Eiweiß und nur ein paar Prozent anderer Nahrungsstoffe noch enthält, sondern wesentlich nur Genußmittel ist. Oder man könnte auch denken, es wäre klüger, die großen Flächen Landes, welche mit Gerste und Hopfen für die Bierfabrikation bebaut werden, nur mit Weizen oder Roggen zu bestellen, und dadurch den Menschen wieder wohlfeileres Brot zu verschaffen." Was würde Pettenkofer heute über die Nährmittelvergeudung sagen, wenn er schon damals über die ungewöhnliche Höhe der Lebensmittelpreise klagte, Preise, die wir heute lächerlich niedrig finden müssen?

Angesichts der gegenwärtigen Nahrungsmittelknappheit und unerhörten Verteuerung aller Lebensmittel und sonstiger Erzeugnisse für den notwendigen Lebensbedarf, mit der wir noch auf viele Jahre hinaus rechnen müssen, haben wir erst recht alle Ursache zu fragen: ist es nicht geradezu Wahnsinn, notwendige Nahrungsmittel der darbenden Gesamtheit zu entziehen, um daraus Genußmittel zu bereiten, die zum mindesten ein entbehrlicher Luxus, für überaus viele Menschen aber geradezu ein Gift sind? Dürfen wir nicht heute noch viel mehr als damals, wo sie gesprochen wurden, den Worten Peter Roseggers zustimmen: „In den Erfahrungen eines langen Lebens habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es kaum ein notwendigeres nationales Werk gibt, als das, unser Volk von dem Gifte des Alkohols zu befreien"?

Wer der Ansicht sich anschließen zu dürfen wähnt, die im Verhältnis zu früheren Friedenszeiten ja unleugbar wesentlich verringerte Erzeugung geistiger Getränke beseitige von selbst den

Alkoholismus und erübrige eine fernere alkoholgegnerische Bewegung, der suche doch einmal die vielerorts bestehenden Trinkerfürsorgestellen auf und lasse sich dort über den wirklichen Stand der Dinge unterrichten. So schreibt z. B. eine solche Stelle in einer mitteldeutschen Stadt für die Zeit vom 1. April 1918/19: „Es wäre wirklich etwas Gutes gewesen, wenn der vorliegende Bericht etwa kurz so hätte lauten können: „„Wegen der Einschränkung der Alkoholproduktion und infolgedessen wegen des Fehlens des Alkohols auf dem Markte gab es keinen Alkoholmißbrauch; und die Folge davon war, daß wir keine Arbeit auf der Fürsorgestelle hatten"" . . . Aber es war in Wirklichkeit ganz anders. Wie in der Gefangenschaft ein Löwe kein Lamm wird, er bleibt eben Löwe, so wird auch trotz der Einschränkung des Alkoholkonsums ein Trinker noch lange kein Enthaltsamer; das spürten wir nur zu deutlich auch im vergangenen Berichtsjahr. Der Trinker . . . weiß sich auf jede Art und Weise Alkohol zu verschaffen, und kann er das nicht, so bereitet er sich eben selbst welchen. Wozu gäbe es denn Brennspiritus? Wenn Trinkerehefrauen uns jetzt in der Sprechstunde aufsuchen, so gibt es nur die eine Klage: „Mein Mann trinkt jetzt nur reinen Brennspiritus." Aber nicht nur Brennspiritus ist bei den Trinkern jetzt ein willkommener Genuß, sondern auch Hoffmannstropfen und andere pharmazeutische Produkte sind beliebte „Ersatzgetränke" geworden."

Um noch ein anderes Beispiel anzuführen: in einer süddeutschen Großstadt wurden im Geschäftsjahr 1918 nicht weniger als 177 Personen von der Trinkerfürsorgestelle neu aufgenommen, worunter sich 40 Kriegsteilnehmer befanden; von diesen notorisch Trunksüchtigen waren 21 noch nicht 30 Jahre alt! Auch sonstige Erfahrungen und Zeitungsnachrichten liefern den Beweis, daß der Kampf gegen den Alkoholismus heute noch genau so notwendig ist wie vor dem Kriege. Zweifellos gibt es zahlreiche Freunde scharfer Getränke, die trotz heißen Bemühens ihr Sehnen und Verlangen wegen chronischer Geldknappheit nicht befriedigen können und so sich zwangsweise nüchtern halten müssen. Andererseits werden, soweit Geld da ist — ob auf gesetzlich zulässigem oder unzulässigem Wege erworben — große Summen an einem Abend vertrunken. Bekannt ist die Tatsache, daß die Champagnerfabrikanten niemals früher eines so großen Absatzes ihrer Fabrikate sich zu erfreuen hatten als während des Krieges; und das trotz der horrend gesteigerten Preise! Daß das feindliche und neutrale Ausland schon längst sehnsüchtig der Zeit harrt, wo es uns mit seinen alkoholischen Kunstprodukten: Weinen, Cognacs, Liqueuren überschwemmen und auf diese Weise viele weitere Millionen uns abnehmen kann, ist ebenfalls genügend bekannt. Auch das ist eines der überaus traurigen Zeichen der Zeit, daß neben der trinkenden und rauchenden unreifen männlichen Jugend mehr und mehr auch junge Mädchen und Frauen am Wirtshausleben Gefallen und am Trinken und

Rauchen Geschmack finden. Was soll aus den Kindern solcher Mütter werden?

Wahrlich, auch heute noch bestehen die Worte vollauf zu Recht, die ein begnadeter Abstinenzapostel, der selige, schweizerische Bischof Augustin Egger von St. Gallen schon vor etwa 25 Jahren gesprochen hat: „Wer sich berufen glaubt, im öffentlichen Leben mitzusprechen, der darf an der Alkoholfrage nicht gleichgiltig vorübergehen; er ist verpflichtet, dieselbe samt ihren Folgen für die Wohlfahrt des Volkes gründlich zu studieren. Wer sie aber studiert, wird sich der Ansicht nicht verschließen können, daß manche Fragen, welche die politischen Parteien erhitzen, fast klein erscheinen, wenn man sie mit dem Einfluß des Alkoholmißbrauches auf das physische und moralische Wohl des Volkes zusammenstellt; . . . der wird sehen, daß der Alkohol der schlimmste Feind unseres Volkes ist; und wer das Volk liebt, wer die Aufgabe hat, über seine Wohlfahrt zu wachen, kann nicht gleichgiltig diesen Feind sein Unwesen treiben lassen."

Der Kampf gegen diesen schlimmsten Dämon unseres Volkes durch Wort und mehr noch durch das persönliche Beispiel der Abstinenz ist auch heute noch, ja, heute erst recht, nicht nur eine patriotische Pflicht, er ist zugleich ein wahrhaft christliches Liebeswerk.

II.

Während das Verständnis für die Bedeutung des Alkoholismus als Volksseuche in den Kreisen, denen die Leitung des Staates und die Verantwortung für unseres Volkes Wohl und Wehe zufällt, leider immer noch viel zu wünschen übrig läßt, ist die Tuberkulose als überaus verderbliche Volkskrankheit wohl allgemein anerkannt. Die Verbreitung dieser Krankheit ist statistisch leichter zu erfassen, ihre Feststellung begegnet im Allgemeinen weniger Schwierigkeiten als die Kontrolle der Beteiligung des Alkohols an der Verursachung dieser oder jener mit dem Tode endigenden Krankheit. Dazu kommt, daß die moderne, allzustark nach der Seite der bakteriologischen Forschung orientierte, wissenschaftliche Hygiene der Erforschung der akuten und chronischen Infektionskrankheiten, d. h. durch lebende Keime übertragbarer Krankheiten, weit mehr Interesse, Arbeit und Zeit zu schenken gewöhnt ist als den sonstigen Bedingungen des Gesundbleibens des einzelnen Menschen und des gesamten Volkes. Nicht mit Unrecht hat man daher auch, halb im Scherz, gesagt: „Ja, wenn der Alkohol ein Bazillus wäre! — dann würden die gelehrten Herren für die Erforschung und Bekämpfung der Alkoholseuche mehr übrig haben."

Wir wollen hier nicht abwägen, welche der beiden Volkskrankheiten — Tuberkulose oder Alkoholismus — die schlimmere, gefährlichere und verbreitetere ist. Wir begnügen uns damit festzustellen, daß insgesamt etwa ein Siebentel der Menschheit an dieser Seuche stirbt; daß in früheren Jahren vor dem Kriege in Preußen 87 000, in ganz Oesterreich 84 000 Menschen jährlich von

ihr hinweggerafft wurden; daß unter den Zugehörigen der Berliner Ortskrankenkassen etwa 57 Prozent, also mehr als die Hälfte, ihr erlagen. Das sind Zahlen, die es durchaus gerechtfertigt erscheinen lassen, diese Krankheit als wirkliche und recht schlimme Volksseuche zu bezeichnen, die unsere Aufmerksamkeit und energische Bekämpfung vollauf verdient.

Wenn wir Alkoholismus und Tuberkulose einander gegenüberstellen wollen, müssen wir jedenfalls zugeben, daß ein Zusammenhang zwischen diesen beiden großen Volkskrankheiten insofern existiert, als der Alkohol bei der Verursachung der Tuberkulose in nicht wenigen Fällen eine große Rolle spielt. Zum besseren Verständnis dieser Behauptung müssen wir unterscheiden zwischen indirekten und direkten Ursachen. Unter letzteren verstehen wir das Eindringen der Ansteckungskeime in den menschlichen Körper und alle jene Begleitumstände, die das verderbliche Auswirken der Infektionsträger ermöglichen und beschleunigen, während als indirekte Ursachen solche Tatsachen und Verhältnisse aufzufassen wären, die Gelegenheit zur Ansteckung bieten, die Aufnahme der krankmachenden Bakterien erleichtern und den Boden für ihr Wachstum und Wirken vorbereiten.

Während die Meinungen der Sachverständigen über die Bedeutung des Alkohols als direkter Ursache der Tuberkulose vielfach voneinander abweichen und jedenfalls noch der Klärung bedürfen, ist seine Bedeutung als indirekte Ursache so unverkennbar und deutlich in die Augen springend, daß sie von allen Urteilsfähigen widerspruchslos zugegeben werden muß.

Nicht umsonst hat man die Schwindsucht die Proletarierkrankheit genannt; dies natürlich nicht in dem Sinne, daß die wohlhabenden Bevölkerungsschichten dagegen gefeit wären, sondern weil sie unter den Armen und Enterbten bei weitem die zahlreichsten Opfer fordert; und das deshalb, weil gerade diese Menschenklasse am leichtesten der Ansteckungsgefahr ausgesetzt und gegen das Ansteckungsgift am wenigsten widerstandsfähig ist. 75 Prozent der in Berlin an Tuberkulose Sterbenden sind steuerfrei! Beweist diese Tatsache nicht deutlich, daß die Schwindsucht wirklich eine „Armeleutekrankheit" ist? Und nun denke man an den nur zu bekannten Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Pauperismus. Die Trunksucht führt zur Verarmung, und die Armut, das wirtschaftliche Elend, führt zum Trunk.

Das Verlangen nach Glück ist so fest und tief in jedem Menschen verankert, daß er es um jeden Preis erstrebt. Kann er das echte, wahre Glück nicht finden, dann verlangt er wenigstens ein Surrogat dafür und begnügt sich mit jedem Ersatzmittel, das zu erreichen ihm möglich ist. Und wenn ihm gar nichts anderes erreichbar ist, dann will er wenigstens sein Unglück vergessen, wenn auch nur für Stunden; und dies Vergessen bietet ihm der Lethetrank, die Selbstbetäubung, die er beim Alkoholgenuß als das ihm Wohltuende empfindet.

Was im Armeleutviertel die Armeleutkrankheit so üppig wuchern läßt, ist: das Wohnungselend, das Nahrungselend und die Ungunst der Arbeitsverhältnisse.

Daß der Einfluß der Wohnung auf die Verbreitung und den Verlauf der Tuberkulose ein sehr großer ist, wird jedem ohne weiteres einleuchten. Je enger und dichter die Menschen beieinander wohnen, umso leichter werden ansteckende Keime von einem auf den andern übertragen. Die Tuberkulose ist aber eine ansteckende, von Mensch auf Mensch übertragbare Krankheit und umso leichter übertragbar, je weniger Aufmerksamkeit der Reinlichkeitspflege gewidmet wird. Wie ist aber das Reinhalten eines Wohnraumes und der darin hausenden Menschen, selbst guten Willen vorausgesetzt, möglich, wenn ein einziges Zimmer von 6—8, ja sogar — unglaublich aber wahr! — 12 Personen bewohnt und in diesem einen Wohnraume nicht nur geschlafen, gekocht und gearbeitet, sondern auch geraucht und gespuckt und Notdurft verrichtet wird? Das klingt dem satten Bildungsphilister märchenhaft, und doch ist es traurige Wahrheit.

In Berlin bestehen 4086 Wohnungen nur aus einer Küche; 43 Prozent aller Haushaltungen sind in einzimmrigen, z. T. unheizbaren Räumen untergebracht, und ganze Reihen solcher einzimmriger Wohnungen beherbergen 8—12 Bewohner. Natürlich steht in solchen Fällen nicht jeder einzelnen Person ein Bett zur Verfügung, sondern es müssen 2 oder 3 in einem Bett schlafen. Dazu kommt das Schlafstellenwesen. Es gibt zahlreiche Menschen, die überhaupt keine Wohnung, sondern nur eine Schlafstelle haben, die also den Tag, soweit sie nicht in ihrer Arbeitsstätte weilen, entweder im Wirtshaus oder unter freiem Himmel verbringen müssen, und nur für die Schlafenszeit sich ein Bett, oder oft auch nur einen Teil eines Bettes, zu mieten in der Lage sind. Solche wohnungslose Schlafgänger zählt man in den großen Industriestädten nach vielen Tausenden, in Berlin nach Zehntausenden; dort gibt es sogar Schlafstellen, die tagsüber an Nachtarbeiter und nachts an Tagarbeiter vermietet werden!

Eine in Berlin im Jahre 1904 veranstaltete Umfrage ergab, daß 1396 kranke Männer und 1070 kranke Frauen in Wohnungen hausen, welche nur aus einem Raum bestehen, der also Wohn-, Schlaf- und Kochraum zugleich ist und außerdem auch noch von Mitbewohnern geteilt wird. Von den in Familien lebenden Kranken teilten mehr als ⅓ den Schlafraum mit mehr als 3 Personen! 37 Prozent der lungenkranken Männer teilten den Schlafraum mit 3 anderen Personen, während nur 9,9 Prozent dieser Kranken allein schliefen; 33,5 Prozent der lungenkranken Frauen teilten den Schlafraum mit 3 anderen Personen, während nur 12,4 Prozent allein schliefen. 167 kranke Männer und 146 kranke Frauen wohnten in Zimmern ohne jede Heizgelegenheit.

Ein weiterer Uebelstand im Wohnungswesen der kleineren Leute ist der häufige Wohnungswechsel; bei Umzügen müssen aber

nach in vielen größeren Städten bestehenden, polizeilichen Verordnungen die Kleinwohnungen bis 1 Uhr mittags des Ziehtages geräumt sein, damit die neue Partei unverzüglich einziehen kann. Es bleibt also keine Zeit zu Desinfektionen der Wohnungen, die von schwer tuberkulös Erkrankten eben verlassen worden sind. Es unterbleiben die notwendigen Reparaturen; die Reinigung fällt höchst mangelhaft aus; kaum daß die Wohnung „besenrein" abgeliefert wird. So werden Schmutz, Ansteckungsstoffe und Krankheit von einer Familie auf die andere übertragen. Was Wunder, wenn solche Wohnungen, die kaum noch menschenwürdig genannt werden können, wo von Reinlichkeitspflege keine Rede mehr sein kann, und jeder Reinlichkeitssinn ersterben muß, zu wahren Brutstätten der Tuberkulose werden, in denen der einmal davon ganz Ergriffene auch keine Aussicht auf Heilung mehr haben kann, wenigstens nicht so lange, als er diesen ganz und gar unhygienischen Verhältnissen nicht entrissen wird.

War die Wohnungsnot schon vor dem Kriege insofern groß, als es an menschen- und preiswürdigen Kleinwohnungen fehlte und die wirtschaftlich Schwachen innerhalb der größeren Städte in Mietskasernen ungesundester Art zusammengepfercht wurden, so hat der Krieg und die durch ihn und seine Folgen bedingte Lahmlegung aller Bautätigkeit die Situation noch verschlimmert. Der Wohnungsmangel zwingt die Wohnungspolizei, ihre Ansprüche an die Bewohnbarkeit eines Raumes noch mäßiger zu gestalten, als dies ohnehin schon der Fall war, und gegen Ueberfüllung eines Wohnraumes noch nachsichtiger zu sein als früher. Die enorm gesteigerten Mietspreise zwingen den Mieter zur Ausnützung seiner Wohnung in jeder Weise. Er nimmt daher Aftermieter auf und sucht sich selbst so viel als möglich einzuschränken. Wenn nun nachgewiesen ist — und das ist erwiesen! — daß die Zahl der Tuberkuloseerkrankungen um so höher wird, je dichter die Menschen beisammen wohnen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch die Tuberkulosesterblichkeitsziffer im Verhältnis zu der Zeit vor dem Kriege heute auf das Doppelte in die Höhe geschnellt ist.

Allerdings muß ohne weiteres zugegeben werden, daß das Nahrungselend an dieser Tatsache vielleicht einen größeren Anteil hat als das Wohnungselend. Ueber einen durch anhaltende Unterernährung geschwächten Körper werden die Tuberkelbazillen leichteren Sieg davon tragen, als über einen richtig und ausreichend ernährten. Noch schlimmer wird die Sache, wenn Wohnungselend und Nahrungselend, wie das ja gewöhnlich der Fall ist, zusammentreffen. Schlechte, ungesunde Wohnung und mangelhafte Ernährung, das sind die charakteristischen Merkmale des Armleutlebens, das zur Armleutkrankheit führt.

Nun stehen wir aber vor einer Zukunft, die uns ein ungeheures Anwachsen allgemeiner Verarmung bringen muß und bringen wird. Die ganze Lebenshaltung breiter Massen in Bezug auf Wohnung und Nahrung kann sich daher in absehbarer Zeit

gar nicht bessern, sondern nur noch ungünstiger gestalten, während die Anforderungen an Arbeitsleistung gesteigert werden müssen, also auch weniger Zeit für Ruhe und Erholung übrig bleibt. Das Elend wird also wachsen und damit der Anreiz zum Trinken, zum Sichbetäuben und Vergessen all des Leides. Mußte es schon in früheren, besseren Zeiten als sündhafte Verschwendung bezeichnet werden, wenn die ohnehin schon spärlichen Geldmittel der Befriedigung der wichtigsten Lebensmittel entzogen und für ganz entbehrliche und sogar überaus gefährliche Genußmittel ausgegeben wurden, — gab es doch Arbeiter, die ⅓ und mehr ihres Einkommens in Rauschgetränken anlegten — so wird in Zukunft solche Vergeudung sich noch bitterer rächen.

Man verstehe uns wohl: vom Proletarier darf man nicht verlangen, daß er auf allen und jeden Lebensgenuß verzichtet. Wie sollte ein Mensch auch die ganze Härte seines Daseins ertragen können ohne jeden Lichtblick darin? Ungestörte Nachtruhe beseitigt wohl einigermaßen das augenblickliche Müdigkeitsgefühl; aber der Mensch verlangt ungestüm auch nach Genuß und Freude, wenn er nicht zum Arbeitstier, das nur vegetiert, aber nicht lebt, herabsinken soll. Die Sonntagsruhe? — Sie wird aber nur als Langeweile und Qual empfunden, wenn der Mensch sie nicht dazu benützt, wozu sie bestimmt ist: nicht nur zur Ruhe, sondern auch zur Freude. Sucht der anderer Freuden Enterbte den Ersatz dafür im Wirtshaus, dann wird ihm der Sonntag weder zum Ruhetag noch zum Freudentag, nicht zum Segen, sondern zum Verderben. Wäre es ein Unglück, oder wäre es nicht vielmehr ein unendlicher Segen, wenn, wie in anderen Gewerben, auch im Wirtsgewerbe strengste Sonntagsruhe eingeführt und alle Schanklokale geschlossen würden? — Sollte, was in England und Amerika möglich ist, sich nicht auch in unserem viel ärmeren, freudebedürftigeren Vaterlande durchführen lassen? — Freilich müßten dann alle diejenigen, die über des Volkes Wohl zu wachen und es zu fördern die Pflicht und den guten Willen haben, mit aller Macht dahin streben, bessere, wahre Freuden auch dem Aermsten an diesem Tage zu verschaffen: ihn Geschmack gewinnen lassen an der Pflege religiösen Lebens, an den stillen Freuden, die die Natur uns bietet, an den wirklich bildenden und zugleich freudig erhebenden, unentgeltlich gewährten Darbietungen neuzeitlicher, echter Kultur.*) Der Sonntag darf nicht mehr dem Wirtshaus gehören: „Die Freude, die der Rausch gebracht, währt, wie der Rausch, nur eine Nacht.“ Und dann glotzt das graue Elend höhnisch uns wieder an, noch schlimmer als vorher, noch niederdrückender; der Anfang einer neuen Arbeitswoche ist uns nicht erleichtert, sondern verbittert.

Noch eins ist zu bedenken. Die traurige Zukunft unseres Vaterlandes wird nicht nur das Verlangen nach Rauschgetränken

*) Näheres hierüber bietet Heft 11, Bd. XXXI. (1912) der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren: „Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe“ von Dr. med. H. Moeser.

bei unendlich vielen Menschen vermehren, sondern auch die Gefahr derselben, wenn sie solchem Anreiz nachgeben. Der durch Entbehrung, harte Arbeit und seelischen Druck geschädigte Organismus wird dem Rauschgift begreiflicher Weise weit geringeren Widerstand entgegenzusetzen haben, als der ausreichend ernährte, ausgereifte und deshalb auch kräftigere, starknervige. Die verderblichen Wirkungen des Alkohols werden sich weit früher, weit umfangreicher und nachhaltiger geltend machen, als dies unter sonst normalen Verhältnissen geschieht.

Armut und Trunksucht bedingen sich — unter gewissen Voraussetzungen! — gegenseitig. Armut und Wohnungselend sind, fast unzertrennlich, mit einander verbunden. Wohnungselend wirkt auf die Verbreitung und den üblen Verlauf der Tuberkulose ein. Damit ist aber erwiesen, daß auch der Alkoholismus als wichtiger Helfershelfer der Tuberkulosebazillen und damit auch als *indirekter* Verursacher der durch sie verursachten Erkrankung selbst angesehen werden darf, mögen auch die Meinungen der Gelehrten darüber noch nicht einig sein, ob der Alkohol auch als *direkter* Ursacher der Tuberkuloseentstehung gelten darf oder nicht. Daß seine Bedeutung für die Entwicklung dieser mörderischen Krankheit nicht damit erschöpft ist, daß er ihr auf dem Umwege über den Pauperismus in die Hände arbeitet, ist, wenn auch nicht mit der von den wissenschaftlichen Theoretikern geforderten „Exaktheit", unwiderleglichen Strenge, so doch mit einem sehr hohen Grade von Wahrscheinlichkeit nachzuweisen. Der zwingende Nachweis ist nur deshalb so schwer zu führen, weil der Umstände, die im Einzelfalle zum Schwindsuchtstode führen, meist vielerlei zusammentreffen, und es nicht leicht, oft sogar unmöglich ist, sie zu sichten und nach ihrer mehr oder weniger gewichtigen Bedeutung gegeneinander genau abzuwägen.

So hat man z. B. aus der Sterblichkeit der im Wirtsgewerbe beschäftigten Personen, bei denen die Tuberkulosesterblichkeitsziffer viel höher ist als im Durchschnitt, die Folgerung gezogen, daß dem Alkoholgenuß der Löwenanteil an dieser Tatsache zukommen müsse. Besonders unter den Kellnern ist die Tuberkulose ganz außerordentlich häufig; fast bis ⅔ aller Todesfälle unter den Angehörigen dieses Berufes fallen ihr zur Last. Was liegt näher als hieraus den Schluß zu ziehen, daß die ihnen reichlich dargebotene Gelegenheit zum Alkoholgenuß daran schuld ist? Und doch ist dieser Schluß nicht ohne weiteres zulässig. Wir dürfen nicht vergessen, daß es nicht die von Haus kräftigsten Menschen sind, die den Kellnerberuf ergreifen, weil er als ein körperlich leichter gilt. Sodann fällt auch der ständige Aufenthalt in der höchst ungesunden, mit Staub und Rauch erfüllten Luft, die überlange Arbeitszeit, die insofern unregelmäßige Ernährungsweise, als die Kellner nur in aller Hast, während des Bedienens und fast niemals zur gleichen Stunde essen können, ins Gewicht. Andererseits hat der verstorbene Münchener pathologische Anatom Prof. Dr. Bollinger, der in der bayrischen Bier-Metropole reiches

Material zum Studium dieser Frage zu sammeln Gelegenheit hatte, und der durch seine Veröffentlichungen über das „Münchener Bierherz" auch außerhalb der medizinischen Welt bekannt geworden ist, sich sehr deutlich dafür ausgesprochen, daß der Alkohol an der großen Tuberkulosesterblichkeit der im Braugewerbe beschäftigten Angestellten tatsächlich beteiligt ist. „In München", so schreibt er, „findet man bei den kräftigsten Menschen, namentlich unter den Brauknechten, ganz akut (rasch) verlaufende Fälle von Tuberkulose. Sie sind durch den gewohnheitsmäßigen (Bier-) Alkoholgenuß geschwächt, so daß die Tuberkelbazillen, selbst wenn sie in sehr geringen Mengen in den Körper eingetreten sind, keinen Widerstand finden. Für die Tuberkulose ist das Herz von größter Wichtigkeit; und wenn das Herz durch den Alkoholgenuß geschwächt ist, findet das Gift den besten Boden." Daß der genannte Münchener Forscher mit seiner Ansicht nicht ganz auf dem Holzwege sein kann, dafür spricht auch die Tatsache, daß die Zahl der Tuberkulosecerkrankungen bei den Brauereiarbeitern zurückgegangen ist, seitdem nicht mehr, wie früher, ein Teil des Lohnes in Bier, sondern in Geldwert ausgezahlt wird; seitdem trinken nämlich diese Arbeiter, die früher ihre 20—24 Liter im Tage mehr oder weniger freiwillig vertilgten, jetzt wesentlich weniger.

Auch der berühmte Leipziger Kliniker Prof. Dr. Strümpel, der früher an der Universität in Erlangen über das bayrische Biertrinken ausgiebige Studien zu machen günstige Gelegenheit hatte, tritt für den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Tuberkulose mit den Worten ein: „Man hat schon längst die Beobachtung gemacht, daß Trinker zur Tuberkulose besonders disponiert sind." Diese Ansicht wird besonders auch von einer großen Reihe französischer Aerzte vertreten, in deren Heimat der Alkoholismus ebenfalls sehr verbreitet ist, nicht der deutsche Bieralkoholismus, wohl aber der Schnaps in Gestalt zahlloser Liköre, besonders Absynth! und „apéritifs" (Verdauungs- und abführende Schnäpse). Lanceraux, ein sehr angesehener Pariser Arzt, gibt an, daß unter 2152 Tuberkulosefällen, die er näher beobachtet, die Hälfte Alkoholiker betrafen. Ein anderer, Bauquel, stellt am Schlusse einer von ihm veröffentlichten Arbeit sogar die These auf: „Der Alkoholismus ist eine der Hauptursachen der Tuberkulose."

Auf dem 1903 in Bremen veranstalteten internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus hielt der als Alkoholforscher sehr bekannte Pariser Arzt Dr. Legrain einen ausgezeichneten Vortrag über das Thema „Alkoholismus und Tuberkulose" und sprach darin u. a. aus, daß die nahen Beziehungen zwischen diesen beiden großen Volksseuchen von niemandem mehr in Abrede gestellt werden könnten. Der Alkoholismus, so sagte er, macht den Menschen in hohem Grade empfänglich für die Auswirkung des tuberkulösen Giftes auf die Zellsubstanz, die dadurch einen guten Teil ihrer natürlichen Widerstandskraft gegen-

über den Tuberkelbazillen verliere. Er disponiere auch die Nachkommenschaft der Trinker zu Erkrankungen an Tuberkulose innerhalb der Kinderzeit. Er erleichtere die Ansteckung, beschleunige die Entwicklung und verhindere die Heilung der Krankheit, die an sich immer möglich ist. Nachdrücklich wies Dr. Legrain auch darauf hin, daß der Alkoholismus durch seine wirtschaftlichen und moralischen Folgezustände die Menschen für Tuberkulose besonders empfänglich macht, indem er sie gleichgiltig werden läßt gegen Schmutz und die elementarsten Regeln der persönlichen und allgemeinen Gesundheitspflege und sie zugleich moralisch auf eine niedrigere Stufe herabdrückt. Der Alkoholiker, sagt Dr. Legrain, versteht weder zu essen, noch sich zu kleiden, noch auf gute Wohnung Wert zu legen, noch seinem Leben eine mit höherer Sittlichkeit in Einklang stehende Richtung und Haltung zu geben. Der Pariser ärztliche Alkoholforscher sieht daher auch die wahren Ursachen der Tuberkulose als Volkskrankheit nicht so sehr in den Ansteckungsträgern, den Bazillen, sondern zunächst in allen jenen Faktoren, die geeignet sind, die Macht dieser Bazillen zu steigern und deren Giftigkeit zur vollen Wirkung zu bringen: also in anderen schweren Krankheiten und körperlichen Organschädigungen, Exzessen jeder Art, unnützer Uebermüdung und Kräftevergeudung, in physischem, moralischen und wirtschaftlichen Elend, Mangel an Reinlichkeits- und Gesundheitspflege. Das alles sind aber Umstände und Kräfte, die zum großen Teil direkt aus dem gewohnheitsmäßig betriebenen Alkoholmißbrauch hervorgehen und mit letzterem eng verknüpft sind. Gewiß soll man die Tuberkelbazillen vernichten, soweit als irgend möglich. Diese Möglichkeit ist aber eine sehr beschränkte. Jedenfalls ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß der Krieg gegen das Ausspeien, daß die Absonderung und Einsperrung der Tuberkulösen und ihre persönliche Behandlung zur Beseitigung der Tuberkulose als Volksseuche ausreichen. Durch Heilung Tuberkulöser schafft man die Tuberkulose ebensowenig aus der Welt wie die Trunksucht durch Heilung einiger Trinker. Die wahre individuelle und vor allen Dingen soziale Behandlung der Tuberkulose, ihre wirksame Bekämpfung als Volksseuche besteht, so sagt Dr. Legrain, darin, daß man alle Vorbeugungsmaßregeln dagegen anwendet, für deren wichtigste er die strenge Abstinenz von allen alkoholischen Getränken und die allgemeine Verbreitung dieses Grundsatzes ansieht. Laut und bestimmt ruft er aus: Ueber den Alkoholismus triumphieren heißt annähernd auch über die Tuberkulose triumphieren.

Man hat nun neuerdings zwei Einwürfe vorgebracht, die den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Tuberkulose in Frage stellen sollen. Die Kriegsjahre, so sagt man, haben nachgewiesenermaßen trotz starker Beschränkung der Alkoholerzeugung, und damit auch des Alkoholverzehrs, ein ungeheures Anwachsen der Tuberkulosetodesfälle — auf mehr als das Doppelte

der Zeit vor dem Kriege! — mit sich gebracht; also kann doch dem Alkohol in der Verursachung dieser Krankheit nicht die Bedeutung zugesprochen werden, wie das von Seiten der Alkoholgegner geschieht. Darauf ist zu erwidern: Es ist von niemandem, auch aus dem alkoholgegnerischen Lager nicht, die törichte Behauptung aufgestellt worden, der Alkohol sei die einzige und ausschließliche Quelle der großen Tuberkulosesterblichkeit. Es können ganz selbstverständlich auch durchaus mäßig Trinkende und sogar abstinent Lebende vom Tuberkulosegift so schwer ergriffen werden, daß sie ihm erliegen. Daß übrigens auch in den Kriegsjahren und auch heute noch der Alkoholmißbrauch noch lange nicht als beseitigt gelten darf, sondern schwere Ausschreitungen im Genuß geistiger Getränke auch heute noch vorkommen, haben wir früher schon erwähnt. Das deutsche Volk hat seine Trinkfreudigkeit trotz des Ernstes und der Ungunst der Zeit noch lange nicht überwunden. Was die Tuberkulosesterblichkeitsziffer seit Kriegsbeginn in so außerordentlicher Weise hat in die Höhe schnellen lassen, ist selbstverständlich in erster Linie eine Folge der Blockade und der durch sie bedingten tiefeinschneidenden körperlichen Verelendung der weniger Bemittelten und der von vornherein stärker Gefährdeten: der Kinder, alten Leute und durch anderweitige schwere Erkrankungen (Influenza, Typhus, anhaltende schwere Magen- und Darmstörungen usw.) Heruntergekommenen, in ihrer Widerstandskraft Erschöpften. Vor dem Kriege gelang es der ärztlichen Heilkunst in Verbindung mit der Naturheilkraft, eine große Zahl Tuberkulöser am Leben zu erhalten, weil kräftigende Nahrungsmittel, vor allem reichlich Fettstoffe und Milch, auch Eier, Honig, Zucker und süße Früchte und eine Unzahl sonstiger „Nährpräparate" reichlich zur Verfügung standen, um den Kranken über Schwächekrisen hinwegzuhelfen und sie wieder auf die Beine zu bringen. Alles das fehlt unseren Kranken und Rekonvaleszenten jetzt. Kinder und alte Leute, die heute von ernstem Kranksein, welcher Art auch immer, ergriffen und schwer mitgenommen sind, wieder in die Höhe zu bringen, ist für den Arzt eine fast unlösbare Aufgabe. Kommt dann noch eine Ansteckung mit Tuberkelbazillen oder das Aufflackern alter, im Körper seit langem schlummernder, aber bisher ruhig gebliebener tuberkulöser Herde hinzu, dann ist das Schicksal des armen Menschen entschieden und keine Arznei und kein Tuberkulin kann ihm mehr helfen und das traurige Ende abwenden. Das ist die wahre Ursache der jetzt so ungeheuer anschwellenden Schwindsuchtssterblichkeit. Daß auch die Alkoholabstinenz hier, für sich allein, nicht helfen kann, ist das wunderbar? Und sprechen solche außergewöhnlichen Umstände wirklich gegen einen Zusammenhang zwischen Tuberkulose und Alkoholismus? — Nur ein sehr oberflächlich Denkender wird das behaupten.

Ein zweiter Einwurf ist neuerdings von den Freunden und Verteidigern des Alkohols aus Veröffentlichungen hergeleitet

worden, die von dem Berliner Professor Dr. Orth stammen, der Vertreter der pathologischen Anatomie an der Universität und auf seinem Gebiete eine unbestrittene Autorität ist. Er hat eine größere Zahl Trinkerleichen seziert, dieselben hierbei speziell auch auf das Vorhandensein von alten oder frischen tuberkulösen Krankheitsherden untersucht und über seine diesbezüglichen Befunde in einer Fachzeitschrift näheren Bericht gegeben. Das Resultat dieser Untersuchungen muß in der Tat als überraschend bezeichnet werden. Es fanden sich nämlich unter diesen Trinkerleichen 70 Prozent frei von Lungentuberkulose und nur bei 30 Prozent wurden wirkliche Zeichen solcher Erkrankung angetroffen. Von den im Alkohol-Delirium Verstorbenen ließen sich sogar nur bei 23 Prozent tuberkulös ergriffene Atmungsorgane nachweisen, während 77 Prozent völlig frei davon waren. Prof. Dr. Orth zog aus diesen von ihm am Leichentisch gemachten Beobachtungen den — sicher sehr voreiligen! — Schluß, daß es darnach als unerwiesene Behauptung gelten müsse, daß der Alkoholismus eine große Menge von Männern der Tuberkulose ausliefere. Er meint sogar, daß im Gegenteil vieles dafür spreche, daß der Alkohol an sich die Entstehung von Tuberkulose nicht nur nicht fördere, sondern daß die Alkoholiker dieser Krankheit gegenüber sogar günstiger gestellt seien als die Nüchternen. Prof. Dr. Orth wandte sich dabei allerdings entschieden gegen die Auffassung, als wolle er damit zum Trinken auffordern, um sich vor solcher Ansteckung zu schützen. Solchen Rat könne und wolle er schon deshalb nicht geben, weil der Alkohol nachgewiesenermaßen zu viele andere Gefahren mit sich bringe. Dagegen möchte er den Aerzten zur Erwägung geben, ob bei Schwindsüchtigen oder dazu Veranlagten von geistigen Getränken nicht in größerem Umfange Gebrauch zu machen sei.

Bleiben wir bei dieser letzten Bemerkung zunächst einen Augenblick stehen, so wäre hierzu Folgendes zu sagen: Der Vorschlag, Lungenkranke mit Alkohol zu traktieren, ist nicht neu, sondern schon vor ca. 50—60 Jahren durch den bekannten Begründer der Heilstättenbehandlung Lungenkranker, Dr. Brehmer in Görbersdorf und seine Schüler gemacht worden. Dr. Brehmers Patienten führten ständig eine Kognakflasche bei sich, um von Zeit zu Zeit einen Schluck daraus zu nehmen. Auch der Wein spielte auf der Tafel der Lungenheilstätten in Görbersdorf und ähnlich geführten Anstalten anderwärts eine große Rolle. Dr. Brehmer war sicher ein hervorragender Arzt. Er war aber auch ein Kind seiner Zeit, in der es eine Alkoholfrage im heutigen Sinne auf deutscher Erde nicht gab. Wie viele Lungensüchtige in Dr. Brehmers Anstalten gesund geworden und wie viele dort, trotz der Kognakflasche, gestorben sind, und wie viele die Schwindsucht nur los geworden sind, um dafür an chronischer Alkoholvergiftung zu erkranken oder vielleicht nur deshalb nicht zu Alkoholisten geworden sind, weil sie vorher ihrer

Tuberkulose erlagen, darüber existieren leider keine statistischen Daten. Tatsache ist, daß die Fachärzte für Lungenleiden und die ärztlichen Leiter von solchen Heilstätten sehr bald und aus guten Gründen von der Alkoholbehandlungsmethode Dr. Brehmers und seiner Schüler ganz und gar abgekommen sind. Prof. Dr. Orth ist lediglich Wissenschaftler; in der Behandlung kranker Menschen hat er keine Erfahrung. Aus der Reihe der praktizierenden Aerzte, die ihr Wissen und Können am Krankenbett erprobt, und speziell auch von seiten der Aerzte, die ausschließlich in Lungenheilanstalten tätig sind, haben denn auch die Aeußerungen Professor Orths sofort entschiedenen Widerspruch gefunden. Einstimmig vertreten alle diese Aerzte, die eben nicht, wie der große Berliner Anatom, lediglich am Leichentisch und in der Studierstube arbeiten, sondern ihre Erfahrungen an den Lungenkranken selbst sammeln und sichten, den Standpunkt, daß der Alkohol als tatsächliches Heil- und Verhütungsmittel der Tuberkulose in keiner Weise in Betracht kommen könne, und daß man von geistigen Getränken bei Lungensüchtigen, wenn überhaupt, nur in sehr bescheidenen Gaben Gebrauch machen dürfe, und nur dort, wo ein solcher durch besondere Umstände angezeigt erscheine.

Schon in früheren Jahren, lange vor Professor Orths Veröffentlichung, hatte eine von der Leipziger Ortskrankenkasse erhobene Statistik festgestellt, daß alle anderen Krankheiten bei Alkoholikern häufiger vorkommen und mehr Krankheitstage und Todesfälle bedingen als bei dem allgemeinen Durchschnitt der Kassenmitglieder, mit einziger Ausnahme der Tuberkulose, die bei den notorischen Alkoholikern seltener war und weniger Todesfälle herbeiführte als bei den anderen Versicherten. Das muß sehr auffallend erscheinen, zumal dem entschiedenen Alkoholgegner. Und doch ist es nicht so schwer, für diese merkwürdige Tatsache eine ausreichende Erklärung zu finden. Es ist nämlich Folgendes zu beachten: Bei weitem die meisten Todesopfer fordert die Tuberkulose aus den Altersklassen zwischen etwa dem 15. und 35. Lebensjahre. Dagegen stehen die meisten Männer, die im Trinkerwahnsinn oder sonstwie unmittelbar an den offensichtlichen Folgen unmäßigen Alkoholgenusses sterben, zwischen dem 40. und 60. Lebensjahre. Leute, die zwischen dem 40. und 60. Lebensjahr stehen, sind der Gefahr, an Tuberkulose zu sterben, von vornherein bei weitem nicht in dem Maße ausgesetzt, wie die jüngeren Leute oder die noch älteren; bei letzteren nimmt nämlich die Möglichkeit an Tuberkulose zu sterben wieder etwas zu. Zum wirklichen Trinker wird jemand im Allgemeinen selten vor dem 35. Jahr. Mit Erreichung dieses Alters hat er aber schon den Beweis erbracht, daß ihm die Tuberkelbazillen so leicht nichts anhaben können. Der Trunksucht ergeben sich viel eher von Haus robust veranlagte Menschen, die es sich ihrer Ansicht nach schon leisten dürfen, gegen ihre Gesundheit zu sündigen, weil sie dieselbe für unverwüstlich halten. Die Schwindsuchtskandidaten dagegen sind

von Haus aus mit einem zarten, muskelschwachen und fettarmen Körper ausgestattet. Sie halten nicht viel aus; verhältnismäßig kleine Sünden gegen die Gesundheit rächen sich an ihnen gleich. Infolgedessen haben sie zu alkoholischen Exzessen von vornherein keine große Neigung und leben in dieser Beziehung zurückhaltend und mäßig. Die Trinker bleiben nicht deshalb von der Tuberkulose leichter verschont, weil der Alkohol ihnen die Tuberkelbazillen vom Leibe hält, nicht wegen ihres reichlichen Alkoholgenusses, sondern trotz desselben, weil sie zu Tuberkulose nicht veranlagt sind, und ihre ihnen angeborene Gesundheit und Widerstandskraft tatsächlich so unverwüstlich ist, daß ihnen die Tuberkelbazillen nichts anhaben können und sie andererseits auch den Schädigungen des Alkoholgiftes gegenüber weit länger standhalten können, als man im allgemeinen zu erwarten geneigt ist.

Auch dieses Gift ist in dem Aussuchen seiner Angriffspunkte wählerisch und setzt dort zunächst ein, wo es am leichtesten herankommen kann, d. h. an den Organen, die ihm weniger Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Die Atmungsorgane sind offenbar bei den Trinkern infolge angeborener Veranlagung, wie gegen die Angriffe der Tuberkelbazillen, so auch gegen die Schädigungen durch den Alkohol besser geschützt, widerstandsfähiger als dies für die Mehrzahl der anderen Menschen zutrifft. Der Alkoholiker erkrankt wohl unter Umständen leicht an hitziger (croupöser-faserstoffiger) Lungenentzündung; wenn er aber daran stirbt — und das geschieht dann meist verhältnismäßig rasch — so ist es nicht die Lunge, die versagt hat, sondern das durch den übermäßigen Alkoholgenuß geschädigte Herz.

Es ist also die Tatsache, daß notorische Trinker eher anderen Krankheiten erliegen als gerade der Tuberkulose, so auffallend sie auf den ersten Blick erscheinen muß, durchaus nicht imstande, die alte Erfahrung, daß der Alkoholismus der Tuberkulose in die Hände arbeitet, zu erschüttern oder gar ganz umzustoßen. Daß die Tuberkelbazillen schließlich auch vor den mit Alkohol imprägnierten Geweben alter Trinker nicht Halt machen, geht daraus hervor, daß ganz alte Trinker, also solche, die auch das 70. Lebensjahr noch erreichen oder gar überschreiten, sofern sie nicht einer Herz- oder Arterienerkrankung oder einem Leber- und Nierenleiden erliegen, doch noch an Tuberkulose zu Grunde gehen, die jenseits des 60. bis 65. Lebensjahres an Häufigkeit wieder ganz bedeutend zuzunehmen pflegt.

Mag aber immerhin die chronische Alkoholvergiftung als indirekte, vorbereitende Ursache für Tuberkuloseerkrankung eine größere Rolle spielen denn als direkte, solche Erkrankung unmittelbar auslösende Veranlassung, so sind wir gleichwohl berechtigt, an dem Satze festzuhalten: Wer die Tuberkulose als Volksseuche zurückdrängen will und an der Alkoholfrage teilnahmslos vorübergeht, der lei-

ist et nur halbe Arbeit und wird das von ihm erstrebte Ziel schwerlich erreichen. Mit anderen Worten: der Kampf gegen den Alkoholismus ist zugleich ein Kampf gegen die Tuberkulose.

III.

Neben Alkoholismus und Tuberkulose gilt als dritte der drei schlimmsten Volksseuchen jene, die wir unter dem Begriff „Geschlechtskrankheiten" zusammenfassen, insbesondere die Syphilis. Zu den Geschlechtskrankheiten, die seuchenhaft verbreitet sind, gehört neben der Syphilis, auch Lues genannt, noch die als Tripper oder Gonorrhöe bezeichnete ansteckende Harnröhrenentzündung. Doch zieht letztere beim Manne nur verhältnismäßig selten den Gesamtorganismus in stärkere Mitleidenschaft, sondern bleibt zumeist auf ihren anfänglichen Sitz und dessen Nachbarschaft beschränkt. Daß sich das Trippergift — das vom Syphilisgift durchaus verschieden ist! — auf die großen Gelenke — Hüft-, Kniegelenk usw. — wirft und hier meist sehr hartnäckige, schwer zu heilende Gelenkentzündungen hervorruft, ist ein nicht ganz seltenes Vorkommnis, aber im Verhältnis zu der ungeheueren Verbreitung der Gonorrhöe immerhin nicht allzu häufig. Viel schlimmer wirkt sich dieses Leiden aus, wenn es auf die Frau übertragen wird, wo es dann meist zu überaus langwierigen und quälenden Erkrankungen der Frauenorgane führt, die dauernde Spuren zurücklassen und das ganze spätere Leben der Frau unglücklich gestalten können, nicht zum wenigsten auch dadurch, daß es wohl die Hauptschuld trägt an den unfreiwillig kinderlosen Ehen. Viele Frauen werden durch diese Krankheit unfähig gemacht, ein Kind zu empfangen und auszutragen. Und in jenen ebenso zahlreichen Fällen, wo die Ursache der ungewollten Kinderlosigkeit beim Manne liegt, ist es ebenfalls zumeist eine von ihm in der Junggesellenzeit erlittene Gonorrhöe, die daran Schuld trägt, indem sie zwar nicht den ehelichen Verkehr unmöglich macht, wohl aber die Samenzellen derart schädigt, daß eine Befruchtung des weiblichen Eies nicht zustande kommt. Insofern kommt auch der Trippererkrankung eine nicht geringe soziale Bedeutung zu, die übrigens auch dadurch noch eine weitere Steigerung erfährt, daß eine Ansteckung der Frau durch diese Krankheit zur Erblindung eines von ihr in diesem Zustande geborenen Kindes führen kann: dann nämlich, wenn während des Geburtsaktes oder auch nachträglich noch Trippereiter von der Schleimhaut der Frauenorgane auf die Bindeschleimhaut der Augen des Neugeborenen übertragen und die dadurch zustande kommende Augenblennorrhöe nicht rechtzeitig und nicht sachgemäß behandelt wird. Noch 15 Prozent aller von Kindheit an Erblindeten verdanken ihr Unglück solcher Ursache; in früheren Jahrzehnten, ehe man diese Ursachen kannte, war es der doppelte Prozentsatz! —

Es gibt, außer den beiden genannten, auch noch eine dritte Art von Geschlechtskrankheit, das sogenannte „weiche Geschwür",

das weder mit Gonorrhöe noch mit Syphilis etwas zu tun hat, sondern eine Erkrankung eigener Art ist. Es handelt sich hierbei um einen rein örtlichen Geschwürsprozeß, der heutzutage ziemlich selten vorkommt und keine besondere Bedeutung hat, weder für die Gesamtgesundheit des einzelnen davon Betroffenen, noch in sozialer Hinsicht, weshalb wir auf ihn hier nicht weiter eingehen wollen.

Die für die Einzelpersönlichkeit und die ganze menschliche Gesellschaft bei weitem wichtigste Geschlechtskrankheit ist die Syphilis. Ihre überaus weitreichende individual- und sozialhygienische Bedeutung ist erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit in ihrem vollen Umfange richtig erkannt worden. Erst seitdem wir den Erreger dieser Krankheit kennen gelernt und durch besondere Blutuntersuchungsmethoden das Vorhandensein von Syphilisgift im Körper nachzuweisen vermögen, sind wir darüber aufgeklärt, wie ungeheuer verbreitet diese Krankheit ist, und zwar bei Hoch und Nieder, wie sehr sie bei vielen schweren Siechtümern und vorzeitigem Sterben die eigentliche Ursache ist, während wir früher diese Ursachen ganz wo anders suchten, und wie sehr sie auch rassenhygienisch verderblich wirkt, indem sie die Nachkommenschaft im Keime vergiftet und sie mit allen möglichen Leiden erblich belastet.

Die Verbreitung dieser Seuche statistisch zu erfassen, ist außerordentlich schwierig, weil sie noch immer von vielen als ein moralischer Makel angesehen und deshalb gern verheimlicht wird, obwohl es sehr ungerecht wäre, einem daran Erkrankten ohne weiteres einen Vorwurf daraus zu machen, da man sehr wohl auch ohne sittliche Verfehlung dazu kommen kann, so z. B. Aerzte, Hebammen, Frauen durch ihre Ehemänner u. a. m. Sodann sind zuverlässige statistische Nachforschungen in dieser Hinsicht auch deshalb erschwert, weil die Sterberegister hierfür nicht verwendbar sind. In denselben wird wohl die todbringende Krankheit vermerkt, nicht aber deren wirkliche oder doch sehr wahrscheinliche, vielleicht Jahrzehnte zurückliegende Ursache. Das gilt zugleich auch für die chronische Alkoholvergiftung als eigentliche Krankheits- und Todesursache. So lesen wir in solchen Sterbeurkunden vielleicht: der Betreffende ist an Leberzirrhose, an diesem oder jenem Herzleiden oder Nierenleiden gestorben; es ist aber dabei nicht angegeben, ob diese Krankheiten durch unmäßigen Alkoholgenuß oder durch andere Ursachen entstanden sind, obwohl das doch für die Erforschung der Alkoholwirkungen sehr wichtig wäre. Wir lesen in einem anderen Falle als Todesursache Gehirnschlag, aber ohne weitere Auskunft darüber, ob dieser Schlag vom König Alkohol geführt worden ist, oder ob er vielleicht die letzte Auswirkung einer Jahrzehnte zurückliegenden syphilitischen Infektion darstellt. Gehirnerweichung wird jetzt von den Aerzten wohl immer als Spätfolge solcher Ansteckung aufgefaßt, obwohl die Möglichkeit, daß in einem einzelnen Falle diese Annahme auch unzutreffend sein kann, sich nicht durchaus

ablehnen läßt. Man hat auch versucht, durch Umfrage bei sämtlichen in Deutschland praktizierenden Aerzten festzustellen, wie viele Syphiliskranke innerhalb eines bestimmten Zeitraumes in Behandlung stehen. Auch gegenwärtig wird eine solche Reichsstatistik zur Feststellung der Zahl der Geschlechtskranken für die Zeit vom 15. November bis einschließlich 14. Dezember 1919 vorbereitet. Frühere Versuche dieser Art sind so ziemlich gescheitert, weil ein sehr großer Prozentsatz der Aerzte die Fragebogen gar nicht beantwortet hatten. Auch begeben sich sehr viele Geschlechtskranke absichtlich nicht in die Behandlung eines approbierten Arztes, sondern lassen sich von sogenannten Heilkundigen oder befreundeten Apothekern beraten. Ob die neue in Arbeit begriffene Umfrage bessere Resultate liefern wird, bleibt abzuwarten.

Eine Berliner Autorität auf dem Gebiete der Geschlechtskrankheiten, Professor Blaschko, hat aus den Akten von Lebensversicherungsgesellschaften herausgerechnet, daß die Männer der besitzenden Klassen zu 20—25 % mit Syphilis behaftet sind. Zu ungefähr gleichen Resultaten kamen andere ärztliche Untersucher dieser Frage. Diese Zahl gilt für die Zeit *vor* dem Kriege. Heute liegen die Verhältnisse in dieser Beziehung sehr viel schlimmer. Einstimmig erklären alle Sachverständigen, daß die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Stadt und Land durch den Krieg und noch mehr durch die wilde Demobilisation und das Durcheinander der Revolution ganz ungeheuer zugenommen habe, so daß wir vor der gesundheitlichen Zukunft unseres Volkes zu bangen alle Ursache haben. Die Hoffnung leichtsinniger Menschen, daß einige Salvarsaneinspritzungen wieder alles gut machen werden, könnte sich doch leicht als trügerisch erweisen; ganz abgesehen davon, daß dieses Mittel ein starkes Gift ist, das sich unter Umständen als sehr zweischneidiges Schwert erweisen kann und sich als solches auch tatsächlich schon erwiesen hat. Daß die Syphilis als Volksseuche anzusehen ist, und zwar neben den beiden andern, hier schon behandelten, als eine der schlimmsten, darüber besteht unter den Sachverständigen gar keine Meinungsverschiedenheit mehr. Um nur *eine* autoritative Stimme hierzu anzuführen, berufe ich mich auf den oben schon einmal genannten Leipziger Kliniker Professor Strümpel, von dem folgender Ausspruch stammt: „Wieviel Krankheitsursachen gibt es, welche sich an Ausbreitung und Bedeutung nur einigermaßen mit der chronischen *Alkoholvergiftung* vergleichen lassen? — Höchstens zwei Infektionskrankheiten: die *Tuberkulose* und die *Syphilis*, können in dieser Beziehung dem Alkoholismus an die Seite gestellt werden."

Fragen wir: welche Wege haben wir zu beschreiten, um dieser Seuche wirkungsvoll entgegenzutreten, so sei zunächst gesagt: selbstverständlich muß der einzelne Kranke gründlich und sachgemäß behandelt und als gefährliche Ansteckungsquelle für seine nächste Umgebung, soweit eben möglich, unschädlich gemacht wer-

den; letzteres unter allen Umständen durch sachgemäße, eindrucksvolle Belehrung des Kranken, durch nachhaltigen Appell an sein Gewissen. Aber das genügt keineswegs. Auch hier gilt das Wort: Verhüten ist besser als heilen!

Als nächster Weg zur Verhütung geschlechtlicher Erkrankungen käme *aufklärende Warnung* der heranwachsenden Jugend in Betracht. Zur rechten Zeit aus rechtem Mund kann sie zweifellos viel Gutes wirken. - Wissen schärft das Gewissen. Leider nur nicht immer. Es gibt junge und ältere Leute genug, die *wissend*, freiwillig die Augen schließend, ins Verderben rennen.

Die *Stärkung religiösen Sinnes* und wahrhaft frommen Lebens ist zweifellos eines der mächtigsten Hilfsmittel im Kampfe gegen das Ungestüm tierischer Triebe. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Zahl derer immer mehr anwächst, die sich religiöser Beeinflussung absichtlich entziehen.

Weitere Hilfsmittel: Erziehung zur Reinlichkeit, die den Schmutz in jeder Form, physischen und moralischen, instinktiv verabscheut und sich mit Ekel davon abwendet; Weckung des Ehrgefühls und des männlichen Stolzes bei den heranwachsenden Söhnen; jenen Stolz meine ich, der alles Niedrige und Gemeine abweist und Hohem und Edlem nachstrebt. „Wirf den Helden nicht weg in dir!" heißt ein Nietzsche-Wort, das jungen Männern im Augenblick der Verführung recht eindringlich vor die Seele treten sollte. Erziehung der Söhne zur Achtung vor des Nächsten Ehre, zur Achtung vor jeder Frau, und sei es das ärmste Weib, im steten Hinblick auf die Vorstellung: was würdest du sagen, wenn man deiner Mutter, deiner Schwester, deiner Braut so begegnete? —

Man sucht immer wieder nach neuen mechanischen und chemischen Mitteln, um eine geschlechtliche Ansteckung zu verhüten. Das allein sichere Mittel zur Eindämmung der aus solcher Quelle fließenden Gefahr ist der Verzicht auf jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr. Gott sei Dank! mehren sich die Aerzte — unter ihnen Namen vom besten Klang! — die sich zu diesem Satz bekennen. Das zeigt unter anderem auch der neuerdings ins Leben getretene „Deutsche Aerztebund für Sexualethik", der sich in erster Linie die Aufgabe stellt, einer stärkeren ethischen Auffassung des Geschlechtslebens unter Aerzten und Nichtärzten mehr und mehr Geltung zu verschaffen; den Leichtsinn, der auf dem Gebiete des Geschlechtslebens unter der Jugend und leider auch unter älteren Menschen so zahlreiche Anhängerschaft besitzt, und die Lebenspraxis, die mit dem Schlagwort von dem „Sichausleben" begründet wird, unter Berufung auf ärztliche Erkenntnisse und Erfahrungen nach Möglichkeit zu bekämpfen. Vor allem will dieser Bund auch *der* Erkenntnis zu allgemeiner Anerkennung verhelfen, daß geschlechtliche Enthaltsamkeit außer der Ehe kein absolut unerreichbares Ideal, und daß die Ansicht, solche Enthaltsamkeit könne einen sonst gesunden Menschen ernstlich krank machen, un-

bewiesen und irrig ist. Forderungen höherer Sittlichkeit und berechtigte Forderungen der Hygiene können sich schlechterdings nicht widersprechen.

Noch auf eine Erkenntnis soll aber hier nachdrücklich hingewiesen werden: auf den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten und auf die praktischen Folgerungen, die sich hieraus ganz von selbst ergeben. Die bedenkliche Alliteration Wein und Weib ist kein bloßes Wortspiel, sondern beruht auf uralten Erfahrungen. Die Alkoholfreunde wissen aus dem alten Testament nur den bekannten Ausspruch zu zitieren: „Der Wein erfreut des Menschen Herz." In demselben ehrwürdigen Buche steht aber auch geschrieben: „Wein und Weiber bringen Weise zu Fall." Und in den Sprichwörtern Salomons heißt es kurz und deutlich: „Der Wein macht unkeusch." Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Bachus und Venus existieren nicht nur in der Mythologie; es ist eine Jahrtausende alte Wahrheit, die auch heute noch gilt. Auch heute noch geht der Weg in die Arme der Prostitution fast immer durch's Wirtshaus. Daß in öffentlichen Häusern der Alkoholismus eine große Rolle spielt, und daß von hundert Prostituierten mindestens 95 Alkoholikerinnen sind, ist auch kein Zufall. Wie könnten auch diese Unglücklichen, falls noch ein Funke besseren Menschentums in ihnen glimmt, solches Leben ertragen, wenn sie nicht immer wieder in den Rauschgetränken sich „Vergessen" holen könnten! — Und wie manches Mädchen ist nur dadurch zum ersten Fehltritt und damit auf die schiefe Ebene geraten, die sie schließlich der Prostitution in die Arme trieb, daß sie von ihrem Verführer durch dasselbe betäubende Gift zuvor willenlos und gefügig gemacht wurde.

Wer die ansteckenden Geschlechtskrankheiten ausrotten will, muß erst die Prostitution ausrotten, denn sie ist die Hauptquelle geschlechtlicher Ansteckungen. Ob es möglich ist, die Prostitution auszurotten, mag dahingestellt bleiben; bisher ist trotz wiederholter Anläufe dazu, über die uns die Kulturgeschichte vergangener Jahrhunderte zu berichten weiß, in dieser Hinsicht nichts erreicht worden. Aber eins ist sicher. Wenn die Prostitution überhaupt auszurotten ist, dann kann das nur auf dem Wege geschehen, daß man diesen Sumpf austrocknet, d. h., alle alkoholischen und sonstigen betäubenden Genußmittel, ohne die die Prostitution nicht existenzfähig ist, aus der Welt schafft.

Und wer die jungen und älteren Männer von der Prostitution fern halten will, kann gar nichts besseres tun, als sie zur Nüchternheit zu erziehen. Ganz nüchternen Sinnes watet nicht so leicht ein reinlichkeitsliebender Mensch in diesen Sumpf und setzt sich der Gefahr aus, sich zeitlebens unglücklich zu machen. Der schlimmste Lockspitzel für Frau Venus war immer der Alkohol und wird es immer bleiben. Er ist es, dem es am leichtesten gelingt, das gegen unrechtes Tun sich sträubende Gewissen sanft und sicher zu betäuben und so zum Schweigen zu bringen; er ist es, der die ethischen und ästhetischen Hemmungen niederwirft, die

den Mann sonst vielleicht abhalten würden, sich dem Schmutz in die Arme zu werfen.

Es wäre falsch, zu glauben, ein Mann müsse erst völlig betrunken sein, um sich sittlich zu vergessen. Nicht der Zustand völliger Betäubung, sondern die Wirkungen der beginnenden Narkose sind hier das Gefährliche; wenn das ungehemmte Spiel der Phantasie einsetzt, die Bewegungsimpulse gesteigert und das kritische Denken langsam eingeschläfert werden. Nicht übermäßig großer Mengen geistiger Getränke bedarf es, um die Tätigkeit jener feinen Gehirnzellen auszuschalten, in denen wichtige Hemmungen aufgespeichert liegen; Hemmungen in Gestalt von kühlen Vernunftüberlegungen, von sittlich-religiösen Vorstellungskomplexen, früher gefaßten, ernsten Willensentschlüssen, Erinnerungen an ein mahnendes Wort einer treuen Mutter, an Warnungen aus ärztlichem, väterlichen oder älteren Freundes Munde; Hemmungen, die die wichtigen Aufgaben haben, das wilde Triebleben in Schranken zu halten.

Der Wein löst die Zungen, macht uns mutig und beredt. Jawohl, das tut er. Aber diese Erscheinungen sind bereits Folgen einer beginnenden alkoholischen Vergiftung, einer Lähmung von Nervenzellen der grauen Gehirnrinde. Er macht uns Mut zu reden, auch das, was wir sonst kluger Weise verschweigen würden; zu tun — auch das, was zu tun ganz nüchtern wir uns nicht entschließen würden, und zwar mit vollem Recht unterlassen würden. Gedanken, Phantasien und Wünsche, die es sich sonst gefallen lassen mußten, ins Unbewußtsein verdrängt zu ruhen, wagen sich unter der leicht narkotischen Wirkung des Alkohols keck ins Vollbewußtsein und verlangen in Worten lauten Ausdruck zu erhalten und sich in Taten umzusetzen. Daher auch die beliebte Zotenreißerei am Wirtshaustisch. Und was wohl zu beachten ist: der auf diese Weise einmal geweckte und angereizte Sexualtrieb trägt in seinem eigenen Wesen die Tendenz, sich bis zu seiner Sättigung zu steigern. Daher gilt gerade hier vor allem das Wort: principiis obsta! widerstehe den ersten Anfängen! — Gerade aber dieses Widerstehen erschwert der Alkohol mit dem Augenblick der beginnenden Narkose so ungeheuer. Dem törichten, wüsten Reden auf der Bierbank oder in eleganten Weinrestaurants folgt dann törichtes, wüstes Tun.

Wie Aerzte berichten, die hierüber Erhebungen innerhalb ihrer Praxis angestellt haben, konnten sie bei mehr als 60 Prozent der befragten Männer, die, mit frischer Ansteckung behaftet, ärztlichen Rat erbaten, feststellen, daß sie sich solche Ansteckung zugezogen im Anschluß an die bekannte feucht-fröhliche oder „angeheiterte" Stimmung, die der Alkohol zu erzeugen pflegte. Ja, dieser böse Dämon versteht es, seine Freunde zu erheitern, um sie nachträglich in Unglück und Trauer zu stürzen. „Der Wein erfreut des Menschen Herz." — Und wer zählt die heimlichen, heißen Tränen, die er schon fließen gemacht hat? Er ist wirklich ein Lethetrank, der

Vergessen bringt; vergessen werden Sorge und Leid, vergessen aber auch nur zu oft Pflicht und Gewissen, Ehre und Zukunft.

Deshalb können wir Eltern, die ihre Kinder hinauslassen in's Leben und in die „Freiheit", nichts Besseres raten als das: Wollt Ihr Eure Kinder vor drohenden Gefahren der Sittlichkeit, die zugleich noch Gefahren für die Gesundheit bedeuten, nach Möglichkeit bewahren, dann führt sie Abstinenzvereinen zu und laßt sie sich für deren edles Streben begeistern.

Von Goethe stammt das schöne Wort: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollen." Nun, ist es nicht ein großer Gedanke, der sich ausprägt in dem Streben, durch das persönliche Beispiel der Entsagung auf erlaubten Genuß schwache Brüder und Schwestern stark machen zu helfen im Kampfe gegen einen bösen Feind, der zugleich auch ein Feind ist alles Ringens höher hinauf, edlerem, schönerem, reinerem Leben zu? Und bietet solches freiwillige Entsagen nicht auch zugleich wertvolle Mithilfe zur Bewahrung der Reinheit des eigenen Herzens?

Ein enger Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten besteht nicht allein darin, daß er Vernunft und Gewissen betäubt, das ethische und ästhetische Reinlichkeitsgefühl abstumpft und auf diese Weise sittlichen Verirrungen den Weg ebnet, die ihrerseits wieder ernste Erkrankungen zur Folge haben können, sondern es wird auch der Verlauf dieser Erkrankungen selbst durch gleichzeitigen Alkoholgenuß sehr ungünstig beeinflußt. Es gibt eine Form von Syphilis, die sich durch besondere Bösartigkeit auszeichnet. Diese Bösartigkeit zeigt sich darin, daß die genannte Krankheit in ganz kurzer Zeit die abscheulichsten Verwüstungen im Körper anrichtet und gleichzeitig allen Heilversuchen den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt. Ein Wiener Facharzt hat innerhalb einer gewissen Zeit 38 Fälle solcher bösartigen Syphilis in Behandlung bekommen; von diesen waren 26 — also 69 Prozent — ausgesprochene Trinker.

Daß das Zusammentreffen von chronischer Alkoholvergiftung und Syphilis letztere besonders bösartig gestaltet, geht auch noch aus Folgendem hervor. Wir wissen jetzt, daß schwere organische Nervenleiden, vor allem auch jene Geisteskrankheit, die von den Aerzten als progressive Paralyse, in volkstümlicher Sprache als Gehirnerweichung bezeichnet wird, und die innerhalb von 2—3 Jahren zum sicheren Tode zu führen pflegt, eine Spätfolge syphilitischer Infektion darstellt. Man hat rechnerisch festgestellt, daß von 100 Angesteckten mindestens 3 dieser schweren Gehirnkrankheit erliegen. Nun ist im Orient, in der Türkei und auch in Algerien die Syphilis außerordentlich stark verbreitet; eine Folge der dort herrschenden Unreinlichkeit. Trotzdem kommt Gehirnerweichung unter den dort wohnenden Mohammedanern so gut wie gar nicht vor. Der Grund hierfür ist offenbar der, daß die Muselmänner alkoholabstinent leben. Weingenuß ist ihnen durch Mohammeds Lehre verboten und andere geistige Getränke genießen sie auch

nicht, weil niemand ihnen solche anbietet. Die Genußmittel, an die sich der Türke mit Vorliebe hält, sind Kaffee und Tabak. Wenn wir also sehen, daß die alkoholabstinenten Mohammedaner wohl an allen möglichen Formen der Syphilis, aber so gut wie niemals an Paralyse erkranken, so dürfen wir daraus wohl den Schluß ziehen, daß die chronische Alkoholvergiftung es ist, die den mitteleuropäischen Kulturmenschen für die schwere spätsyphilitische Gehirnerkrankung empfänglich macht. Diese Ansicht vertritt auch Professor Bleuler in Zürich, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Irrenheilkunde. Professor Bleuler hat auch darauf hingewiesen, daß auch in Amerika, wo die Zahl der Abstinenten sehr groß ist, Paralytiker nicht nachzuweisen sind.

Wir sehen: die Beziehungen zwischen Alkoholismus und Syphilis sind vielseitiger, als es von weitem den Anschein hat. Wer aber diese Zusammenhänge erkannt hat, dem muß auch klar sein, daß ein Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten, der einigermaßen Aussichten auf Erfolg versprechen soll, zugleich auch ein Kampf gegen den Alkoholismus sein muß. Wie kann man ein Unkraut ausrotten, wenn man seine Wurzeln nicht anzutasten wagt? — Der Alkoholismus ist zwar nicht die einzige und alleinige, aber doch e i n e und hauptsächliche Wurzel des aus den Geschlechtskrankheiten erwachsenden Elends.

Die Abstinenz will ja auch keineswegs als alleiniges Heilmittel gegen diese schlimme Volksseuche gelten; sie ist aber jedenfalls e i n überaus wichtiges und heilkräftiges Hilfsmittel dagegen. Die Abstinenz erhebt nicht den Anspruch, an und für sich die Garantie für absolute, sittliche Vollkommenheit ihrer Anhänger übernehmen zu wollen; denn auch sie kann aus schwachen Menschen keine Engel machen. Aber sie hilft dem Menschen, gewissen Gefahren aus dem Wege zu gehen, die in der Alkoholatmosphäre besonders leicht sich einstellen.

Die bekannte, jetzt verstorbene, österreichische Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach hat das sehr wahre Wort ausgesprochen: „Die Herrschaft über den Augenblick bedeutet die Herrschaft über das Leben." Es gibt aber nichts, was uns die Herrschaft über den Augenblick so sehr erschwert, nichts, was alle Affekte und Leidenschaften, die gefesselt in uns liegen, so leicht zu entfesseln vermag als der Alkohol. Und gegen solche Gefahr ist die Abstinenz ein vorzügliches Hilfsmittel.

Dazu kommt ihr erzieherischer Wert. Die große Bedeutung der Enthaltsamkeit, sagt der Dichter Maurice von Stern sehr treffend, liegt darin, daß sie ein augenfälliges und leicht faßliches Symbol des Willens zur sittlichen Selbsterneuerung ist. Der Kern des Menschen ist nicht der Verstand, sondern der Wille. Es genügt keineswegs, daß wir wissen, was gut und ungut, was gesund oder ungesund ist, sondern wir müssen auch die Kraft haben, das eine zu wollen, d. h. wirklich zu tun, und das andere zu meiden. Solche Kraft erwächst aber nur aus steter Uebung. Wer es erst einmal gelernt hat auf e i n e m Gebiete, nicht gerade alltäglichen, sitt-

lichen Wollens, unter allen Umständen Sieger zu bleiben, dem wird es auch auf anderen, schwierigeren Gebieten leichter werden, seinem besseren Selbst Treue zu bewahren.

Man ruft uns angesichts der furchtbaren Not unseres Vaterlandes immer wieder zu: Arbeiten! nichts als arbeiten! nur Arbeit kann uns retten! — Sicher tut ernstes, schweres, unermüdliches Arbeiten uns bitter not. Untrennbar von der Pflicht zur Arbeit ist dann aber auch die Pflicht zur Gesundheit. Nur aus einem gesunden Körper und Geist kann man das Höchstmaß von Leistung herausholen. Vaterländische Pflicht ist es daher, unsere Gesundheit auf größtmöglicher Höhe zu erhalten und alles zu meiden, was unsere Arbeitsenergie und Arbeitslust verringern könnte. Wenn aber irgend etwas dem Alkohol mit nahezu mathematischer Sicherheit nachgewiesen ist, so ist es das, daß er auf Arbeitslust und Arbeitsenergie lähmend einwirkt, und daß man ohne ihn mehr und besseres leistet als mit ihm. Das gilt für Geistesarbeiten ebenso gut wie für außerordentliche Muskelleistungen. Wer für die Abstinenz wirbt, wirbt also damit zugleich tüchtige Arbeiter für unseres Vaterlandes Neuaufbau.

Aber nicht nur „mehr Arbeit" darf die Parole lauten. Was uns vielleicht in noch höherem Grade not tut, ist: „mehr Liebe!" — Liebe, das heißt: Caritas und zugleich freiwillige soziale Gerechtigkeit. Brutalste Selbstsucht, die alles für sich und anderen nichts gönnen will, rücksichts- und skrupelloseste Jagd nach dem Mammon, — reich werden um jeden Preis, wenn's sein muß, über Leichen hinweg, — das ist es ja vor allem, was uns diesen grauenvollen Krieg und was das heutige, unsägliche Elend über unser Vaterland gebracht hat.

Selbstsucht durch Selbstzucht überwinden und wieder mehr Liebe in den Herzen entzünden helfen, auch dazu ist die Uebung der Abstinenz ein vorzügliches Hilfsmittel, sofern sie sich nicht von selbstischen Interessen leiten läßt, sondern zuerst anderen Hilfe bringen will, die der Hilfe persönlichen Beispiels bedürfen, um sie aus Ketten zu befreien, die ihr besseres Selbst niederdrücken.

Werben für den Abstinenzgedanken heißt werben für christlichen Idealismus. Und nur unter dem Banner eines solchen liebesstarken, tatfrohen, wahrhaft christlichen Idealismus können wir siegen über die finsteren Mächte, die unser Vaterland von allen Seiten bedrohen, und können wir aufrecht bleiben in dem Kampfe nicht nur um ein Vorwärts, wieder besseren Zeiten entgegen, sondern auch um ein Aufwärts, höheren Zielen zu.

Für Veranstaltungen in Abstinenten-Vereinen empfehlen wir:

Abstinenten-Vereinsbühne

Alles durch Liebe. Schauspiel in 3 Aufzügen von Paul Koerber. Preis 1,50 Mark. — Von packender, geradezu erschütternder Wirkung, gibt es den caritativen Gedanken der Abstinenz in dramatisch hochkünstlerischer und meisterhafter Gestaltung. Das Stück eignet sich besonders für festliche Gelegenheiten, wo es seiner Wirkung immer sicher ist.

Am Abgrund. Ein Stück Leben in 4 Aufzügen. Von Dr. Max Jos. Metzger. Preis 1.— Mk. — Sehr leicht aufführbar und wirkungsvoll; erfordert wenig Szenerie und stellt nur geringe Anforderungen an die Spieler. Umfaßt den ganzen Abstinenzgedanken in seinen sozialen Folgen.

Tante Pauline. Schwank in einem Aufzug von E. Hahn. Preis 75 Pfg. — 2 Frauen- und 3 Männerrollen; die beiden Frauenrollen sind die Hauptrollen. Flotter und wirkungsvoller, zum Teil humoristischer Dialog. Eignet sich besonders für gesellige Abende.

Meister Knieriem. Szene in 3 Aufzügen von Aloys Buschmann. Preis 1 Mark. — Leicht aufführbar und durchschlagend.

Da ist nicht mehr zu helfen! Dramatische Szene von Josef Wesolowski. Preis 75 Pfg. Bei äußerst geringer Spielerzahl — 2 Männer- und 1 Frauenrolle — liegt die Wirkung dieser leicht aufzuführenden Szene in der geschickten Darstellung der Idee von sozialer Pflicht, die hier anschaulich und packend geboten wird.

Die Wunderflasche. Lustspiel in 3 Auftritten von Aloys Buschmann. Preis 1 Mark — Sehr flotter, humoristischer Dialog. Eignet sich besonders für rein gesellige Abende. Auch für jeden andern Verein geeignet.

Die Fahnenweihe. Stimmungsbilder in 3 Aufz. v. M. Mattern. Preis 1 Mark. — Das Stück eignet sich auch für jeden andern Verein.

Erblich belastet. Dramatische Szene in 3 Aufzügen von H. Mankowski. Preis 75 Pfg. — Behandelt die den jungen Leuten durch die Kneipe und ihre Geselligkeit drohenden Gefahren und ihre Folgen. Erfordert nur wenig Szenerie.

In Versen geschrieben:

Heimkehr. Festspiel von M. Hahn. Preis 75 Pfg. — Rollen: Zwei Männer, vier Frauen (Mädchen), zwei Kinder, sowie Frauen-(Mädchen-)Chor in beliebiger Stärke. Schöne dichterische Sprache. Für jeden Festabend geeignet.

Bei den drei Linden. Ländliche Szene von Welda Wels. Preis 60 Pfg. — Ein flottes Stück, im Freien spielend. Eignet sich auch für patriotische Feste, für Jugendvereine usw.

Für Jugendvereine besonders geeignet:

Saat u. Ernte. Frühling, Sommer, Herbst u. Winter.
Zwei Einzelvorträge mit Gesang von Welda Wels. Preis 40 Pfg.

Freund oder Feind? Szenische Aufführung von Welda Wels. Preis 50 Pfg. Dankb. Vorspiel für jede Veranstaltung.

Prüfungsexemplare werden auf Verlangen durch den Verlag geliefert.
Auf alle Preise kommt ein Teuerungszuschlag.

Verlag von Breer & Thiemann,
Hamm (Westfalen).

Vivat Abstinentia!

Ein dichterisches Vortragsbuch

Mit Geleitswort von P. Elpidius

Inhalt:

I. Unser Hochziel: Prologe, Festchöre und Festlieder.
II. Vereinsjahrs Festeskranz: Prologe und Festgedichte zu besonderen Anlässen.
III. Durch Nacht zum Licht: Vortragsgedichte.
IV. Vortragsskizzen, Dramatische Szenen.

160 Seiten. — Preis Mk. **2.—**

Immer größer wird die Zahl derer, die mit der Kraft der Ueberzeugung für das sittliche und sozialcaritative Werk eintreten, welches gemeinhin Abstinenz bezeichnet zu werden pflegt; ein Werk, das erst in seinen Anfängen stehend noch vielfach verkannt oder in seiner weittragenden Zukunftsbedeutung nicht gewürdigt wird. Den Funken der Begeisterung, welcher in Tausende getragen wurde, lebendig zu erhalten, ihn anzufachen zu heiliger Flamme, die Kämpfer in gemeinsamer Arbeit zu stützen und sie in die ganze Gedanken- und Motivenwelt der Abstinenz einzuführen, endlich immer wieder neue Kämpfer zu gewinnen: dieses Ziel will vorliegendes Buch fördern. Sein Inhalt tut deutlich dar, daß das Ziel der Abstinenz nicht Nehmen ist, wie viele Außenstehende glauben, sondern Geben; nicht Binden, sondern Befreien. Mögen also nicht bloß Gleichgesinnte und Freunde, sondern auch Außenstehende in ihr manche Anregung finden!

Die vorliegende Sammlung stellt in ihrer Gesamtheit ein Dokument der sittlichen Gedankenwelt der Abstinenz dar.

Abstinenten-Männerchöre:

Wahlspruch. — Gebet. — Aufmunterung.

Drei Männerchöre, komponiert und dem verdienten Vorkämpfer der Abstinenzbewegung P. Elpidius gewidmet von Ed. Knittel, op. 3
Preis 80 Pfg. Einzelstimmen à 25 Pfg.

Abstinentengruß.

Männerchor, komponiert von Jos. Ebers.
Preis 80 Pfg., von 10 Exemplaren an à 60 Pfg.

Zur Fahnenweihe. Abstinentengruß. Wahlspruch.

Drei Männerchöre, komponiert von Jos. Ebers.
Preis zusammen 60 Pfg., von 10 Exemplaren an à 40 Pfg.
Auf diese Preise kommt der jeweils gültige Teuerungszuschlag.

Komposition wie Text dieser Chöre sind gleich wirkungsvoll und mächtig. Kein Verein, der über einen Sängerchor verfügt, wird diese 4 Stücke missen wollen.

HARVARD COLLEGE
FEB 7 1921
LIBRARY

P. Germ 250.1.2

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.
Herausgegeben von Dr. Ernst Breit.

Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 7.20, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Sozialismus, Christentum und Kirche

Von

Dr. Ernst Breit

Februar 1920 XXXIX. Band 5. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

Der Bankrott des Bolschewismus

ist in unwiderlegbarer Weise geschildert in dem soeben bei uns erschienenen Buche

Bilder aus dem kommunistischen Ungarn

v. **Dr. Hans Eisele**, Wiener Korrespondent der Kölnischen Volkszeitung.

Das schlimmste Toben der Schreckensmänner in der französischen Revolution wurde bekanntlich von der Spartakusherrschaft in Ungarn noch weit überboten. Besonders interessant und lehrreich sind des Verfassers Ausführungen über die **Sozialisierung der Landwirtschaft**, über die **Verwüstung der ungarischen Industrie**, über **kommunistische Finanzkünste** und über den in einem **maßlosen Kirchensturm** und in völliger **Vergewaltigung der Geistesfreiheit** sich auswirkenden „Segen des Kommunismus" auf dem Gebiete der **Kirche** und **Schule**.

Das Buch ist hochaktuell für jedermann, besonders wertvoll aber für Eltern und Erzieher, für Vereins- und Versammlungsredner und für jeden aufmerksamen Zeitungsleser.

Preis der 132 Seiten starken Broschüre Mk. 4.55, dazu die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsanstalt Tyrolia

Innsbruck — — Wien — — München — — Bozen.

519

Ein gediegenes Geschenkwerk von bleibendem Wert

ist die in unserem Verlag erschienene Gedichtsammlung:

Katholische deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts

Ein poetischer Hausschatz für die katholische Familie.
Gesammelt von **A. Hüttemann.** Zweite Auflage.
(607 S.) Vornehm in echt Leinen gebunden Mk. 8.50
(einschließlich Uebersendungsgebühr).

Ein berufener Kritiker nannte die Sammlung „das beste derartige Buch, das die katholische Literatur besitzt". — Der Wert des Buches und sein Vorzug vor anderen sog. Anthologien besteht darin, daß es nicht lediglich eine Sammlung schöner Gedichte ist. Es ist ein Buch, das uns Katholiken fehlt. Auch als einfache Gedichtsammlung, als poetisches Hausbuch übertrifft es die meisten anderen Sammlungen durch die Sorgfalt der Auswahl, die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit seines Gehaltes.

Zu beziehen vom Verlage

Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

FEB 7 1921
LIBRARY

Sozialismus, Christentum und Kirche.

Von Dr. Ernst Breit.

Ist der moderne Sozialismus religionsfeindlich?

Immer und immer wieder wird diese Frage in Büchern und Zeitungen, in Versammlungen und Einzelgesprächen erörtert. Immer und immer wieder wird sie namentlich in den Tagen der Parteiagitation und des Wahlkampfes heiß und lebhaft umstritten, denn die Stellungnahme eines Menschen zum Sozialismus hängt ja in Tausenden von Fällen davon ab, wie diese Frage gelöst wird.

„Aber", so fragen sich viele erstaunt, „können denn die Bekenner des Erfurter Programms, die Anhänger von Marx und Engels, ihre Religionsfeindlichkeit überhaupt noch leugnen? Geht nicht durch die ganze sozialistische Presse ein immerfort sich erneuernder Sturm von Schimpf und Schmähungen gegen Gottesglauben und Christentum, gegen die Kirche und ihre Einrichtungen? Feiert nicht gerade an den Hochfesten der Christenheit der Haß gegen alle Religion seine Orgien in den Spalten sozialistischer Blätter? Könnte man nicht Bände füllen mit einer Sammlung all der Sätze und Redewendungen, all der Witze und Verdrehungen sozialistischer Autoren, die darauf abzielen, den Glauben herabzusetzen, ihn verächtlich und lächerlich zu machen? Das alles sind doch Tatsachen, unleugbare Tatsachen, die gedruckt und geschrieben vorliegen und festliegen und durch keine noch so glänzende Redekunst aus der Welt geschafft werden können. Wie läßt sich denn im Angesichte dieser unwiderleglichen Tatsachen noch im Ernste behaupten, daß der Sozialismus nicht religionsfeindlich sei?

Und doch wird diese Behauptung vertreten und verfochten. Man sagt: „Was diese Schriftsteller lehren und verbreiten, ist ihre Privatmeinung. Der Sozialismus an sich, die Sozialdemokratie als solche, hat mit derselben nichts zu tun, ist in religiösen Dingen neutral." Zum Beweise für diese Angabe beruft man sich auf die Forderung des Erfurter Parteiprogramms, die Religion zur Privatsache zu erklären. Zu dieser Forderung erläutern Kautsky und Schoenlank u. a.:

„Was ein Staatsbürger, oder ob er etwas glaube, ist ihm zu überlassen. Der Staat hat sich jeder Einmischung in diese Privatangelegenheit zu enthalten, er darf einen Gewissenszwang weder üben noch dulden. Die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen Aufgaben eines Gemeinwesens dürfen nicht mit Dingen verquickt werden, bei denen der Einzelne allein zu entscheiden hat." (Kautsky u. Schoenlank: Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie. pag. 43.)

Ob diese Sätze einen wirklichen Beweis ergeben, daß die Sozialdemokratie als solche nicht religionsfeindlich ist, wird an einer späteren Stelle erörtert werden. Vorläufig genügt für uns die Tatsache, daß die Sozialisten den antireligiösen Charakter ihrer Partei allen Ernstes bestreiten.

Nun ist es eine Grundregel der Logik, daß in der Debatte über einen Gegenstand die beiden streitenden Parteien sich von vornherein darüber verständigen müssen, in welcher Bedeutung sie das Wort gebrauchen wollen, um welches die Diskussion sich dreht. Wenn nämlich mit demselben Ausdruck jeder einen anderen Begriff verbindet, so kommt es nie zu einer Klärung und zu einem gegenseitigen Verständnis, sondern nur zu einem fruchtlosen Streit um Worte. Welche Bedeutung geben wir also dem Ausdruck „Religion", in welchem Sinne gebrauchen wir ihn?

Diese Fragestellung ist durchaus nicht überflüssig, da man in vielen Kreisen schon lange mit dem Worte Religion die verschiedenartigsten Begriffe verbindet. Für Tausende, ja Hunderttausende ist „Religion" etwas ganz Natürliches: ein unbestimmtes Sehnen nach etwas Großem und Herrlichem, oder ein sich Versenken in die Schönheiten der Natur und der Kunst, oder ein Märchentraum voll farbenprächtiger Bilder, zu denen man gerne flüchtet aus dem grauen Einerlei des Alltages. Das ist eine Religion, die keine Ansprüche macht auf Zustimmung des Verstandes und Arbeit des Willens, eine Religion, die nichts kostet, nichts fordert, nichts verlangt, nichts vorschreibt, eine Religion, die sich nicht einmischt in Fragen des öffentlichen Lebens und vollständig darauf verzichtet, das Streben des einzelnen Menschen und der Gesamtheit dem Willen eines überweltlichen Gottes zu unterwerfen. Eine solche Religion Privatsache sein zu lassen, ist wahrhaftig keine Kunst.

Wie aber stellt der historische Materialismus, auf den das sozialistische System sich gründet, sich zu einer übernatürlichen und geoffenbarten Religion, zu einem allmächtigen und überweltlichen Gott, der durch Persönlichkeiten, die von ihm erleuchtet waren, zur Menschheit geredet und diese Predigt durch Wunder bestätigt hat?

Wie stellt sich der Sozialismus, der nur eine Erlösung von zeitlichen Uebelständen anstrebt und alle in der Menschheit wirksamen Kräfte in den Dienst einer Diesseitskultur stellen möchte, zu einem Religionssystem, welches diese Kräfte vor allem und in erster Linie zur Arbeit für die Ewigkeit gewinnen will und die Erlösung übernatürlich auffaßt?

Wie stellt sich die Sozialdemokratie zu einer Kirche, die ihrem ganzen Wesen und Charakter nach niemals darauf eingehen kann, Privatsache im Sinne des Erfurter Parteiprogramms zu werden, weil sie eben die Aufgabe hat, das öffentliche Leben zu durchdringen und zu heiligen und namentlich in der Familie und in der Schule den Einfluß der ewigen Wahrheiten geltend zu machen?

Das sind drei Grundfragen mit vollständig klaren Begriffen, die kein sophistisches Ausweichen und Ausbiegen gestatten. Ihre Lösung wird uns zeigen, in welchem Verhältnis Sozialismus und Religion im christlichen Sinne zu einander stehen.

I. Historischer Materialismus und übernatürliche Religion.

Der historische Materialismus, das Fundament des sozialistischen Systems und der sozialdemokratischen Partei, ist eine Anwendung des philosophischen Materialismus auf die Weltgeschichte.*) Den überaus innigen Zusammenhang zwischen den beiden genannten Arten des Materialismus deckt Eduard Bernstein in folgenden Worten auf.

„Materialist sein heißt zunächst alles Geschehen auf Bewegungen der Materie zurückführen, wobei diese Bewegungen durchweg als mechanischer Prozeß aufgefaßt werden, der die notwendige Folge vorhergegangener mechanischer Vorgänge ist. Mechanische Vorgänge bestimmen in letzter Instanz alles Geschehen, auch dasjenige, welches durch Ideen bewirkt erscheint. Es ist lediglich die Bewegung der Materie, welche die Gestaltung der Ideen und Willensrichtungen bestimmt, und so sind auch diese und damit alles Geschehen in der Menschenwelt notwendig. . . . Die Uebertragung des Materialismus in die Geschichtserklärung heißt daher von vornherein die Behauptung der Notwendigkeit aller geschichtlichen Vorgänge und Entwickelungen." (Eduard Bernstein: Die Voraussetzungen des Sozialismus. pag. 4 u. 5.)

Das ist deutlich genug gesprochen! Alles Geschehen, also auch die Gedanken und Willensakte der Menschen, sind das Ergebnis von mechanischen Bewegungen stofflicher Materie. Der Mensch ist also nichts weiter als ein höher entwickeltes Tier ohne einen von der Materie unabhängigen Geist, ohne sittliche Freiheit. Sein ganzes Tun und Treiben wird geleitet von derselben ehernen, unvermeidlichen Notwendigkeit, welche die Entwickelung der Pflanzen, das Wachstum und die Lebensgewohnheiten der Tiere bestimmt. Der Mensch ist also kein Gotteskind, berufen zu ewigem Glück und ewiger Herrlichkeit, sondern ein Sklave der Materie, mit deren Auflösung durch den Tod alles für ihn zu Ende ist.

Welche materiellen Faktoren sind es nun, welche die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft naturnotwendig bestimmen? Kurz gesagt: die Kräfte und Verhältnisse der Produktion, der Erzeugung jener Güter, deren wir zur Lebenshaltung und Lebensführung bedürfen. So sagt wörtlich Karl Marx, der Begründer des historischen Materialismus:

„Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die wahre Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte, gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Le-

*) Vergl. dazu Dr. E. Breit: Die Frau und der Sozialismus. (Frankfurter Zeitgem. Brosch., Bd. XXXIX, Heft 1).

bens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt, ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt." (Carl Marx: Vorwort zum Kapital.)

Aehnlich äußert sich Friedrich Engels in den Eingangsworten zum dritten Kapitel seines Werkes: „Die Entwickelung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft":

„Die materialistische Anschauung der Geschichte geht von dem Satze aus, daß die Produktion und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist, daß in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Verteilung der Produkte und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen und Stände sich darnach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen zu suchen nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in den Veränderungen der Produktions- und Austauschweise; sie sind nicht zu suchen in der Philosophie, sondern in der Oekonomie der betreffenden Epoche."

Also das gesamte Geistesleben der Menschen ist letzten Endes aus materiellen Faktoren zu erklären. Von diesem Grundgesetz machen Religion und Sittlichkeit keine Ausnahme. So nennt Engels die ökonomische Entwickelungsstufe eines Volkes die Grundlage, „aus der sich die Staatseinrichtung, die Rechtsanschauung, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben und aus denen sie daher zu erklären sind". Die gleiche Behauptung stellt er auf in seiner „Entwickelung des Sozialismus". (pag. 25.) Was die Moral betrifft, so nennt Kautsky in seinen Untersuchungen über Ethik und materialistische Geschichtsauffassung das Sittengesetz einen tierischen Trieb und behauptet, daß die ethischen Normen sich mit der Gesellschaft änderten.

Aus diesen Darlegungen geht mit logischer Notwendigkeit hervor, daß der historische Materialismus mit dem Glauben an eine übernatürliche und geoffenbarte Religion nicht zu vereinbaren ist.

Zunächst hat der historische Materialismus — trotz der weiter unten noch zu besprechenden Einwände — den philosophischen und damit die Läugnung Gottes, der Unsterblichkeit und der Willensfreiheit zur Voraussetzung.

Der Beweis für diese Behauptung wird geliefert durch den philosophischen Grundsatz, daß die Tätigkeit eines jeden Wesens seiner Natur entspricht. Ist der Mensch nur ein höher entwickeltes Tier, so ist sein ganzes Leben und Streben auf tierische Triebe, auf materielle Faktoren zurückzuführen und aus solchen zu erklären. Ist er aber ein Wesen, dessen Hauptkraft ein von der Materie unabhängiger Geist ist, so muß diesem Geiste folgerichtig auch die Hauptstellung im Gesamtbilde der Kultur und der Hauptanteil an der Entwickelung der Menschheit zugesprochen werden. Der historische Materialismus aber macht die

materiellen Faktoren zur Hauptsache und ordnet ihnen die geistigen restlos unter, macht die letzteren zu einem Produkt der ersteren. Also muß er sich auf den Standpunkt stellen, daß der Geist etwas der Materie Unterworfenes, von ihr Hervorgebrachtes sei — das ist philosophischer Materialismus.

Diese notwendigen Zusammenhänge zwischen philosophischem und historischem Materialismus brauchen uns also nicht von irgend einer sozialistischen Autorität verbürgt zu werden, sondern sie sind durch die reine Vernunft erkennbar. Es ist aber für jeden denkenden Menschen ohne weiteres klar, daß ein System, welches von einem persönlichen Gott und einer unsterblichen Seele nichts wissen will, jeder übernatürlichen Religion feindlich ist.

Diese Folgerung ist so überzeugend, so unwiderleglich, daß den Sozialisten, welche die Religionsfeindlichkeit ihres Systems nicht zugeben wollen, nichts anderes übrig bleibt, als von der materialistischen Geschichtserklärung, wie Marx sie gegeben hat, abzuweichen. Von diesen „Revisionen" ist besonders der Versuch Eduard Bernsteins bemerkenswert, den geistigen Faktoren einen größeren Einfluß auf die kulturelle Entwickelung der Menschheit beizumessen. Er sagt:

„Wer heute die materialistische Geschichtstheorie anwendet, ist verpflichtet, sie in ihrer ausgebildetsten und nicht in ihrer ursprünglichen Form anzuwenden, das heißt, er ist verpflichtet, neben der Entwickelung und dem Einfluß der Produktivkräfte und Produktivverhältnisse den Rechts- und Moralbegriffen, den geschichtlichen und religiösen Traditionen jeder Epoche . . . volle Rechnung zu tragen." (Bernstein: Voraussetzungen des Sozialismus. pag. 7, 8.)

Es ist nun eine sehr große Frage, ob die offizielle Sozialdemokratie die Bernstein'schen Gedanken wirklich für eine „ausgebildete" Form der marxistischen Grundideen hält. Doch prüfen wir die Anregung Bernsteins, wie sie uns vorliegt. Hier sind nur zwei Fälle möglich. Entweder die geistigen, die religiösen Faktoren sind ein Produkt der Materie, sind Wirkungen und Widerspiegelungen sozialer Verhältnisse, oder sie sind es nicht. Will Bernstein sagen, daß sie es sind, so bleibt er auf dem Boden des philosophischen Materialismus stehen. Will er sagen, daß sie es nicht sind, sondern als freie, vom Stoffe unabhängige Mächte zu den sozialen Verhältnissen hinzutreten, so hat er den historischen Materialismus preisgegeben, der ja eben steht und fällt mit der Annahme, daß alles Geistige ein Produkt des Materiellen ist. Gerade Bernsteins Versuch erbringt uns den klarsten Beweis, daß es unmöglich ist, im historischen Materialismus zu bleiben, ohne den philosophischen anzunehmen.

Fassen wir nun die Ansichten des historischen Materialismus über die Religion zusammen, so ergibt sich der Schlußsatz:

Wie alle geistigen Vorgänge im Leben der Menschheit, so sind auch sämtliche Religionen und sämtliche Ansichten über die Sittlichkeit hervorgegangen aus materiellen Verhältnissen, also aus rein natürlichen Quellen.

Läßt sich mit diesem Grundprinzip eine übernatürliche Auffassung der Religion vereinbaren? Jeder denkende Mensch muß antworten: „Nein!“

Zudem: der historische Materialismus hat den philosophischen zur logisch notwendigen Voraussetzung. Dieser sagt: „Es gibt keinen Gott. Der Mensch ist nur ein höher entwickeltes Tier. Er hat keinen freien Willen und keine unsterbliche Seele. Mit dem Tode ist alles für ihn aus!“

Kann aber ein Gott sich offenbaren — den es gar nicht gibt? Kann er sprechen zu einem Geiste — der garnicht existiert? Kann er uns befehlen, Gutes zu tun mit einem freien Willen — den wir garnicht haben? Kann er uns eine Ewigkeit versprechen — die wir nie erreichen werden, weil nach dem Tode nichts von uns übrig bleibt?

Läßt sich also mit dem historisch-philosophischen Materialismus der Glaube an eine Offenbarung Gottes vereinbaren?

Jeder denkende Mensch muß antworten: „Nein!“

Also ist der historische Materialismus religionsfeindlich im Sinne der übernatürlichen Offenbarung, und alle Systeme, die sich auf ihn gründen, sind es dadurch von selbst!

Und weiterhin: die religionsfeindlichen Ansichten und Auslassungen sozialistischer Schriftsteller sind also keine zufälligen Privatmeinungen dieser Leute, sondern logisch notwendige Folgerungen des Standpunktes, auf dem der Sozialismus steht. Die Richtigkeit dieses Schlusses bestätigt der bekannte Genosse Maurenbrecher, wenn er sagt: „Die sozialistische Theorie ist unter allen Umständen Gegnerin einer jeden positiven Religion der Vergangenheit und jeder überlieferten Kirchengemeinschaft.“ (In der Zeitschrift „Die Tat“ 1910, pag. 307.)

Eine kurze Prüfung des historisch philosophischen Materialismus auf seinen wissenschaftlichen Wert möge diese Betrachtung abrunden. Was den Materialismus betrifft, so ist derselbe zunächst nicht in der Lage, die Vernunft und Ordnung in der Natur zu erklären. Hierbei von bloß mechanischer Bewegung oder gar vom Zufall zu reden, ist eine große Torheit. Wenn jemand die Entstehung eines Gebäudes damit erklären wollte, daß er sagt: „Ein großer Haufe von Ziegelsteinen geriet in Bewegung — sie türmten sich auf und übereinander — fügten sich ganz von selber kunstgerecht und zweckmäßig zu Fundamenten, Mauern, Schloten und Verzierungen zusammen — und so entstand das Haus also nur durch mechanische Bewegung“ —, der würde mit Recht verlacht werden. Man würde diesen Menschen hinweisen auf den Architekten, ohne dessen Geist, ohne dessen planmäßige Ueberlegung und Berechnung ein solcher Kunstbau ganz undenkbar wäre. Wenn es nun aber nicht einmal möglich ist, daß ein einzelnes Haus in der oben dargelegten Weise entsteht, wie ist es dann möglich, daß der ganze unermeßliche Weltbau mit seiner einheitlichen, planvollen, auf Gesetze gegrün-

deten Durchführung, mit seinen Sternenbahnen und Sonnensystemen, mit seinen Millionen von zweckmäßig gestalteten Körperformen das Werk blinder Naturgewalten, das Werk des blöden Zufalles sein kann? „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten" — und wenn schon kein einzelnes Gebilde, dann erst recht nicht eine ganze Welt von Körpern, aus deren Anlage und Wechselwirkung aufeinander die Vernunft hervorstrahlt, wie das Licht aus dem Edelstein. Also ohne den Geist ist die Natur nicht zu erklären.

Die Natur nicht — und auch der Mensch nicht! Sein Denken und Wollen soll nichts weiter sein als ein Produkt von Kraft und Stoff, als eine mechanische Bewegung von Gehirnatomen. Ist das wahr? Weckt nicht der menschliche Verstand in der Wissenschaft die Vorzeit zu neuem Leben auf? Stellt er sich nicht aus unscheinbaren Versteinerungen das Weltbild vergangener Jahrtausende wieder her? Hat er nicht die Steinmassen gotischer Dome bis in die Wolken getürmt und den spröden Crystall zu wunderbaren Formen gebildet? Hat er nicht die Kraft des Dampfes in Eisenbande gezwängt, den elektrischen Funken sich dienstbar gemacht? Hat er nicht hoch in den Lüften und tief unten im Schoß der Erde sich seinen Weg gesucht? Wie konnte der Geist dies alles leisten? Wie hat er es fertig gebracht, so Großartiges zu schaffen? Weil er überlegen, planen, messen und rechnen, weil Begriffe bilden, Gesetze finden, mathematische Formeln entwickeln konnte! Begriffe, Gesetze, Formeln sind aber Dinge, welche man nicht sehen kann, — sie sind nicht stofflich, nicht materiell, und folglich ist auch die Kraft, welche diese Dinge findet und mit ihnen arbeitet, nicht stofflich, nicht materiell, sondern geistig.

Diese Folgerung muß um so überzeugender erscheinen, wenn man bedenkt, daß wir Begriffe bilden und denken wie: Geist, Tugend, Gerechtigkeit, Ewigkeit — also Begriffe, die nicht ein konkretes, anschauliches, sinnlich wahrnehmbares Ding zum Gegenstande haben, und deshalb schon nicht ein Produkt der Materie sein können.**)

**) Auch die staunenswerte Kunstfertigkeit mancher Tiere: Vögel, Ameisen, Bienen ist die Wirkung eines Geistes, aber nicht eines Geistes, den die Tiere etwa selbst besitzen, sondern des göttlichen Geistes, der den unbewußten Instinkt dieser kleinen Lebewesen zu so großartigen Leistungen befähigt. Daß die Tiere keinen persönlichen Geist besitzen, daß bei ihrem Wirken von einem Selbstdenken und Selbsterfinden keine Rede ist, wird durch zahlreiche Tatsachen aus der Naturgeschichte bewiesen. So beobachten wir beim Tier auch nicht den geringsten Fortschritt in seiner Kunstfertigkeit; ferner weiß es in Ausnahmefällen sich nicht zu helfen, endlich hat, wie Rauschen in seiner „Apologetik" treffend bemerkt, jede Klasse der Tiere hinsichtlich der Ernährung und Fortpflanzung ihre eigne Art von Geschicklichkeit; für jede andere Art zweckmäßigen Handelns fehlt ihr jedes Verständnis und jede Anlage.

Und nun erst unser Wille! Sein Wirken und Walten krönt und vollendet die Beweise für die geistige Natur der Menschenseele. Die Vaterlandsliebe, die sich mit todverachtendem Mut dem Feinde entgegenwirft, die Manneстugend, die sich selbst bezwingt, die Frauenwürde, deren reines Bild zu idealem Denken begeistert, die Nächstenliebe, die sich selber opfert und sich selbst vergißt — — all diese Kräfte, durch die wir bewußt die Materie überwinden, können kein Produkt der unbewußten Materie sein. Wer den Trieben des körperlichen Lebens, den Begierden, den Leidenschaften Halt gebieten kann, der trägt eine Macht in sich, die der Materie und ihrem Streben entgegengesetzt und überlegen ist. Diese Macht ist der Geist.

Durch diese Beweisgründe ist aber zugleich mit dem philosophischen auch der historische Materialismus gerichtet. Wenn es nämlich einen Geist gibt, welcher den Stoff gestaltet, regiert und beherrscht, also der Materie übergeordnet ist, dann ist es ausgeschlossen, daß dieser Geist im Verlauf der Geschichte als eine der Materie untergeordnete Kraft auftreten kann.

Diesen logischen Schluß bestätigt die Geschichte im vollen Umfang. Es ist natürlich von vornherein klar, daß die materielle Lebenshaltung und Lebensführung, der Kampf und die Sorge um das tägliche Brot, um Wohnung und Kleidung, um Einkommen und Verdienst, im Leben der gesamten Menschheit eine ebenso große, bedeutungsvolle Rolle spielen, wie im Leben des Einzelnen. Das wird kein vernünftiger Mensch bestreiten wollen. Aber daß nun die ökonomischen Verhältnisse geradezu die Wurzel sind, aus der sich letzten Endes auch die Wissenschaft, die Kunst, ja selbst Religion und Sittlichkeit entwickelt haben, das ist nicht richtig. Hier hätten die Vertreter des historischen Materialismus mit den zwingendsten, überzeugendsten Beweisen, mit unwiderleglichen Tatsachen ihren Fundamentalsatz begründen müssen, aber hier gerade haben sie versagt. Engels macht die Sache sehr leicht; er behauptet:

„Hier (bei Religion und Philosophie) wird der Zusammenhang der Vorstellungen mit ihren materiellen Daseinsbedingungen immer verwickelter, immer mehr durch Zwischenglieder verdunkelt. Aber er existiert." (Feuerbach. pag. 52.)

Aber das hätte Engels ja gerade beweisen müssen, daß er existiert; das hat er aber nicht getan. Im Gegenteil behauptet er in seinem Briefe an die Leipziger Volkszeitung (von 1876), „es sei pedantisch, wollte man für allen diesen urzuständlichen Blödsinn (Religion und Philosophie) ökonomische Ursachen suchen." Das heißt doch mit anderen Worten, daß man uns für eine Behauptung von weittragendster Bedeutung für Weltanschauung und Leben den Beweis einfach schuldig bleiben will. Unbewiesene Behauptungen aber sind wissenschaftlich wertlos und undiskutierbar.

Aber Engels konnte diesen Beweis gar nicht erbringen, denn zu deutlich, zu offensichtlich wirkt in der Geschichte der von der Materie unabhängige Geist sich aus in den großen Gedanken und in den großen Persönlichkeiten. Was haben — um aus der Masse dessen, was sich hier anführen ließe, nur einzelnes herauszugreifen — die euklidische Geometrie und die aristotelische Logik, diese beiden Grundsäulen und Grundlagen der Wissenschaft und Technik, mit ökonomischen Verhältnissen zu tun? Was hat die Kunst, die unabhängig von praktischen Bedürfnissen das Schöne suchen und schaffen will, mit den Problemen der materiellen Produktion zu tun? Und nun erst die ethischen Anschauungen in ihren ersten und obersten unabänderlichen Grundsätzen! Daß man tun muß, was man als gut erkennt, daß man nicht tun darf, was man für schlecht und böse hält, daß man Wohltätern Dank schuldet, ist dem Sohne eines Naturvolkes ebenso klar wie dem Kulturmenschen des zwanzigsten Jahrhunderts, trotzdem die sozialen Verhältnisse, unter denen beide leben, himmelweit verschieden sind. Es ist eben der Geist, das Denkvermögen, welches zur Beurteilung und Wertung der gesellschaftlichen Fragen einen Rechtsstandpunkt überhaupt zu finden fähig ist. Also Wissenschaft, Kunst und Recht, diese Kulturfaktoren ersten Ranges, gehen nicht aus den materiellen Verhältnissen hervor, sondern aus dem Geiste.

Was die Religion betrifft, so hat Marx allerdings versucht, sie zu erklären aus dem „Streben nach illusorischem Glück des Volkes, das einem Zustand der Gesellschaft entspringt, welcher der Illusion bedarf." Aber diese Behauptung enthält, — abgesehen von ihrer durchaus einseitigen und unrichtigen Auffassung der Religion — einen schweren Denkfehler, denn angenommen, die Menschen hätten sich durch ihr Sehnen nach Glück zu märchenhaften Träumereien über ein anderes, besseres Leben bestimmen lassen, woher kommt dann aber das feste, unerschütterliche Fürwahrhalten dieser Gebilde der eigenen Phantasie? Jeder vernünftige Mensch ist sich doch klar darüber, daß es einen großen Unterschied macht, ob man sich eine Sache bloß denkt, oder ob man von ihrer wirklichen Existenz fest überzeugt ist. Das Sehnen nach Glück also könnte höchstens die Entstehung von Märchen erklären, an deren Wahrheit man selbst nicht glaubt, nicht aber jenes feste, zuversichtliche Fürwahrhalten, welches für den religiösen Glauben charakteristisch ist. Mit dem Sprichwort: „Was man wünscht, das glaubt man schnell", kommt man über die Schwierigkeit nicht hinweg. Denn erstens ergibt die Anwendung eines Sprichwortes keinen wissenschaftlich zwingenden Beweis, zweitens hat es zu allen Zeiten viele Menschen gegeben, auf die dies Sprichwort sicher nicht zutrifft: ruhige, kühl und vorsichtig abwägende, zurückhaltende Naturen, die durchaus nicht abseits standen, sondern gerade wegen der genannten Eigenschaften oft einen großen Einfluß auf ihre Volks- und Stammesgenossen besaßen. Es sei nur erinnert an die Bedeutung, die den durch lange Erfahrungen vorsichtig gewordenen „Aeltesten" bei den Natur- und Kulturvölkern

zukommt. Drittens endlich, und das ist der Hauptgrund: wenn auch viele das, was sie wünschen, schnell glauben, so glauben sie es doch nicht ohne jeden Grund. Wo liegen also die Gründe, durch welche die Menschen bestimmt wurden, dasjenige, was sie nur erträumten und ersehnten, für feste, unumstößliche Wahrheit zu halten? Das ist der Punkt, den der historische Materialismus nicht klärt und nicht klären kann. Und dann eine weitere Frage. Das phantastische Träumen hat ebenso wie das Sehnen nach Glück einen stark subjektiven Einschlag. Wie erklären sich da die feststehenden Religionsformen und Religionslehren, zu denen sich Hunderttausende, ja Millionen von Menschen aus den verschiedenartigsten Lebensaltern, Ständen und geistigen Veranlagungen bekennen? Warum nahm das persönliche, in den vielen Herzen und Köpfen unendlich variierende Sehnen gerade diese festen Gestaltungen an, die uns in den überlieferten Religionssystemen vorliegen? Auch auf diese Fragen weiß der historische Materialismus keine Antwort zu geben. Beide Tatsachen: die zuversichtliche Glaubensüberzeugung und der objektive Glaubensinhalt lassen sich nicht erklären aus den sozialen Verhältnissen, sondern aus dem Wirken einzelner, bestimmter Persönlichkeiten, die da behaupteten, ihre Lehren von der Gottheit empfangen zu haben. Sie stellen sich mit diesen Lehren oft genug in einen bewußten, scharfen Gegensatz zu den Verhältnissen, aus denen sie hervorgegangen waren, und lassen sich also nicht aus diesen Verhältnissen erklären.

Diese Betrachtungen leiten ganz von selbst hinüber zu dem zweiten Faktor, an dem die materialistische Geschichtserklärung scheitert, und das sind die großen, führenden Persönlichkeiten, die Könige und Päpste, die Feldherren und Diplomaten, die Philosophen und Dichter, die Erfinder und Entdecker. Der historische Materialismus will uns glauben machen, diese Geister seien nur das Produkt der sozialen Zustände ihrer Zeit, sie seien nicht die „Schiebenden", sondern die „Geschobenen" gewesen. Aber wie kam es denn, daß gerade diesen Leuten das gelang, was viele Andere, die unter den gleichen Umständen lebten, nicht fertig brachten? Wie kam es denn, daß diese Menschen ihre Zeitverhältnisse so klar, so scharf durchschauten, daß sie unter all den Meinungen, die sie hörten, den richtigen Gedanken und unter all den Wegen, die sie vor sich sahen, den richtigen Pfad zu finden wußten? Wie kam es, daß sie es verstanden, sich durch Schwierigkeiten so klug hindurchzuwinden und gegen die stärksten feindlichen Gewalten sich zum Ziele durchzukämpfen? Nur durch ihren Geist, durch ihren Verstand und ihren Willen! Durch diesen Geist gewannen sie die Schlachten und verwandelten den Urwald in ein Paradies der Fruchtbarkeit, durch diesen Geist bezwangen sie den starren Trotz der Menschen und weckten ihren Sinn für das Große, Edle und Gute, dieser Geist trug sie weit über die Länder und Meere der Welt und hoch empor zu den stillen, leuchtenden Sternen! Also der Geist hat den Hauptanteil an der Entwicklung der Menschheit;

an dem Fortschritt auf allen Gebieten der Kultur — damit ist der historische Materialismus hinfällig!

Damit soll aber, wie bereits oben erwähnt, der Einfluß der ökonomischen Verhältnisse durchaus nicht ausgeschaltet werden. Mit bestimmende Ursachen der meisten Ereignisse in Vergangenheit und Gegenwart sind die zweifellos. Den Einfluß dieser materiellen Faktoren auf die Weltgeschichte ohne Uebertreibung und Einseitigkeit ruhig und sachlich darzustellen, dürfte eine schöne, segensreiche Arbeit für die wissenschaftliche Forschung kommender Zeiten sein. Aber die historische Auffassung des heutigen Sozialismus läßt sich ebenso wenig mit einer übernatürlichen Offenbarung wie mit den Grundsätzen der Philosophie und den Grundtatsachen der Geschichte vereinbaren.

II. Sozialismus und Christentum.

Nach der Auffassung des historisch-philosophischen Materialismus ist der Mensch nichts weiter als ein höher entwickeltes Tier, nach den Lehren der übernatürlichen Offenbarung aber ein Gotteskind, ein unsterbliches, willensfreies, zu ewigem Glück und ewiger Herrlichkeit berufenes Wesen. Diese beiden Grundbegriffe stehen in scharfem, schroffem, unversöhnlichem Gegensatz zu einander. Die folgerichtige Weiterbildung des historischen Materialismus ist nun der Sozialismus, die Blüte und Krone der übernatürlichen Offenbarung ist das Christentum. Mithin werden die oben erwähnten prinzipiellen Gegensätze im Verhältnis von Sozialismus und Christentum noch greifbarer und offensichtlicher hervortreten.

Christentum und Sozialismus treten beide als Freunde der Menschheit auf; sie wollen die Welt vom Elend erlösen und die Kinder dieser Erde zu besseren, glücklicheren Verhältnissen führen. Aber diese Gemeinsamkeit des Zieles ist nur eine scheinbare. Denn wer den Menschen helfen, wer ihre Bedürfnisse richtig einschätzen und verstehen will, der muß sich zuerst einmal klar darüber werden, was für ein Wesen der Mensch denn eigentlich ist. Wie wir aber im vorigen Kapitel sahen, geben Materialismus und übernatürliche Religion auf diese Frage zwei einander direkt widersprechende Antworten. Und damit trennen sich die Wege und Ziele des Sozialismus grundsätzlich von denen des Christentums.

Nach sozialistischer Auffassung ist der Mensch ein höher entwickeltes Tier, dessen Dasein mit dem Tode vollständig zu Ende ist. Wenn es also für den Einzelnen und die Gesamtheit ein Glück gibt, so kann dies nur diesseits des Grabes liegen. Ausgesprochene Diesseitskultur ist also das Programm des Sozialismus, und alle Anlagen, Arbeiten, Tätigkeiten, Kräfte, die in der Welt sich finden, sollen untergeordnet werden dem Gesamtzweck: möglichst viel Glück auf Erden dem einzelnen Menschen und der ganzen Menschheit zu bringen.

Nach christlicher Lehre aber ist der Mensch ein Geschöpf und ein Ebenbild Gottes. Den Willen des Allerhöchsten zu erfüllen, ist unser Lebenszweck. Wohl befiehlt uns der König der Ewigkeit, daß wir Arbeit leisten und Kulturwerte schaffen sollen in der Welt, wohl erlaubt er uns, dieser Erde und dieser Sonne uns zu freuen, aber unser Ziel ist die Ewigkeit. Sie müssen wir bei all unserem Tun und Lassen vor Augen haben, um ihretwillen, wo es nötig ist, auf irdische Güter und Freuden verzichten können, und unser ganzes weltliches Tun und Treiben muß sich vollziehen unter den leitenden Gesichtspunkten, welche der Gedanke an Gott und Ewigkeit uns gibt. Ihr ist alles untergeordnet, weil sie das Ziel ist, und die weltlichen Dinge nur Mittel sind, um dieses Ziel, dieses niemals endende, vollkommene, über alle Vorstellungen und Begriffe der menschlichen Sprache weithinausgehende Glück zu erreichen.

„Wir wollen die Schönheit und Lust, die Rosen und Myrten der Erde — und den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen" — so sagt der Sozialist. „Die Erde mit ihren Gütern gilt mir nichts, wenn ich die ewige Krone gewinne", so redet der überzeugte Christ. Kann es tiefere, offensichtlichere Gegensätze geben? In der Tat, Bebel hat Recht, wenn er sagt, „Christentum und Sozialismus stehen sich gegenüber wie Feuer und Wasser!" Und diese Gegensätze treten bei allen Einzelfragen, welche beide Geistesrichtungen aufwerfen, grell und schneidend hervor.

Was zunächst den Erlösungsgedanken des Sozialismus betrifft, so geht derselbe aus von der Erwägung, das Uebel in der Welt, alle Not, alles Elend, alle Verbrechen und sittlichen Verirrungen stammten letzten Endes aus ungesunden sozialen Verhältnissen — eine durchaus folgerichtige Weiterbildung des Grundsatzes, daß der Mensch nichts weiter als ein Produkt seiner Verhältnisse sei. Will man also die Menschheit auf eine höhere Stufe des Daseins führen, so muß man die Verhältnisse umgestalten und bessern.

Die Hauptursache des sozialen Elends besteht in der kapitalistischen Produktion. So sagt wörtlich das Erfurter Parteiprogramm:

„Die ökonomische Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes, dessen Grundlage das Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln bildet. Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier, indes die Produktionsmittel das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden.

Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht die Verdrängung der zersplitterten Kleinbetriebe durch kolossale Großbetriebe, geht die Entwickelung des Werkzeugs zur Maschine, geht ein riesenhaftes Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit. Für das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten — Kleinbürger, Bauern — bedeutet sie wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elendes, des Druckes, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung."

Also das Elend ist dadurch entstanden, daß die gesellschaftlich Mächtigen, die Reichen, sich die Maschine verschaffen konnten, gegen deren Leistungsfähigkeit das Handwerkszeug des Kleinmeisters nicht mehr aufzukommen vermochte. Er mußte also seine Selbständigkeit aufgeben, sich in den Dienst des Kapitalisten und der Maschine stellen, wenn er nicht wirtschaftlich zugrunde gehen wollte. So ist er zum Proletarier, zum Besitzlosen und Ausgebeuteten geworden. Aus diesem Elend kann ihm nur dadurch geholfen werden, daß das Eigentum an Produktionsmitteln — Maschinen, Werkzeugen, Grund und Boden usw. — aus dem Privatbesitz in die Hände der Gesamtheit übergeht:

„Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elendes und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger, harmonischer Vervollkommnung werde."

Also höchste Wohlfahrt, allseitige Vervollkommnung wird erreicht werden mit der Verstaatlichung der Produktionsmittel. Und warum? Weil alle die Fortschritte der Wissenschaft, alle die Errungenschaften der Technik, von denen heute nur der Kapitalist seinen Nutzen hat, dann der Gesamtheit zugute kommen werden. Nun verstehen wir die Erbitterung, mit welcher der bürgerliche Kapitalist von dem gesamten Schrifttum des Sozialismus behandelt wird. Dieser Kapitalist ist der Mann, der ohne Rücksicht auf die werktätige Klasse, ihr Elend und ihre Not, nur seinen Vorteil sucht, der auf unmoralische Weise den von der Arbeitskraft geschaffenen Mehrwert an sich zu bringen weiß, er ist es, der „den Druck, die Knechtung, die Erniederung, die Ausbeutung" veranlaßt, von der im Erfurter Programm die Rede ist.

Selbstverständlich sind diese Anklagen, wie weiter unten noch dargetan werden soll, maßlos übertrieben. Aber angenommen, die besitzenden Klassen, die Träger der gesellschaftlichen Macht, seien so gesinnt, wie die sozialistischen Autoren und Redner schreiben und sagen. Angenommen, diese Leute seien herz- und gewissenlose Ausbeuter, die nach den Rechten und Wünschen, dem Glück und Unglück, dem Hunger und der Not ihrer Mitmenschen, der Verelendung der Millionen von Frauen und Kindern einfach nichts fragen. Dann ist aber sogleich eine weitere Frage zu stellen, eine Frage von unabsehbarer Bedeutung und Tragweite, und da der Sozialismus diese Frage nicht stellt, so beweist er dadurch, daß er kein wissenschaftliches System ist, weil er nicht an die letzten, die tiefsten Gründe greift. Und diese Frage heißt: „Warum sind denn die Besitzenden, die Gebietenden, die Mächtigen, die Kapitalisten und Grundbesitzer solche erbarmungslosen Volkstyrannen geworden? „Warum haben sie ihre Macht so entsetzlich miß-

braucht und so unabsehbares Unheil heraufbeschworen?" Weil sie eben nur an sich selbst und nicht an die anderen dachten, weil sie nur die eigenen Vorteile, Wünsche, Interessen und Ziele vor Augen hatten! Mit anderen Worten: Weil sie selbstsüchtige Naturen, weil sie Egoisten waren. Also wenn die Sozialisten wirklich recht hätten, wenn das Privateigentum an den Produktionsmitteln wirklich zu einer Quelle des Unheils für die Gesellschaft geworden ist, dann konnte das eben nur darum geschehen, weil die Besitzenden so krasse, gewissenlose, nur das Recht des Stärkeren anerkennende Egoisten waren. Denn wären sie das nicht gewesen, so hätten sie sich nicht geweigert, das Recht der besitzlosen Klassen anzuerkennen. Also selbst der Sozialist wird, wenn er gründlich und tief denkt, anerkennen müssen, daß nicht ein sozialer, sondern ein sittlicher Uebelstand die letzte und tiefste Quelle des gesellschaftlichen Unheils ist, nämlich der Egoismus.

Dieser Konsequenz können die Sozialisten nicht dadurch entgehen, daß sie die modernen Kapitalisten für ein „Produkt ihrer Verhältnisse erklären" und das ganze Problem in die Vergangenheit verlegen. Greifen wir soweit zurück, wie die Sozialisten es wollen, bis zu jener Zeit, in der ein Teil der Gesellschaft sich das Gemeingut des Stammes als Privateigentum angemaßt haben soll. Was war diese Tat, mit der das soziale Unheil begann, denn anders als eine Frucht des — Egoismus?

Die Selbstsucht ist aber ein Uebel, welches nur durch Selbstüberwindung, durch Charakterbildung, durch Willenszucht geheilt werden kann. Selbstsüchtige Menschen gibt es in allen Schichten und Ständen der Gesellschaft, und führt man einen Egoisten aus dem Kreise, in dem er lebt, in andere Umgebung und andere Verhältnisse, so wird dort sogleich sein eigensüchtiger Charakter zum Durchbruch kommen. Nicht eine Umgestaltung der äußeren Verhältnisse kann den Egoismus überwinden, sondern nur eine innere Umgestaltung des Seelenlebens, eine Aenderung der Willensrichtung.

An dieser Tatsache scheitert der Sozialismus. Er ging aus von der Behauptung, daß die jetzigen Verhältnisse ungesund seien, und wollte zu gesunderen und besseren fortschreiten. Aber weil er den Egoismus als solchen nicht als die Quelle des sozialen Elends erkannt und darum die Willensveredlung, die Charakterbildung nicht zum Ausgangspunkte der Weltverbesserung gemacht hat, darum würde der Egoismus in die Zukunftsgesellschaft hineingetragen und dort ebensoviel Unheil anrichten können, wie er in unserer Mitte gestiftet hat.

Und dies würde dort um so mehr geschehen, weil die materialistische Diesseitskultur, die der Sozialismus erstrebt, die Kraft und den Willen zur Selbstüberwindung lähmt, ja, geradezu vernichtet. Denn welchen Grund können Leute, die das Sittengesetz für einen „tierischen Trieb" erklären und an feststehende Begriffe von Gut und Bös überhaupt nicht glauben — welchen guten Grund, frage

ich, können solche Leute haben, ihren Leidenschaften und Wünschen eine Grenze zu ziehen? Die Erkenntnis, daß man zu seinem eigenen Nutzen und Vorteil auf die Gesamtheit Rücksicht nehmen muß, überwindet zunächst an sich den Egoismus noch nicht und zweitens hat es zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche die Notwendigkeit dieser Rücksichtnahme klar erkannten und dennoch keine Gelegenheit vorübergehen ließen, sich selbst auf Kosten der Gesamtheit Vorteile aller Art zu verschaffen. Dem Menschen, der kein höheres, sittliches Gesetz anerkennt, sind die „Anderen" eben bloß Mittel zum Zweck; er fügt sich ihnen ein, solange er ihrer bedarf, und geht rücksichtslos seine eigenen Wege, sobald ihm das größeren Vorteil bringt. Uneigennütziges Opferbringen ist vom Standpunkt dieses Menschen aus eine große Torheit, denn jede Freude, jeder Genuß, den er sich versagt, ist für sein Leben ein unwiederbringlicher Verlust, weil ja doch nach seiner Ansicht mit dem Tode alles aus ist. Wie sich mit so gesinnten Leuten eine Produktionsgesellschaft von so riesigen Formen, wie der Zukunftsstaat es sein soll, aufrechterhalten läßt, das ist ein Rätsel, welches seiner Natur nach unlöslich ist.

Die grundsätzliche Diesseitskultur zwingt den Menschen eben, zu versuchen, eine möglichst große Menge von Lust und Freude und Glück in sein Leben hineinzubringen. Ob die Mittel dazu an sich erlaubt oder nicht erlaubt sind, das kommt nicht in Frage, da „Gut" und „Böse" für den Materialisten ein überwundener Standpunkt ist. Dieses hastende, rastlose Jagen nach Genuß unter radikalster Verneinung aller sittlichen Grenzen und Schranken steigert natürlich die Triebe, die Wünsche, die Leidenschaften, die Begierden, daß schließlich jede bessere Neigung erstickt und zertrümmert wird. Und wenn die gemeinsten, die niedrigsten Instinkte einmal entfesselt sind und sich austoben dürfen, wenn sie ins Riesengroße gewachsen sind durch die Gewohnheit — werden sie dann noch Halt machen vor der nüchternen Erwägung, daß man auf die anderen Rücksicht nehmen muß? Wird der Wille, der durch die fortgesetzten Zugeständnisse an die tierischen Triebe völlig entnervt und entwertet ist, die Kraft besitzen, sich im entscheidenden Augenblick zur Selbstüberwindung aufzuraffen? Diese Fragen wird jeder denkende Mensch mit einem glatten, runden „Nein" beantworten müssen. Folglich ist die materialistische Diesseitskultur, weit entfernt davon, die sozialen Wunden zu heilen, nur imstande, sie noch tiefer und entsetzlicher aufzureißen. Sagt man dem Menschen, er sei nichts weiter als ein höher entwickeltes Tier und setzt ihn dann in die allerbesten sozialen Verhältnisse — so wird er sich in diesen Verhältnissen schlimmer als ein vernunftloses Tier betragen! Wer die Verhältnisse bessern will, ohne die Menschen zu bessern, dessen Erlösungswerk ist von vornherein mit dem Fluche der Vergeblichkeit belastet.

Diese Wahrheiten, von denen der Sozialismus nichts wissen will, macht das Christentum geradezu zu seiner Grundlage. Es sucht die Ursachen alles Uebels nicht draußen in der sozialen

Frage, sondern drinnen in der Menschenseele. Es sucht sie in der Sünde, in der Selbstbetonung des Menschen gegenüber seinem Schöpfer, in dem Eigenwillen, der sich auflehnt gegen Gott und seine Gebote, also letzten Endes — im Egoismus. Statt den Willen des Allerhöchsten zu tun, tat der Mensch seinen eigenen — damit begann das Unheil. Und je mehr dieser Eigenwille gegen Gewissen und Sittengesetz sich durchsetzte, je rücksichtsloser er über fremdes Glück und fremdes Recht, über Trümmer und Leichen seine Wege ging, desto größer wurden die Leiden, an denen die Menschheit krankte. So beweist es die Wissenschaft der Geschichte im vollsten Einklang mit den Lehren der Religion.

Und darum kann — ganz zu schweigen von übernatürlichen Erwägungen — die wahre Erlösung der Menschen nur eine Erlösung von der Sünde sein, und darum muß die Hebung der Menschen davon ausgehen, daß ihnen eine Fülle von Kräften gegeben wird, um den Egoismus zu überwinden. Diese Erlösung vollzog der Gottmensch, diese Kräfte sind die Gnaden, die er uns verdiente durch seinen Opfertod am Kreuze.

Freilich, diese Gnaden zwingen den Willen nicht. Der Mensch soll sich aus freiem Herzen für das Gute entscheiden, sonst hat es keinen sittlichen Wert. Und wenn daher viele diese Willensfreiheit mißbrauchen, um das Böse zu wählen, um die Wege der Finsternis zu wandeln, so folgt daraus nicht, daß kein Erlöser gekommen ist, sondern nur, daß viele Menschen die Früchte der Erlösung nicht wollen.

Und doch — wenn die Menschheit wirklich Heilung sucht von den Uebeln, an denen sie krank ist, so kann sie dieselbe nur finden vor dem Kreuze des Mittlers. Er opferte sich für ein Volk, das ihm nichts als Undank gab! Er trug die Dornenkrone für andere, nachdem er die Königskrone für sich selbst verschmäht! Er duldete mit festgenagelten Händen und Füßen freiwillig den Tod, um der Menschheit die Lebenskräfte zu bringen, die sie braucht zu innerer Freiheit und sittlicher Auferstehung! Er gab den letzten Tropfen Blut im Gehorsam gegen den allmächtigen Willen, der die Welt regiert! So hat er die finstern Mächte des Egoismus bezwungen durch seinen Tod aus Liebe. Sie allein hat uns erlöst, und nur wenn die Menschheit sich der Liebe erschließt, wird sie die Früchte der Erlösung an sich erfahren. Ohne diese Erkenntnis hat es keinen Zweck, Zukunftspläne für eine Weltverbesserung zu schmieden und glänzende Bilder von kommenden goldenen Zeiten auszumalen — denn solange der Mensch die Raubtiernatur nicht von sich tut, wird die Welt ein Tal der Tränen bleiben! Aber je fester wir entschlossen sind, uns in den Grenzen zu halten, welche die ewige Vernunft uns anweist, unter Verzicht auf eigenen Vorteil und eigene Wünsche anderen Menschen zu nützen, zu helfen, zu dienen, ihnen Glück und Freude und Frieden zu bringen, desto besser wird es um die Menschheit stehen. Solcher Gesinnung Lehrer und Vorbild ist der gekreuzigte König, unser Gott! Wenn die moderne Mensch-

heit sich aufrafft, seine Wege zu wandeln, dann wird die Sonne, die verlosch beim Tode dieses Einen, hell und leuchtend strahlen über einer schöneren, glücklicheren Welt.

Aber diese Welt ist nicht unser Ziel. Wir erkannten bei der Widerlegung des Materialismus, daß ein Geist die Welten und Sonnen regiert und ein Ebenbild dieses Geistes mit unserem Körper verbunden ist. Der Geist aber ist, weil nicht aus Atomen zusammengesetzt, unvergänglich und unsterblich. Darum liegt der Schwerpunkt von allem, was die Menschen betrifft und angeht, nicht diesseits, sondern jenseits des Grabes. Darum mußte auch die Erlösung nicht eine Befreiung von irdischen Sorgen, Schmerzen und Leiden, sondern eine Rettung von ewigem Unglück und ewigem Verderben sein. Und endlich — alles Sinnen und Schaffen und Streben und Wirken der Menschen muß auf das ewige Ziel gerichtet sein. Das ist die Jenseitskultur des Christentums, die in so schroffem, scharfem Gegensatz zu den Ideen des Sozialismus steht. Man sagt ihr nach, sie führe zur Vernachlässigung der Arbeit, zur Verarmung und Verödung des irdischen Daseins. Mit Unrecht. Denn derselbe Gott ist es, der Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit regiert, derselbe Gott ist es, der die großen Gesetze der sittlichen Weltordnung gegeben und in die kleinen Pflichten des alltäglichen Lebens uns hineingestellt hat. Gerade die treue Verrichtung der Arbeit, gerade die Auswirkung und Auswertung aller Kräfte und Talente zu vernünftigen und sittlichen Zwecken ist der Dienst, dem die ewige Krone geflochten wird. Und was endlich weiterhin die Licht- und Sonnenseiten des irdischen Daseins betrifft, so macht uns die Jenseitskultur nicht ärmer, sondern reicher an Glück und Freude, indem sie uns das Maßhalten gebietet und uns dadurch vor Ueberdruß und Uebersättigung, vor den traurigen Begleiterscheinungen eines von Leidenschaften verwüsteten und zerstörten Lebens bewahrt. Am herrlichsten offenbaren sich die Segnungen der christlichen Jenseitskultur gerade da, wo die materialistische Auffassung des Lebens vollständig versagt: in den tiefsten Leiden, den größten Schmerzen und endlich im Angesichte des Todes. In diesen Lagen gibt die Diesseitskultur den Menschen auf, überläßt ihn halt- und trostlos sich selbst und seinem Elend. Aber der Glaube an den allmächtigen und allgütigen Vater im Himmel umsäumt die dunklen Schicksalswolken mit dem leuchtenden, goldenen Band eines freudigen, zuversichtlichen Vertrauens. Wir wissen, daß wir nicht verlassen sind, wenn auch kein menschliches Auge nach uns sieht und keine Hand sich uns helfend entgegenstreckt, wir wissen, daß noch größer als unser Leid die Macht und Weisheit des unendlichen Gottes ist, wir wissen, daß der Tod die dunkle Pforte ist, die da hinüberleitet zum Glanz der ewigen Herrlichkeit. So bringt uns die Jenseitskultur des Christentums eine Fülle von großen, lichten, erhabenen Gedanken, die das Leben reich und glücklich und den Abschied vom Leben leicht und hoffnungsfreudig machen.

III. Sozialdemokratie und Kirche.

„Eng bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." An dieses Dichterwort wird man erinnert beim Anblick der gewaltigen Zusammenstöße, der erbitterten Kämpfe, zu denen es kommen muß, wenn der Versuch gemacht wird, zwei so abgrundtiefe theoretische Gegensätze wie Sozialismus und Christentum in Praxis und Leben zu übertragen.

Die sozialdemokratische Partei ist jene Organisation, welche die Verwirklichung der sozialistischen Ideen und Grundsätze erstrebt. Unerläßliche Voraussetzung zum Erreichen dieses Zieles ist die politische Macht. Denn nur durch sie wird es möglich, dem Staate, der Gesellschaft eine Form und Fassung im sozialistischen Sinne zu geben. Der Weg zur politischen Macht geht durch die Wahlurne. Je größer die Zahl der für die Vertreter des Sozialismus abgegebenen Stimmen, desto sicherer ist die praktische Durchführung des Willens der Sozialisten garantiert. Folglich muß die sozialdemokratische Partei ihrem ganzen Wesen nach vor allem danach trachten, eine möglichst große Zahl von Leuten zu gewinnen, die nicht nur für einen Wahlgang, sondern dauernd ihre Stimme für die Vertreter des Sozialismus in die Wagschale werfen.

Dies scheint auf den ersten Anblick eine rechte Binsenwahrheit zu sein, und doch ist gerade diese Feststellung für unsere Untersuchung höchst bedeutungsvoll. Denn wenn man die Stimmen der Leute für die neuen Gedanken und Bestrebungen gewinnen will, muß man ihnen zuvor klar gemacht haben, daß die alten Zustände auf staatlichem, gesellschaftlichem, religiösem, kirchlichem Gebiete nichts taugen. Und wenn wir das bedenken, werden wir sogleich begreifen, daß die systematische Hetzarbeit der sozialistischen Presse nicht die Folge der augenblicklichen Entladung des Zornes und der Entrüstung, sondern ein wohlüberlegtes, planmäßig durchgeführtes Werk ist. Wir verstehen jetzt, daß der Unternehmer in diesen Blättern als gewissenloser Ausbeuter der Armen und Elenden auftreten muß, denn wenn er ein umsichtiger, gerecht und sozial denkender Mann wäre, dann läge ja kein Grund vor, die Leitung des industriellen Betriebes aus seinen Händen zu nehmen. Wir verstehen, daß alles, was die — längst widerlegten — Vertreter des Materialismus über Gott, Jenseits und Glauben sagen, Wahrheit und Wissenschaft sein muß, denn wäre es falsch, dann würden sich ja die Leute an die Religion und das Jenseits halten und die Verwirklichung der sozialistischen Ideen nicht mitmachen wollen. Wir verstehen, daß man in dieser Presse alle Priesterskandale sammeln und den Geistlichen entweder als einen bornierten Kopf oder einen geriebenen Heuchler hinstellen muß — denn wäre er das nicht, sondern im Gegenteil ein wahrer, echter, selbstloser Freund und Führer des Volkes, dann würden die Leute sich nie dazu ver-

steigen, den Priester aus der Schule zu vertreiben, oder ihm die Existenzmittel zu nehmen. Schon daraus erkennen wir, wie verfehlt es ist, wenn die sozialdemokratische Partei ihre grundsätzliche Religionsfeindlichkeit leugnet. Ihre Organe müssen eben sprechen und schreiben, wie sie es tun, sonst wird das Ziel nicht erreicht, und dieses Ziel ist eben die Gewinnung weitester Volksschichten für die Ideen des Sozialismus.

Wenden wir uns nach dieser kurzen Abschweifung wieder der Hauptsache zu. Die sozialdemokratische Partei will die vom Sozialismus geplante Diesseitskultur im praktischen Leben der Menschen verwirklichen. Sie muß also vor allem nach zwei Dingen trachten. Zunächst muß sie den Einfluß jeglicher Religion und Kirche im öffentlichen Leben vollständig ausschalten, weil eben die Lehren der Offenbarung mit einer krassen, materialistischen Diesseitskultur nicht zu vereinbaren sind. Sodann muß sie sorgen, Kind und Schule ganz von religiösen Einwirkungen freizumachen, weil die Jugend eben die Zukunft in ihren Händen trägt und die Eindrücke der Kinderzeit durch das ganze Leben bestimmend nachklingen. Und damit ja nicht etwa ein Teil der Kinder den Pflanzstätten der Diesseitskultur entzogen werden kann, muß sie diese religionslose Volksschule für den ganzen Nachwuchs der Bevölkerung ohne Ausnahme verpflichtend machen. So besagt es denn auch ausdrücklich das Parteiprogramm:

„Erklärung der Religion zur Privatsache. Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken";

„Weltlichkeit der Schule, obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen."

Im Gegensatz zu dieser politischen Partei ist die Kirche nun diejenige Organisation, welche die Verwirklichung des christlichen Ideals unter den Menschen anstrebt. Sie soll nach dem ausdrücklichen Willen ihres göttlichen Stifters und Meisters als „Sauerteig", als „Salz der Erde" alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens durchdringen, alle sittlichen Probleme der Familie und des Staates, des Handels und Wandels, der Arbeit und des Lebensgenusses lösen und regeln nach den Grundsätzen der Offenbarung und des Evangeliums. Also kann sie, ohne sich selber aufzugeben und zu vernichten, niemals auf den Einfluß im öffentlichen Leben verzichten oder sich zur Privatsache erklären lassen.

Ferner hat die Kirche die Aufgabe, alle Menschen für den Glauben an Christus und ein Leben nach seinen Geboten zu gewinnen. Zu diesem Zwecke hat sie die besten, sichersten, tauglichsten Mittel anzuwenden. Das beste und sicherste Mittel aber, einen Menschen für bestimmte Ideale zu gewinnen, besteht zweifellos darin, ihn schon als Kind für diese Ideale zu begeistern, ihm dieselben durch Unterricht und Uebung tief in die Seele zu pflanzen. Folglich kann die Kirche, ohne ihrer Sendung untreu

zu werden, nicht verzichten auf die religiöse Unterweisung der Kleinen und sich nicht einverstanden erklären mit der Weltlichkeit der Schule. Das sagt jedem denkenden Menschen schon die einfache Vernunft, und die Bibel bestätigt es. „Lehret eure Kinder in der Wahrheit wandeln", mahnt der Apostel Johannes, und „Erziehet eure Kinder in der Zucht und Zurechtweisung des Herrn", schreibt der Lehrer der Völker an die Epheser. Und Christus selbst befiehlt, daß man die Kleinen solle zu ihm kommen lassen und droht ein entsetzliches, erbarmungsloses Gericht denen an, die einem Kinde Schaden zufügen an seiner Seele. Also die Stimme der Vernunft und die Stimme des göttlichen Wortes machen es der Kirche unmöglich, sich mit dem Schulprogramm der sozialdemokratischen Partei friedlich abzufinden.

Wir erkennen es also auch hier: Sozialdemokratie und Kirche sind hervorgegangen aus unversöhnlichen Gegensätzen, sind darum auch unversöhnliche Gegensätze zu einander. Beide stellen Forderungen, die sich nicht mit einander vereinbaren lassen. Die Sozialdemokratie will Ausschaltung der Religion aus dem Gesamtgebiet des öffentlichen Lebens, die Kirche will den Einfluß der Religion auf dasselbe. Die Sozialdemokratie verlangt Entfernung des Geistlichen aus der Schule, und die Kirche muß fordern, daß er darin bleibt. Die Sozialdemokratie verlangt, daß alle Kinder ohne Ausnahme dem Einfluß der Religion in der Schule entzogen werden, die Kirche fordert, daß alle christlichen Kinder ohne Ausnahme in den Lehren der ewigen Wahrheit unterrichtet und erzogen werden. Diese Forderungen stehen sich gegenüber wie schwarz und weiß, wie Licht und Dunkel. Sie lassen sich nicht miteinander vereinbaren.

Auch der gegenwärtige Schulkompromiß bedeutet keineswegs eine grundsätzliche Einigung, schon deshalb nicht, weil er ein Kompromiß zwischen zwei politischen Parteien, aber keineswegs eine Einigung zwischen Sozialdemokratie und Kirche darstellt. Trotz dieses Kompromisses wird und kann ihrem ganzen Wesen nach die Partei des Sozialismus niemals aufhören, an der Einführung der pflichtmäßigen weltlichen, kann die Kirche nie aufhören, an der Erhaltung der konfessionellen Schule zu arbeiten. Hier gibt es nur ein eisernes Entweder — Oder; denn man kann zur Erziehung der Kinder für ein übernatürliches Ziel nicht zugleich ja und nein sagen.

Die großen und bedeutungsvollen Aufgaben der Kirche im öffentlichen Leben lassen sich nicht lösen ohne Aufwendung von finanziellen Mitteln. Die Kosten für die gottesdienstlichen Bauten und ihre innere Ausstattung, für die Besoldung der Personen, die ihre ganze Zeit und ihre ganze Arbeits- und Lebenskraft der seelsorglichen Tätigkeit widmen, und viele andere Summen für charitative und soziale Zwecke müssen aufgebracht werden, wenn die Sache der Religion nicht den empfindlichsten Schaden leiden soll. Wir können es daher wohl verstehen, daß die Sozialdemokratie,

deren Sinnen und Trachten auf Herabdrückung der Religion zur Bedeutungslosigkeit im öffentlichen Leben gerichtet ist, die Forderung nach Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken erhebt. Zu dieser Forderung des Parteiprogramms erläutern Kautsky und Schoenlank:

Da der Staat die Religion als Privatsache zu betrachten hat, so ist er nicht berechtigt und verpflichtet, öffentliche Mittel für kirchliche und religiöse Zwecke zu verwenden. Die Einnahmen des Staatssäckels fließen aus den Beträgen aller Angehörigen des Gemeinwesens ohne Unterschied des Bekenntnisses; die Steuerpflicht trifft jeden, mag er sich zu einem Glauben bekennen oder nicht. Es geht deshalb nicht an, daß die öffentlichen Gelder, welche die Bedürfnisse des Staates decken sollen, zu Nutz und Frommen einer Kirche, eines religiösen Bekenntnisses in Anspruch genommen werden. Sonst werden aus der Tasche der Allgemeinheit Ausgaben für Sonderzwecke bestritten, welche nicht für die Gesamtheit, sondern nur für einen größeren oder kleineren Bruchteil Bedeutung haben. (Kautsky u. Schoenlank, Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie. pag. 43.)

Diese im Ton der Selbstverständlichkeit vorgetragenen Ausführungen sind zunächst schon deshalb falsch, weil sie von einer falschen Voraussetzung ausgehen, von der Voraussetzung nämlich, daß der Staat die Religion als Privatsache zu betrachten habe. Zweitens sind in anderen Fragen die Sozialisten offenbar selbst der Ansicht, daß öffentliche Mittel gar wohl aufgewandt werden dürfen, wenn es sich um Einrichtungen und Bestrebungen handelt, an denen ein Teil der Bürger kein Interesse hat. So hatte z. B. in den ersten Monaten der Revolution ein großer Teil des Volkes durchaus kein Interesse an den sozialistischen Arbeiter- und Soldatenräten, und doch wurden aus öffentlichen Mitteln riesenhafte Summen für diese Organisationen ausgegeben. Wo bleibt da der Grundsatz: „Gleiches Recht für alle"? Drittens ist es direkt falsch, daß die Kirche „keine Bedeutung habe" für irgendwelche Staatsangehörige. Denn die Religion schützt das Sittengesetz, die Autorität, die Ruhe und Ordnung im Staate, das Leben und das Eigentum, und das kommt auch denen zu gute, die sich nicht mehr um die Kirche kümmern. Also, ein sachliches, ein objektives Interesse hat jeder, der im Staate lebt, an der Erhaltung der Religion, und folglich hat der Staat durchaus ein Recht, ja eine Pflicht, für den Dienst, den die Religion ihm leistet, Gegenleistungen und Gegenwerte zu schaffen. Das alles ist aber immer noch nicht die Hauptsache. Diese besteht in der von Kautsky und Schoenlank wohlweislich verschwiegenen Tatsache, daß der Staat uns Katholiken eine Masse Geld schuldig ist. Durch die Säkularisationen sind Hunderte von Millionen an katholischem Kirchengut durch den Staat der Kirche widerrechtlich genommen worden und einen winzig kleinen Bruchteil der uns zustehenden Zinsensumme zahlt der Staat jährlich an die Kirche zurück. Die Zahlungen beruhen also nicht auf einer Vorliebe für die Religion oder auf einer Bevorzugung der Religiösen vor den Religionsgegnern, sondern auf einer direkten sittlichen Pflicht, und da wir nicht in einem

Raubstaat, sondern in einem Rechtsstaat leben, kann durch diese Verpflichtung nicht ohne weiteres ein Strich gemacht werden. Wenn also die Sozialisten sagen: „Die Katholiken mögen die Kosten für ihre religiösen Aufwendungen selbst bestreiten" — so ist darauf nur zu erwidern, daß die Katholiken dies selbst getan haben, vor Jahrhunderten schon, in jenen reichen und hochherzigen Stiftungen, die man uns widerrechtlich genommen hat. Und wenn der Staat einen Teil der Zinsen von jenen Riesensummen an uns zurückzahlt, dann ist es also nicht fremdes Geld, sondern unser Geld, das wir erhalten.

Sehr charakteristisch ist übrigens ein weiterer Satz in den Erläuterungen, die Kautsky und Schoenlank zu dem in Rede stehenden Punkte geben:

„Erst wenn die geschichtlichen Lebensbedingungen einer Religion, die immer in einem gesellschaftlichen Grunde wurzeln, zerstört sind, erst wenn die Massen sich von ihr befreien und an ihre Stelle eine neue Weltanschauung setzen, eine Befreiung, welche Hand in Hand mit der Befreiung der Unterdrückten überhaupt geht, erst dann ist das Todesurteil über die Religion in ihrer jetzigen Gestalt gesprochen." (Daselbst, Seite 45.)

Dieser Satz, in den Erläuterungen zum offiziellen sozialdemokratischen Parteiprogramm enthalten, ist eine volle und restlose Bestätigung dessen, was wir als Ergebnis unserer Darlegungen feststellen müssen: eines unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Sozialismus einerseits und Christentum und Kirche andererseits. In diesem Satze kommt die Anwendung des historischen Materialismus auf die Religion und die Anwendung des Erlösungsgedankens auf die Befreiung von sozialen Verhältnissen zu einem klaren und scharfen Ausdruck. Und den Ideen des historischen Materialismus, den Idealen des Sozialismus praktische Geltung zu verschaffen, ist ja das Ziel der sozialdemokratischen Partei.

Ueberschauen wir noch einmal die bisherigen Ausführungen, so finden wir als Schlußergebnis unserer Untersuchung: der Kontrast zwischen Sozialdemokratie und Kirche ist ein Gegensatz von der Wurzel aus, ein Gegensatz, der schon in den geistigen Fundamenten der beiden Organisationen gegeben ist und sich folgerichtig mit der Entwicklung der beiderseitigen Gedanken und Bestrebungen immer mehr vertieft und auf immer weiteren Gebieten zu Tage tritt. Zwischen Sozialdemokratie und Kirche steht nicht ein gegenseitiges absichtliches Mißverstehen, nicht eine Gruppe von sozialen Interessen und Bestrebungen, nicht eine Parteinahme für oder gegen irgendwelche gesellschaftliche Reformen — sondern zwischen den beiden Organisationen steht das erste und oberste Denkgesetz der Philosophie, welches besagt, daß man zwei kontradiktorisch entgegengesetzte Urteile und Ansichten nicht zugleich annehmen und bejahen kann. Man kann nicht sagen, daß der Gottesglaube zugleich wahr und falsch, die Jenseitskultur zugleich vernünftig und nicht vernünftig, der Einfluß der Religion in Oeffentlichkeit und Schule zugleich zu erstreben und nicht zu er-

streben sei. Und wo das erste Denkgesetz zwei Standpunkte in dieser Weise scheidet, da ist es unmöglich, beide zugleich einzunehmen, in unserem Falle also: zugleich überzeugungstreuer Sozialdemokrat und überzeugungstreuer Katholik zu sein, was zu beweisen war.

Und so werden die „Sachen", d. h. die Organisationen, die ins Leben getreten sind, um den entgegengesetzten Lehren des Glaubens oder des Unglaubens die Menschenwelt zu gewinnen, auch in der Zukunft nicht aufhören, „sich hart im Raume zu stoßen", d. h. mit allem Nachdruck gegen einander zu ringen. Daran wird sich für die kommende Zeit nichts ändern lassen, denn es handelt sich im tiefsten Grunde nicht um einen Gegensatz von Menschen, sondern um einen Gegensatz von Ideen. Aber daß dieser Kampf ruhig, sachlich und vornehm bleibt, das kann und muß von beiden Seiten ernstlich gewollt und angestrebt werden.

Wir Katholiken sind uns bewußt, daß unsere höchsten Güter auf dem Spiele stehen. Nicht „Religion (als innere Ueberzeugung) ist Privatsache", sondern „Erklärung der Religion (als öffentliche Organisation, als Kirche) zur Privatsache" ist das Ziel der sozialdemokratischen Partei! Das ist ein himmelweiter und auch in unseren Reihen immer noch nicht allseitig und klar erfaßter Unterschied. „Die Religion zur Privatsache erklären", heißt im Zukunftsstaat, in welchem Grund und Boden (zum Bau von Kirchen), Druckerpressen (zum Herstellen kirchlicher Bücher), Werkzeuge (zur Anfertigung kirchlicher Gefäße und Geräte) Gesellschaftseigentum sind und darum für Privatsachen nicht hergegeben werden, einfach: die Religion als Kirche praktisch unmöglich machen, ihr vollständig den Boden entziehen. Und für den Gegenwartsstaat bedeutet die sozialistische Parole: Ausschaltung der Kirche aus dem öffentlichen Leben Herabdrückung der Kirche zur Bedeutungslosigkeit für die Gesamtheit des Volkes. Wie würde es in kurzer Zeit mit der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit stehen, wenn es gelänge, diese Bestrebungen durchzuführen? Wohin würde es führen, wenn man den Einfluß der Religion ausschalten wollte bei den Problemen der Kinderfürsorge, der Jugendpflege, der Frauenfrage, der Schaffung von rechtlichen und gesetzlichen Verhältnissen? Wie viele Millionen von Menschen würden ins zeitliche und ewige Elend hineingeraten, wenn alle diese Fragen ohne die Kirche oder gar gegen die Kirche entschieden würden? Dieses Massenunheil können und dürfen wir nicht wollen, weil wir den als unseren Gott verehren, der sich ganz für die Seelen geopfert hat. Und weil er auf die Kinderseelen so ganz besonderen Wert gelegt, darum wollen wir diese am allerwenigsten dem Geiste des Antichristentums in der sogenannten weltlichen Schule überantworten. Es ist unser entschiedener Wille, daß unsere Kinder antreten sollen das große Erbe der christlichen Kultur, um es zu besitzen zu ihrem zeitlichen und ewigen Glück. Die Zugehörigkeit zu einer Partei, welche die unreligiöse Erziehung der Kleinen verlangt, werden wir stets ver-

meinen müssen, weil wir uns bewußt sind, daß wir für unsere Kinder, um ein Wort des ersten Papstes zu gebrauchen, „Rechenschaft zu geben haben dem, der sich bereit hält, zu richten die Lebendigen und die Toten".

So ist unser Standpunkt gewonnen — wir können als denkende Menschen nicht zwei unversöhnlichen Gegensätzen anhängen, sondern müssen und werden uns mit aller Entschiedenheit auf jene Seite stellen, auf der die Wahrheit und das Heil der Völker liegt.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

In der Verlagsanstalt Benziger, Köln a. Rh.:

Frauenglück und Mutterpflicht.

Hier widmet ein mit den religiösen Bedürfnissen der Frauenseele wohlvertrauter Priester der katholischen Braut, der Gattin und Mutter ein Buch des Rates, des Trostes, der Aufklärung, Erbauung und Erhebung.

Die Lehrerin in Beruf und Leben.

Dieses Büchlein verdient in Wahrheit einen Platz im Stübchen einer jeden arbeitsfreudigen und vorwärtsstrebenden Lehrerin. Es bietet eine Fülle herrlicher Anregungen. (Zeitschrift für Erziehung, Düsseldorf.)

Mut und Vertrauen.

In klarer überzeugender und anregender Form widerlegt der Verfasser sieben Haupteinwände gegen den öfteren Empfang der hl. Kommunion. Diese kleine Schrift verdient, in Massen verbreitet zu werden.

Eucharistie und Menschheit.

Die kleine Schrift legt in sehr schöner und überzeugender Weise dar, welche Werte die hl. Eucharistie dem Menschen schafft, von der Kindheit bis zum Tode, im privaten und öffentlichen Leben, im Leiden usw., wenn sie oft und mit Andacht genossen wird. (Priesterkonferenzblatt, Brixen.)

Beim Volksvereins-Verlag, M.Gladbach:

Ibsen's Soziologie und Ethik. Heft 11 der apologetischen Tagesfragen. 1912.

Es steckt in dem Heft gute und treffsichere Arbeit. Der Denker Ibsen wird auf manchen Widerspruch festgenagelt. (Theol. Literaturbl., Leipzig.)

Das beste Buch der Jetztzeit zur Verteidigung der katholischen Religion.

Ausgezeichnet durch ein Breve Papst Leo XIII. und approbiert durch Kardinal Langenieux, Erzbischof von Reims:

Christliche Apologetik

Von Monsignore E. Cauly, Apostolischer Protonotar und Generalvikar.

Preis bei portofreier Zusendung Mark 4.70.

Nach der achten Auflage des Französischen übertragen von Alexandrine Freiin von Landsberg-Velen.

Aus dem Vorwort:

Im allgemeinen läßt man dem Christentum noch die Gerechtigkeit widerfahren, daß man es als die vollkommenste Religion anerkennt, welche jemals auf Erden existierte. Seine Lehren über Gott, über die menschliche Seele, über das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer sind in der Tat unendlich erhabener als alles, was die heidnische Weisheit ersinnen und lehren konnte. Allgemein wird die Sittenlehre des Christentums als die reinste anerkannt, und man gibt zu, daß die Welt ein wunderbares Schauspiel von Eintracht, Unschuld und Tugend bieten würde, wenn alle Menschen sie getreu befolgten.

In unseren Tagen finden wir neben aufrichtiger, ehrlicher Bewunderung eine neue Art des Widerspruchs. Es ist nicht mehr ein einzelner Punkt, über den man streitet, wie in den Zeiten der alten Irrlehren, selbst der Grundsatz der kirchlichen Autorität ist es nicht mehr, was man angreift, wie zur Zeit des Protestantismus; der Feind von heute ist vielmehr der Menschengeist selbst, welcher stolz auf seine Fortschritte und Entdeckungen jetzt alles selbst beurteilen und seiner eigenen Beurteilung unterwerfen will.

Die erste Folge dessen ist die Leugnung aller Geheimnisse des Christentums unter dem Gesichtspunkt, daß sie dem Lichte des Verstandes widersprechen, welches Gott selbst uns gegeben hat.

Man stellt ferner den gebildeten Kreisen die Unveränderlichkeit der alten Glaubenssätze inmitten des modernen wissenschaftlichen Fortschritts als ein Zeichen eines nahen Verfalles dar.

Gegenüber dem Vorgehen unserer Zeit scheint es nicht mehr ausreichend, bloß die göttliche Wahrheit des Christentums und der katholischen Kirche positiv zu beweisen, sondern es ist auch eine Zurückweisung der Angriffe dringend erforderlich. Das ist die Aufgabe der christlichen Apologetik unserer Zeit.

Breer & Thiemann, Verlagsbuchhandlung,
Hamm (Westf.).

Eine wahre Fundgrube für Vortragsstoffe

bieten die

Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren.

Gesamtverzeichnis seit ihrem Bestehen steht auf Wunsch zur Verfügung.

Einzelpreis jeden Heftes nur **Mk. 0,85** einschließlich Zusendungsgebühr. Aeltere Hefte geben wir zu billigeren Preisen ab.

Inhalt der drei letzten Jahrgänge:

37. Band (1918).

Heft 1: **Die neuen Sterne und die biblischen Weisjagungen vom Weltenende.** Von M. Müller.

Heft 2: **Griechenland und die Neugriechen.** Von Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Jules Ferry und die französische Schulgesetzgebung.** Von P. H. J. Terhünte S. J.

Heft 4—6: **Der Ordensgedanke und seine Entwickelung in der anglikanischen Kirche.** Von Urban Zurburg.

Heft 7—8: **Die Freimaurerei.** Von Dr. Klemens Löffler.

Heft 9—10: **Die Germanenseele einst und jetzt** von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B. in Sarnen (Schweiz).

Heft 11: **Der Geburtenrückgang im deutschen Volke, seine Entstehung und seine Bekämpfung** von Dr. med. L. Lünnemann, San.-Rat in Bad Driburg.

Heft 12: **Das deutsche Volkslied unserer Feldgrauen.** Von Pfr. Reisner.

38. Band (1919).

Heft 1—2: **Das Nationalitätsprinzip und die Nationalitätsprobleme des Weltkrieges.** Von Prof. Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Religion und Bühne.** Von Theodor Hüpgens.

Heft 4—5: **Rom seit 1870. Bauliche Umgestaltung und Verwüstung der ewigen Stadt. Pflege der in kirchlicher Obhut verbliebenen Denkmäler und Kunstschätze.** Von Dr. Jos. Massarette.

Heft 6: **Otto Willmann.** Ein Lebensbild von Dir. Dr. Seidenberger.

Heft 7: **Der Kampf auf der deutschen Ackerflur 1914—1918.** Von Dr. Albert K. Franz.

Heft 8: **Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten.** Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche von Professor Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Graz).

Heft 9: **Die Musikpflege im neuen Deutschland.** Von Musikdirektor Edmund Joseph Müller.

Heft 10—11: **Der deutsche Friede.** Aus der Geschichte der Friedensbestrebungen. Von Tony Kellen.

Heft 12: **Der Imperialismus.** Von Professor Dr. Kl. Löffler.

39. Band (1920).

Heft 1: **Die Frau und der Sozialismus.** Von Dr. Ernst Breit.

Heft 2: **Der Zionismus und die Zukunft des Heiligen Landes.** Mit einem Anhang über die deutschen Ansiedlungen in Palästina. Von Professor Dr. Kl. Löffler.

Heft 3: **Zum Schulkompromiß von 1919.** Von Theodor Rüther.

Heft 4: **Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten. Ein Beitrag zum Kampfe gegen die drei schlimmsten Volksseuchen.** Von Dr. med. H. Moeser.

Zu beziehen durch den

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund
P Germ 250.1.2

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.
Herausgegeben von Dr. Ernst Breit.

Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 7.20, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Zur Psychologie des Krieges

Zeitgemäße Gedanken am Ende des Weltkrieges

Von

Dr. J. Gotthardt

März 1920 — XXXIX. Band — 6. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

Das beste Buch der Jetztzeit zur Verteidigung der katholischen Religion.

Ausgezeichnet durch ein Breve Papst Leo XIII. und approbiert durch Kardinal Langenieux, Erzbischof von Reims:

Christliche Apologetik

Von Monsignore E. Cauly, Apostolischer Protonotar und Generalvikar.

Preis bei portofreier Zusendung Mark 4.70.

Nach der achten Auflage des Französischen übertragen von Alexandrine Freiin von Landsberg-Velen.

Aus dem Vorwort:

Im allgemeinen läßt man dem Christentum noch die Gerechtigkeit widerfahren, daß man es als die vollkommenste Religion anerkennt, welche jemals auf Erden existierte. Seine Lehren über Gott, über die menschliche Seele, über das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer sind in der Tat unendlich erhabener als alles, was die heidnische Weisheit ersinnen und lehren konnte. Allgemein wird die Sittenlehre des Christentums als die reinste anerkannt, und man gibt zu, daß die Welt ein wunderbares Schauspiel von Eintracht, Unschuld und Tugend bieten würde, wenn alle Menschen sie getreu befolgten.

In unseren Tagen finden wir neben aufrichtiger, ehrlicher Bewunderung eine neue Art des Widerspruchs. Es ist nicht mehr ein einzelner Punkt, über den man streitet, wie in den Zeiten der alten Irrlehren, selbst der Grundsatz der kirchlichen Autorität ist es nicht mehr, was man angreift, wie zur Zeit des Protestantismus; der Feind von heute ist vielmehr der Menschengeist selbst, welcher stolz auf seine Fortschritte und Entdeckungen jetzt alles selbst beurteilen und seiner eigenen Beurteilung unterwerfen will.

Die erste Folge dessen ist die Leugnung aller Geheimnisse des Christentums unter dem Gesichtspunkt, daß sie dem Lichte des Verstandes widersprechen, welches Gott selbst uns gegeben hat.

Man stellt ferner den gebildeten Kreisen die Unveränderlichkeit der alten Glaubenssätze inmitten des modernen wissenschaftlichen Fortschritts als ein Zeichen eines nahen Verfalles dar.

Gegenüber dem Vorgehen unserer Zeit scheint es nicht mehr ausreichend, bloß die göttliche Wahrheit des Christentums und der katholischen Kirche positiv zu beweisen, sondern es ist auch eine Zurückweisung der Angriffe dringend erforderlich. Das ist die Aufgabe der christlichen Apologetik unserer Zeit.

Breer & Thiemann, Verlagsbuchhandlung,

Hamm (Westf.).

Zur Psychologie des Krieges.

Zeitgemäße Gedanken am Ende des Weltkrieges.

Von Dr. J. Gotthardt.

Buntgemischt sind die Würdigungen, die der Krieg in seinen Ursachen, Wirkungen und Begleiterscheinungen erfährt. Obwohl er in seinem einheitlichen Ziele scharf charakterisierte Mittel anwendet, obwohl er Individuum und Nation nach einem von ihm angelegten Einheitswertmesser einschätzt, ist seine subjektive Wertung, die Umschreibung seiner psychischen, ethnologischen und sozialethischen Quellen und Voraussetzungen, ferner die Feststellung seiner Einzelabsichten so vielgestaltig und oft so einseitig, daß selbst konfessionelle und politische Meinungsverschiedenheiten ohne höhere Zielordnung in seine Beurteilung verwoben werden. Die Geschichte der während des Krieges erschienenen „Kriegsliteratur" wird in allmählicher Entwicklung und psychologischer Einzelforschung interessante Beobachtungen aufweisen können, zumal kein Gesichtspunkt wesentlicher Natur unbeachtet geblieben zu sein scheint. — Allerdings scheint es nur so; denn in Wirklichkeit ist in vielen Abhandlungen geringeren oder größeren Umfangs, in vielen Eintagsbroschüren und auch in Werken von dauerndem Werte, in manchen Darlegungen von konfessionellem oder gar politischem Standpunkte aus, vorzüglich aber in internationalen und oft einseitig nationalvölkischen Streitschriften, bei aller Anerkennung der persönlichen Ueberzeugung der Verfasser, eine Seite des letzten Völkerkrieges in seiner tiefschürfenden Bedeutung zu kurz gekommen: die Psychologie des Krieges nach ihrer rationellen und empirisch-experimentellen Seite hin. Es fehlt freilich nicht an wertvollen Bausteinen, die in den reichhaltigen Reden in schwerer Zeit, in der Kriegspoesie und in den Feldpostbriefen zerstreut erscheinen; es sind auch Ansätze von systematischer Erfassung der „völkischen Psychologie" vorhanden, allein es mangelt an der sachlichen Gewinnung einer allgemein gültigen Urteilsgrundlage und damit an einer erfolgreichen Systematik der Psychologie des Krieges überhaupt wie im einzelnen. Es wäre unbescheiden von uns zu behaupten, mit den folgenden Darlegungen sollte dieser unleugbare Mangel beseitigt werden; ebensowenig beabsichtigen wir, die bisherige beachtenswerte Kriegsliteratur einer Kritik zu unterziehen, dazu wäre ein umfangreiches Werk besonders erforderlich. Vollständig fern liegt es uns, eine Uebersicht der kriegsliterarischen Einzelerscheinungen zu geben; das ergäbe einen besonderen Kriegsliteratur-

Katalog, der auf Grund einer großzügigen Kritik hochwillkommen wäre, aber vor Beantwortung aller Fragen im Gefolge des Völkerringens ein Torso bleiben müßte. —

In unserer Absicht liegt nur die Grundzeichnung der Hauptlinien zu einer „Psychologie des Krieges". Dieser Grundriß ist ein Niederschlag von Beobachtungen mit tieferem Inhalte, auf induktivem Wege gewonnen und ohne Vorurteil gewürdigt. Er beansprucht keine erschöpfende Erfassung der tiefeingrabenden psychologischen Hauptgedanken, wenngleich er das Fundament zu einer systematischen „Psychologie des Krieges" geben dürfte.

I.

„Psychologie des Krieges" klingt etwas paradox; denn der Krieg in seinem wildtosenden Gange, in seiner unerbittlichen Härte, in seiner rücksichtslosen Vernichtungswut, die über Kulturgüter, frisches Menschenleben und Zukunftshoffnungen mit eisenschwerem Schritt und kaltem Auge hinwegschreitet, scheint keine Seele, keine Vernunft, kein Gefühl und Empfinden, keinen sittlich freien Willen zu haben. Als markerschütternde „schreckliche Himmelsplage" scheint er unter einem höheren, der eigengesetzlichen psychologischen Würdigung entrückten Willen zu stehen und auf menschliches Denken und Wollen nur wenig Rücksicht zu nehmen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Wirkungsform des harten Weltkrieges menschlichen Maßnahmen und gesetzlichen Anordnungen sich entzog und somit einer rationellen Psychologie kaum zugänglich ist. Trotzdem darf von einer „Psychologie des Krieges" die Rede sein und zwar nach folgenden Gesichtspunkten:

1. Der Krieg in seinem Entstehen geht von der menschlichen individuellen und nationalen Psyche aus. Schon vor dem Kriege, besonders aber während desselben ist in der „Kriegsgeschichtsschreibung" mit pragmatischem Einschlag auf die treibenden Faktoren hingewiesen worden, die in der Vergangenheit die Kriegsfackel entfachten, und die in der Gegenwart das welterschütternde Völkerringen ausbrechen ließen. Die historische Methode der letzten Jahrzehnte ist mit gewissenhafter Ergründung aller anthropologischen und völkisch-ethnologischen Motive dem Ideal einer objektiven Tatsachenwürdigung näher gekommen; dabei ist der psychologischen Kriegskritik ein verständnisvolles Augenmerk gewidmet worden und damit auch der wahren Entstehung der Völkerkämpfe mehr Aufklärung geworden. Das vielbehandelte Thema „Die Ursachen des Krieges" ist nicht erledigt mit der Zusammenstellung einiger Zeitungsnotizen oder gar einiger in Reden geäußerten Staats- und Privatmeinungen, es erfordert vielmehr ein letztes restloses Zurück-

gehen auf die individuelle und völkische Geistesrichtung der kriegführenden Nationen. — Hierbei ist es nicht genug, einzelne Persönlichkeiten nach ihren Reden und Entscheidungen zu beurteilen, um ermessen zu können, inwieweit deren persönliche Absichten und selbstherrliche Bestrebungen, deren maßgebender Wille auf den Ausbruch und die Entfaltung des Ringens der von ihnen vertretenen Völker eingewirkt hat; es ist auch nicht hinreichend, die politische oder Handelsgeschichte einer Nation nur vorübergehend auf besondere Einzelcharakterzüge zu prüfen; es ist vielmehr im Namen der psychologischen Wahrheit und historischen Gerechtigkeit erforderlich, die zarten Fäden des individuellen Seelenlebens der im Kriegsreigen im Vordergrund stehenden Männer zu erkennen, zusammenzufassen, um ihre mögliche und tatsächliche Wirkungskraft zu verstehen. Auf diese Weise richtet sich der Blick in das graue Dunkel der dem Kriege voraufgehenden Verhandlungen, der internationalen und nationalen Beratungen, der mannigfaltigen Parlaments- und Regierungsentschließungen; manches Rätsel löst sich aus der individuellen Seelenstimmung heraus, manches Problem verliert seine geheimnisvolle Sprache.

2. Gleichzeitig muß mit dieser grundlegenden Forschung der Einzelseelen das Forschen in dem Wollen, Denken und Handeln der national-völkischen Geistesrichtung Hand in Hand gehen. Die Psychologie der völkergesetzlichen Eigenerscheinungen, die Erforschung der internationalen Vereinbarungen und „völkischen Imponderabilien" in ihrer elementaren Auswirkung ist der Lebensnerv der geschichtlichen Ergründung der Kriegsursachen. Wenn auch die verschiedenen Kämpfe der Antike bis zur Gegenwart nach diesen Grundsätzen noch nicht restlos gewertet sind, so hat die alte Historiographie seit Thucydides, besonders die gegenwärtige Geschichtsschreibung erkannt, daß die Persönlichkeit und Völkereigenart dem Kriege seinen Beginn und seine Begründung geben. Beachtenswert ist hierbei schon die eine Tatsache, daß die antike Mythologie, die „Kriegssagenbildung", den Ausbruch eines Kampfes zwischen den verschiedensten Völkerschaften der Geistesrichtung eines bestimmt gekennzeichneten Individuums, und zwar dessen Wollen oder Verfehlen zuschreibt. Hieraus entspringt auch das antike Bemühen, den Krieg durch den Einzelkampf entscheiden zu lassen, um so den Einzelnen gleichmäßig Schuld und Sühne im Kriege verteilen zu lassen. In jedem Falle belehrt uns schon die Geschichte der Kriegsliteratur, der vergangenen Kämpfe, daß der Krieg in seinem Entstehen auf die Erkenntnis und das Wollen wie das Empfinden der individuellen und nationalen Psyche zu-

rückgeht. Damit ist aber die Berechtigung der „Psychologie des Krieges“ gegeben, und es fragt sich, welche psychologischen Momente enthält der Krieg überhaupt, insbesondere aber der verflossene Weltkrieg in seiner Verursachung? Dazu seien folgende Gesichtspunkte in ihrem Grundcharakter kurz angegeben:

3. Der Krieg ist in seiner Entstehung ein Wertmesser der individuellen Intelligenz und des persönlichen Willens nach der sittlich guten und sittlich verwerflichen Seite hin. — Der Grundakkord in der Einzelseele ist die Friedens- und Ruhesehnsucht in dem Besitze der Wahrheit und der unverlierbares Glück bürgenden Gerechtigkeit. Die moderne Leugnung der Einzelseele von monistischem, materialistischem und panpsychistischem Standpunkte aus ist schon an der Schwelle der psychologischen Kriegswürdigung sachlich und moralisch in ihrem Lebenswerte gebrochen und erledigt. Abgesehen davon, daß in den Systemen der modernen Philosophie seit Kant, der eines Rickert und Windelband, des Neuhegelianismus und des verjüngten Darwinismus eine bedenkliche Kluft zwischen Theorie und Praxis überhaupt besteht, muß diese moderne Ideenrichtung den Krieg zu einem blindwütenden Kampf des Bewußtseins mit dem Unterbewußtsein, der fern von Vernunft und Willen wirbelnden Naturkräfte untereinander machen, zu einer nichtssagenden Auseinandersetzung zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich. Hier ist es in der Tat schwer, den Zwiespalt der Natur zu lösen, und eine Psychologie des Krieges im Gedankenkreis des modernen Idealismus ist ein Widerspruch. Der Krieg ohne Zurückführung auf die mit Verstand und Willen ausgestattete Individualseele wird zum sinnlosesten Natur- und Vernichtungsringen, zu einem schreienden Hohn auf die innerhalb des modernen Idealismus in anerkennenswerter Weise gepflegte Lebenshumanität und Kulturentfaltung. Die völkisch-nationale Eigenart aber empfängt ihren wahren Gehalt durch die Einzelseele und deren im Zusammenleben gegebene und bedingte Imponderabilien und erfordert damit auch eine Anerkennung der individuell-selbständigen Grundkräfte der Seele. — Ob diese Forderung im vergangenen Weltkriege, in dem opferreichen Waffengange, in der gewaltigen Todesernte des Kriegsgottes anerkannt wurde oder unmotiviert weiter geleugnet wird, ändert nichts an der greifbaren Notwendigkeit dieser ethischen Tatsache. Die Antike hat mit diesem Postulate einer pragmatischen Tatsachenbeurteilung stets gerechnet, wenngleich der Krieg den Besten des griechischen und römischen Volkes unsympathisch war. Erst die Moderne vermochte den Krieg entweder überhaupt nicht in ihr philosophisches Programm aufzunehmen, oder sie ließ ihn zur universalen Kräfteentfaltung im Sinne Nietzsches ausarten und räumte ihm hierdurch das Recht der Entscheidung des Herrenmenschen über den Herdenmenschen ein. Es liegt auf der Hand,

daß in solcher Einschätzung des Krieges eine Täuschung, vor allem eine Ideenentgleisung zu sehen ist. Denn

4.) die Grundstimmung des Individuums und zwar im Geleise jeder Welt- und Lebensanschauung ist das Glauben an Frieden, das Hoffen auf ihn und das Geltendmachen aller Faktoren, die zu ihm führen können. Eine zweite Parallelgrundstimmung ist die Disharmonie zwischen dem Sehnen und der Wirklichkeit, zwischen den individuellen Friedensforderungen und den tatsächlichen Erfüllungen vom eigenen Ich und der Außenwelt aus. Demgemäß hat das Individuum seit Menschengedenken einen Kampf im Selbstbewußtsein, im Persönlichkeitsstreben verspürt, ein Gesetz in sich empfunden, das dem Gesetze des Geistes d. h. der sinn- und ordnungsgemäß handelnden Vernunft widerspricht. Immer aber bleibt die Tatsache bestehen, daß die erste Grundstimmung die prävalierende ist, und daß daher der moderne Pessimismus, der von hier aus seine Berechtigung herleiten möchte, im Prinzip zu verwerfen ist. Der Mensch hat weder von Hause aus eine Kampfesnatur; noch ist der Krieg die Lebensader der Natur und des individuellen wie sozial-ethnologischen Daseins. Eine solche menschenunwürdige Auffassung des Krieges, die den letzteren im letzten Grunde zum Selbstzweck macht, zerstört den Adel des menschlichen Selbstbewußtseins und der idealen gemeinsamen Kulturarbeit. — Trotzdem geht der erste Anstoß zum völkervernichtenden Kampf von der Geistesanlage des Individuums und des Volkstums aus. Um das allseitig zu verstehen, muß unsere Untersuchung zu den Grundlinien der Kriegspsychologie im einzelnen übergehen; es ergibt sich hierbei folgendes:

a) Die primäre individuelle Friedensstimmung gerät in Kollision mit der vorhin erwähnten Disharmonie. In welch spezieller Weise das geschieht, welche anthropologischen, psychisch-somatischen Voraussetzungen gegeben sind und erfahrungsgemäß gegeben sein müssen, das festzustellen ist Sache der experimentellen Psychologie mit metaphysisch-noëtischem Einschlage. Freilich ist hier trotz der mühsamen Forschungen Meumanns und Eberts, trotz der Theorien W. Sterns und ihrer Schüler noch psychologisches Neuland zu bebauen. Bei aller Betonung der Hemmungen des individuellen Seelenlebens selbst bei der gewissenhaftesten Untersuchung der Störungen und Hemmnisse des intellektuellen und ethischen Lebens ist doch immer noch nicht die gefährliche Triebfeder einwandfrei vom Standpunkte der experimentellen Psychologie festgestellt, wenngleich es vom Ideengehalt der göttlichen Offenbarung aus längst kein Geheimnis mehr ist. — Die neuzeitliche Seelenkunde, soweit sie abseits von Gott, unsterblicher Seele und der Beziehung der Seele zu Gott im Lichte der Offenbarung steht, ist bis jetzt die Antwort auf diese psychisch-

pathologische Grundfrage der psychischen Disharmonie schuldig geblieben, und der Versuch, diesen offenkundigen Zwiespalt der seelischen Stimmungen in eine einseitige Störung der Nervenkomplexe zu legen, ist ein unbefriedigender Ausweg. Es leuchtet ein, daß im Angesichte des Krieges der vielköpfige Materialismus von neuem versagen mußte und daß all die schöngefärbten Kriegsreden und ethisch aufgeputzten Entrüstungsschreie im Widerspruch zur langgehegten Theorie des Unglaubens und der Lehren Nietzsches standen. — Vom Standpunkte des allein begründeten noëtischen Realismus besteht der Widerspruch der Seelenanlagen in ihren Auswirkungen, und die psychologische Einzelforschung wird dieser Tatsache schrittweise erklärend und verstehend nachzugehen haben. — Wir haben also das erste Grundproblem in der „Psychologie des Krieges": die Disharmonie der Seelenkräfte nach der intellektuellen und ethischen Seite. Dieses Problem umfaßt die Geschichte der ersten Aeußerungen der jugendlichen Seele, ebenso den Ursachenzusammenhang zwischen dem somatischen Sein und der geistigen Entwicklung. Ohne weiteres ist hiermit ein weites Feld von Einzelproblemen gegeben, und von ihrer Beantwortung und ziel- und sachgemäßen Lösung hängt es wesentlich ab, ob in Zukunft die Möglichkeit gewonnen werden kann, die Kulturnationen von der Notwendigkeit zu überzeugen, das Gewissen des Individuums zu schärfen, um in der Erkenntnis der seelischen Disharmonie, der Entgleisungsmöglichkeit von Intellekt und Willen die primäre Grunddisposition der Sehnsucht nach Frieden in ihrer Prävalenz zu erhalten. Es bedarf keiner Erörterung, von welch folgenschwerer Tragweite die Lösung dieses psychologischen Problems ist, das sich sofort zu einem Kulturproblem erster Ordnung entfaltet. — Beklagenswerterweise ist seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten nach dieser psychisch-ethisch-pädagogischen Richtung auf der Seite der Negation von Gott und Seele sehr gefehlt worden. Es ist zudem trotz des Krieges und seiner handgreiflichen entsetzlichen Folgen immer noch mit Recht zu befürchten, daß auch in Zukunft dieses erste heißumstrittene Grundproblem der Psychologie des Krieges nicht in einheitlich-befriedigender Weise gelöst wird. Tritt die moderne Menschheit vom noëtisch-ethnologischen und sozial-ethischen Lebensgedanken aus diesem Problem nicht mit Ernst und sittlicher Verantwortung näher, so bleibt nach wie vor der Krieg für einen großen Teil der Menschheit eine unbegreifliche Welt- und Lebenserscheinung, ein wirrer gefährlicher Ideenkampf, ein Vernichtungszug zum Untergang von Humanität, Kultur und Menschenglück.

b) Für uns genügt es vorerst, dieses Problem in seiner Einfachheit und Folgerichtigkeit aufgestellt zu haben; wir begründen es kurz mit folgendem:

α) Die experimentelle Seelenforschung stellt fest den Gegensatz zwischen individuellem Wohl und individuellem Wollen, zwischen körperlicher Grundgestaltung und geistiger Entfaltung, zwischen vegetativ-sensitivem Auswirken und intellektuell-ethischer Grundregung.

β) Das Selbstbewußtsein in seinen ersten Aeußerungen beobachtet eine gewisse Neigung zur körperlich-seelischen Trägheit des Einzelnen, die nur aus dieser Disharmonie erklärt werden kann.

γ) Die Eigengesetzlichkeit der geschichtlichen Erziehungsgrundsätze von der einfachen antiken Erziehungsmethode bis zum modernsten Bildungsideal gibt beredtes Zeugnis von der in jedem Individuum sich geltendmachenden Disharmonie von Intellekt und Willen, von den niederen und höheren Seelenvermögen, vom körperlichen Sein und seelischen Entfalten. —

δ) Die neuzeitlichen psychiatrischen Versuche und anatomischen Anschauungen von vorhandenen Nervenanlagen, Nervenentartungen und Nervenstörungen, durch die jene Disharmonie zu erklären sei, bleiben auf halbem Wege stehen, indem auch Individuen mit anerkannt gesunden Nerven unter derselben Unstimmigkeit zu leiden haben.

ε) Die anthropologische Forschung seit Ranke hat längst darauf verzichtet, diese Disharmonie in das rein körperliche Sein zu verlegen, indem beim Tier eine derartige Disposition trotz der vermeintlich gleichmäßigen Grundlage nicht zu entdecken war. — Dazu kommt endlich

ζ) das Problem des Leidens, das in mannigfacher Weise einer Lösung unterzogen wurde, aber nur unter der Rücksicht auf die Disharmonie in der Seelengrundstimmung menschen- und lebenswürdig gelöst werden kann, zum wenigsten verstanden wird.

c) Diese kurze Aufzählung von Gründen bestätigt unsere Behauptung von der Fülle der Probleme, die mit dem ersten Grundproblem der Psychologie des Krieges gegeben sind. Damit dürfte unser einleitendes Urteil ebenso begründet sein, daß ein systematischer Aufbau der „Psychologie des Krieges“ bis jetzt nicht vorhanden ist, ja kaum versucht wurde; nur einzelne Bausteine sind gegeben, die auch noch wissenschaftlich abgeschliffen und behauen werden müssen, sollen sie dem erwähnten systematischen Aufbau dienstbar gemacht werden. Nicht minder ist es offenkundig, daß eine Menge von einzelnen Lebensfragen aufgerollt wird, die schon sofort eine verhängnisvolle Scheidung und Trennung der Geister im Gefolge haben kann; doch auf diese praktischen Erscheinungen soll hier nicht weiter eingegangen werden. Die Tatsachen in Gegenwart und Zukunft werden allzubald eine überzeugungsvolle Sprache führen.

d) In jedem Falle ist man auf dieses Grundproblem in der bisherigen Kriegsliteratur absichtlich, in den meisten Fällen wohl

unabsichtlich kaum eingegangen, und doch ist es so folgenschwer. — Diese Disharmonie gelangt aber zur Aktion in der Stellungnahme der individuellen Psyche zu den Gesetzen und Normen der Natur und des Lebens. Hier taucht sofort das Problem der Natur- und Lebensordnung im weitesten Sinne auf. Das ontologische Sein wächst aus zum ethischen Sein in der offenkundigen Gesetzgebung für Natur und individuelles und sozialnationales Leben. Diese Ordnung ist dem Sein aufgeprägt als ehernes Gesetz, als Grundvoraussetzung vom zielstrebigen Wirken und Entfalten. Ob die vorhandene Seins- und Lebensordnung die denkbar beste ist, ob sie in der Zahl der möglichen Formen die vollkommenste ist, wie Leibniz und seine Schule sowie der moderne Optimismus es ausfindig machen wollten, ist vom noëtischen Standpunkt aus eine müßige Frage. Tatsache ist, daß die vorhandene Ordnung im ontologischen und ethischen Sein eine gute ist, und daß sie ihre relativspezielle Qualifikation erhält durch die Stellungnahme der Psyche zu ihr und damit auch der völkisch-nationalen und der kosmopolitisch-internationalen Geistesrichtung zu ihr. Auf diese Weise erscheint, um es kurz zu sagen, ein neues inhaltreiches Problem zur „Psychologie des Krieges" und zwar in folgendem grundsätzlichen Sinne:

5. Der Krieg in seiner vernünftigen Würdigung ist keine wilde Naturkraft, die ohne jede höhere Willens- und Zielbestimmung auf Tod, Vernichtung, Verrohung und Kulturzerstörung hinausgeht, im Gegenteil, er will nach allgemein gültiger Auffassung und historischer Würdigung dem verletzten Rechte im Völkerleben zur Seite stehen; er will die Ordnung im internationalen Verkehr wiederherstellen und der getrübten und entweihten Gerechtigkeit in der individuellen, besonders aber in der völkisch-nationalen Rechtssphäre zum Siege, zur Geltung verhelfen. Der Krieg setzt also in seiner geschichtlichen und sittlichen Beurteilung eine zu Recht bestehende Gesetzesordnung, eine nationale und internationale Lebensform voraus, die unter dem Gesetze ewig waltender Gerechtigkeit dem Individuum und der völkischen Gesamtheit zum Heile dient. — Die „Psychologie des Krieges" muß dementsprechend zu dieser anerkannten und sanktionierten Rechts- und Gerechtigkeitsordnung im Natur- und Menschenleben Stellung nehmen. Das kann sie aber nur unter Bezugnahme auf die individuelle Psyche, und das formulierte zweite Grundproblem zur „Psychologie" des Krieges lautet: „Welche Stellung nimmt die Psyche in ihrer primären und sekundären Grundstimmung zur objektiv vorhandenen Seins- und Lebensordnung, zur Rechts- und Gerechtigkeitssphäre ein?

a) Auch hier begegnet uns eine fast unübersehbare Reihe von Einzelproblemen, die mehr oder minder mit der Psychologie des Krieges im Zusammenhange stehen. Sie alle aufzuzählen, verbietet der Mangel der bisherigen Forschung. In einer ausführlichen, noch zu schreibenden „Psychologie des Krieges" müßten sie notwendig erörtert werden; wir wollen nur wenige aus den Problemen herausnehmen:

α) Die Gesetzmäßigkeit der bestehenden Welt- und Lebensordnung und die Begründung von „Recht und Gerechtigkeit"; hier gilt es, von einer sicheren philosophischen Grundlage aus vorzugehen.

β) Die höchste und letztmögliche Begründung der Verpflichtung der vorhandenen gesetzmäßigen Lebensordnung und ihre unantastbare Sanktion.

γ) Die Modalitäten in der Fixierung von Schuld und Sühne infolge Verletzung von „Recht und Gerechtigkeit" auf individuellem und nationalem Wege.

δ) Die Verantwortung gegenüber den vorhandenen Rechtsnormen und Lebensordnungen; das Problem der persönlichen und staatlichen Gerechtigkeit.

ε) Gesetz und Leben, individuelles und sozial-nationales Wohl, internationale Beziehungen vor Schiedsgerichten und vereinbarten Gerichtskommissionen.

b) Mit diesen wenigen Problemen ist nur die Kette von wichtigen Einzelproblemen im Zusammenhang mit der „Psychologie des Krieges" angedeutet, und es leuchtet ein, daß die ganze Rechts- und Gesetzesordnung durch den harten Kritiker „Krieg" aufgerollt ist. Diese Probleme erfordern aber eine erneute vertiefte Würdigung und zwar von einem einwandfreien psychologisch-noëtischen Standpunkt aus, damit nicht, wie es beim Ausbruch des Krieges der Fall war, manches „Rechtssystem" vor den unerbittlichen Wahrheiten des Krieges wie ein Kartenhaus zusammenfallen muß; denn das dürfte wohl nicht mehr zu leugnen sein, daß zahlreiche Rechtsbegründungen vom atheistischen oder pantheistischen, vom einseitig persönlich-autonomen Gesichtspunkte aus „zu leicht" befunden wurden. Die Psychologie des Krieges geht in dieser Hinsicht unerbittlich vor und errichtet einen Wahrheitsbau, der „aere perennius" ist. Doch zurück zu dem zweiten Hauptproblem in der „Psychologie des Krieges".

c) Die individuelle Psyche ist in ihrer vitalen Kräfteentfaltung in Beziehung gesetzt zur vorhandenen Seins- und Lebensordnung. Sie selber schafft nicht erst diese Rechts- und Ordnungssphäre, wenngleich sie imstande ist, diese zu modifizieren, ihr den Stempel der individuellen Persönlichkeit aufzuprägen, allein damit geht der objektive Gehalt der Seins- und Rechtsordnung nicht verloren,

er wird nur „qualifiziert." Die Psyche hat nun ihrem Wesen und ihrer Friedenssehnsucht nach das Bestreben, ihre individuelle Eigenart in die vorhandene Rechtssphäre zu verpflanzen, d. h. sie durch Erkennen und sittliches Wollen zu umfassen, zu verstehen und so das eigene Ich in der Friedensdisposition zu bereichern. Der Zusammenhang zwischen Individualseele und der sittlichen Lebensordnung, zwischen Erkennen und Erstreben einerseits und den gesetzten Schranken andererseits ist so klar, daß nur die kantianische Geistesrichtung sie leugnen oder in dem Neukantianismus in Frage stellen kann. — Der moderne Idealismus und seine mannigfaltigen Auswüchse in naturwissenschaftlichen Forscherkreisen kommt wie seine Basis der Kantianismus und der antike Skeptizismus bei der Wechselbeziehung zwischen Psyche und gesetzmäßiger Außenwelt, bei der Rechtssphärennormierung und ihrer sittlichen Verantwortung in eine so verhängnisvolle Sackgasse, daß ihnen die „Psychologie des Krieges" zwischen den Fingern zerrinnt. Jede Leugnung der objektiven, außer dem Individuum und der Nation fundamentierten Seins- und Rechtsordnung führt ohne Umschweife zur unmittelbaren Desavouierung des Krieges, zu einer subjektiven Torheit, ein nicht vorhandenes Recht, eine nicht gegebene Gerechtigkeitssphäre wieder in ihrer objektiven (!) Berechtigung herzustellen. Es klingt daher wie ein bedenklicher Anachronismus, wenn Paul Ernst im „Tag" von Kant ausführt: „Man hat schon öfters auf Kant als den Lehrmeister der Gesinnung hingewiesen, welche diesen seelischen Erscheinungen zugrunde liegt; man sollte immer von neuem hinweisen, denn die Tatsache ist so eigentümlich, daß sie näher untersucht zu werden verdiente. (!) . . . Kant ist offenbar in unser Volk eingegangen, und zwar so, daß auch die einfachen Soldaten in seinem Geiste handeln (!) Ein ganz Außenstehender könnte unser Heer ganz gut als kantische Sekte (!) bezeichnen. — . . wir leben heute in der Welt Kants, und was für ihn Forderung war, ist für uns Selbstverständlichkeit geworden. (!) . . . Das letzte Ziel jeder Religion ist die Vereinigung des Frommen mit Gott. Gegen einen solchen Gedanken wendet Kant all seinen Spott (sic!); und vielleicht ist es nicht unberechtigt, wenn man sagt: Kant wußte wohl, was Religion ist, aber er fühlte es nicht; und seine Grenze war nicht nur durch seinen Willen gesetzt, (?) sondern auch durch seine Fähigkeiten. Denn genau der Grund, den er selbst für den Rechtschaffenen angibt: ich will, genau denselben Grund kann der Fromme angeben für seinen Religionsbau. Die nachkantische Philosophie hat Kants Behutsamkeit (?) nicht geübt, und so ist sie denn schmählich zusammengebrochen. (sic!) Aber sie mußte deshalb zusammenbrechen, weil sie vergaß, daß die Religion nichts mit der Philosophie zu tun hat. Der Zusammenbruch unserer Philosophie (ein wertvolles Geständnis von Paul Ernst. D. V.) hat uns auf das heftigste erschreckt. (Der Schrecken wird noch größer werden in der Folgezeit. D. V.) Erst heute beginnen wir, uns

von unserer damaligen Bestürzung wieder zu erholen; heute aber wissen wir auch, nachdem wir durch unsere Leiden gelernt haben, daß Religion anderswo liegt als in metaphysischer Spekulation. (?) Wenn unsere Krieger zurückkehren, dann hat durch ihre Waffen Kant über die ganze Welt gesiegt. (!!?) Die Welt wird dann uns fragen, was wir ihr zu schenken haben. Wird da Kant noch genügen? Schon einmal wollte Deutschland die Welt religiös erneuern, im Luthertum. Die Erneuerung ist nicht gelungen. (Ein ebenso wertvolles Eingeständnis. D. V.) Werden wir den Versuch noch einmal machen können? Es scheint (?), als ob das ganze deutsche Volk, Katholiken wie Protestanten, sich nach dem Mann sehnt, der ihn unternehmen wird. Alle Vorbedingungen sind da, es fehlt uns nur die große religiöse Persönlichkeit."

d) Wir haben die Gedanken Paul Ernsts, soweit es notwendig war, im Zusammenhange wiedergegeben. — Es liegt auf der Hand, daß die moderne Unterströmung in der psychologisch-ethischen Würdigung des Krieges in allem Ernste einer Erneuerung des Kantianismus auf religiös-praktischem Boden des kategorischen Imperativs oder der Egidischen Voluntarismushumanität zustrebt, ohne sich über den Kerngehalt der kantischen Erkenntnistheorie im Zusammenhänge mit der Psychologie des Kriegsgeistes klar zu werden. Es muß daher eine wissenschaftlich unantastbare „Psychologie des Krieges" sich mit den Grundideen Kants bezüglich der objektiven Seins- und Rechtsnormen auseinandersetzen, und von diesem Standpunkte aus müssen wir schon jetzt die Probleme Paul Ernsts und seiner Gesinnungsgenossen als erledigt betrachten. In derselben Weise wie nach seiner Ansicht die Philosophie der Gegenwart, die abseits von Gott und unsterblicher Menschenseele stand, zusammengebrochen ist, in derselben Weise, wie nach Ernsts Ausspruch das Luthertum Deutschland die religiöse Erneuerung nicht gebracht hat, ebenso wird auch Kants Geistesrichtung in einer zeitgemäßen Auffrischung der wahren Bedeutung des Krieges und seiner Forderungen nicht gerecht werden, wie denn auch das deutsche Heer im Namen Kants und in Kraft seiner Philosophie nicht siegte. Eine Philosophie, die ihre Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nur einer praktischen Forderung ohne überzeugende Motivierung entnimmt, kann niemals Verstand und Gewissen beruhigen, denn sie findet nicht den harmonischen Zusammenhang zwischen dem intellektuellen und ethischen Sein der Psyche und der verpflichtenden Rechtsordnung der Außenwelt und fällt somit im Leben, besonders im Tode des Individuums jäh zusammen. Und dann sind die Katholiken wirklich namhaft zu machen, die unter der Wucht des Krieges eine religiöse Erneuerung im eigenen Leben unter Vortritt eines Glaubenserneuerers, einer großen religiösen Persönlichkeit erwarten; das sind Phantome, die im Lichte des Krieges nichtig

sind und einen Wertmesser für die Dekadenz der kantianischen Geistesrichtung abgeben. Wohl haben wir in katholischen Kreisen eine erhöhte religiöse Geisteserneuerung erwartet, wohl war die praktische Glaubensbetätigung vielerorts erlahmt, allein der Geistesaufschwung erfolgt nur unter der Fahne des wahren Seelenführers und Seelenerneuerers, des Welterlösers Jesu Christi. — In jedem Falle ist die Psychologie des vergangenen Weltkrieges über Kant und seinen inhaltlosen Kritizismus, über seinen kategorischen Imperativ und seine Willenstheorien mit schwerem Schritt hinweggetobt und hat eine tiefere Welt- und Lebensauffassung verlangt, als sie in Kants Werken gegeben war. Damit kommen wir wieder zu unserem Problem zurück. Der Krieg erfordert in seiner psychologischen Würdigung eine außer dem Individuum und der Nation stehende Rechtsordnung und Rechtssatzungen, für deren Beobachtung die individuelle, staatliche, vor allem aber die ewige göttliche Gerechtigkeit wacht. Das Individuum befolgt in seinem Erkennen und sittlich edlen Wollen diese Normen und dann erfreut es sich mit seiner näheren und entfernteren Umgebung des Friedens, oder es läßt trotz des besseren Erkennens die sekundäre psychische Grundstimmung der Disharmonie zwischen Intellekt und Willen zur Geltung kommen, es gerät in Kollision mit der Rechtsordnung, stört dieselbe oder zerstört sie gar in ihren sekundären Wirkungen auf weiteren oder kürzeren Strecken, und dann tritt die waltende Gerechtigkeit in ihre Machtsphäre, indem sie das verletzte Recht in seine Hoheitsstellung zurückzubringen strebt. „Schuld und Sühne" ist hier das Teilproblem, und daran reiht sich eine neue Serie von einschneidenden Teilproblemen. Wir erwähnen im Zusammenhange nur folgende:

α) Die Schuld in ihrer subjektiven Würdigung und in ihrer objektiven Auswirkung.

β) Die individuelle und völkische Schuldsphäre, ihre ethischen Grundprobleme und die Beziehung zur Sühne. Hinzu kommt als ausschlaggebender Faktor

γ) die Sühne in ihrer Festsetzung, in ihren Einzelforderungen, in ihren speziellen Wirkungen und endlich in ihrem Verhältnis zur Schuld. Gerade hierin liegt der Keim des Krieges, die letzte Möglichkeit zur Herstellung verletzter Rechtsordnungen und getrübter Gerechtigkeit. Es ist eine Lücke in der modernen Kriegsliteratur, daß das unter 5. berührte Problem nicht erschöpfend behandelt worden ist. Die „Psychologie des Krieges" faßt dieses Teilproblem in objektiver Tatsachenkritik ins Auge, um sine ira et studio das Recht vom Unrecht, die unverwelkliche Waffenehre von der Nichtswürdigkeit zu unterscheiden, um so den Krieg

im letzten gebotenen Grunde seines Entstehens begreifen zu lernen. Hier ist allerdings ein umfangreiches Studium über die nationalen und internationalen Rechtssphären notwendig; erforderlich ist vor allem eine gewissenhafte Abgrenzung der sozial-ethischen, der politisch-kommerziellen, der historisch-ethnologischen Beziehungen, Gemeinsamkeiten oder auch besonderer Gegensätze. Bei diesen Einzeluntersuchungen reicht es nicht aus, an der Hand von einzelnen Reden im Parlament, in öffentlichen Versammlungen und Kundgebungen das Tatsachenmaterial als Unterlage für die psychologische Würdigung zu sammeln; hier heißt es den Blick kritisch stählen und in geduldiger Kleinarbeit die Psychologie der einzelnen kriegführenden Völker, nicht minder die Psychologie der Stammeseigenheiten, der völkischen Sonderheiten zu studieren, um im Verein mit der psychologischen Erfassung der im Vordergrund stehenden Individuen den Krieg in seiner wahren Genesis zu begreifen. In letzter Hinsicht ist durch die Publikation von Staatsakten, von Verhandlungsprotokollen, von Privatbestrebungen usw. für die „Psychologie des entstehenden Krieges" schon viel gewonnen; allein das abschließende Urteil gibt die Verbindung von Tatsachenkritik und zwar in Vergangenheit und Gegenwart mit der psychisch-ethnologischen Beurteilung der Volkstradition, des Volkscharakters und der individuellen Eigentümlichkeiten der handelnoen verantwortlichen Persönlichkeiten.

6. Nachdem wir so nur skizzenhaft zwei Hauptprobleme zur „Psychologie des Krieges" gegeben haben, tritt sofort ein neues sehr schwieriges Problem auf: Wie verhält sich die Individual- und die Nationalpsyche bei dem Ausbruch des Kampfes selber. Dieses Grundproblem setzt die ersten genannten so notwendig voraus, daß alle philosophischen Systeme, die mit diesen ersten keine Auseinandersetzung ermöglichen, schon a priori auf dieses dritte psychologische Problem verzichten müssen. Wohl können sie ihre Einzelbeobachtungen machen, wohl ist ihnen nicht verwehrt, zu dieser oder jener Einzelerscheinung Stellung zu nehmen, allein die Gesamterscheinungen des einsetzenden Völkerringens vermögen sie kaum in ihr System einzureihen, da ihnen ja das Verständnis für die Grundvoraussetzungen des Krieges an sich abhanden gekommen ist. Damit aber schweben alle ihre noch so schwungvoll gehaltenen Essays, alle noch so bestrickenden Reden im völkisch-nationalen Sinne in der Luft, und der Zwiespalt des noëtischen und psychologisch-praktischen Standpunktes tritt bedenklich zutage. — Und doch tragen die völkischen und individuellen Erscheinungen beim Ausbruch des Krieges ein stark psychologisches Gepräge, und gerade in diesem Stadium tritt die „experimentelle Kriegspsychologie" in ihr Recht ein. Bis jetzt ist

unseres Wissens kein Versuch gemacht worden, diese bunt gemischten Erscheinungen unter eine Einheitsidee zu bringen, sie nach Hauptmotiven zu sammeln, um brauchbare Grundlinien für eine Psychologie des Krieges zu gewinnen. Es dürfte dieser Versuch auch vorerst nicht so leicht sein, da manche kaum geahnte Imponderabilien zur Geltung kamen, die nur von divinatorisch angelegten Naturen ins Spiel und auf die Rechnung gesetzt worden waren. —

Im Folgenden sollen nur einige hervorstechende psychologische Grundlinien genauer fixiert werden, um einen Weg für die kommende Psychologie des Krieges anzubahnen. Die Orientierung folgt von der Individual- und der Völkisch-Nationalpsyche aus, die beide eigengesetzlich beim Ausbruche des Krieges reagierten und psychologische Werte abgaben.

a) Die Psyche des Individuums tritt dem beginnenden Völkerringen mit Staunen, Spannung, Neugierde, Zittern und mutiger Begeisterung gegenüber. All die Seelenregungen, die bei gewaltigen Ereignissen im Natur- und Menschenleben in Tätigkeit zu treten pflegen, haben auch beim Ausbruch des Krieges ihre psychisch-ethischen Rechte gefordert. Zunächst prävaliert die mit der Fieberhitze der aufgeregt suchenden Phantasie arbeitende psychische Spannung; es tritt ein naives Staunen über den Werde- und Wendegang der politischen internationalen Ereignisse und Entschließungen ein. Ungeahnt bemächtigt sich der einzelnen Staatsbürger je nach ihrer Stellung und ihrer mehr oder minder unmittelbaren Teilnahme an den kommenden Aktionen ein hochgesteigertes Pflichtbewußtsein. Letzteres ist gepaart mit männlichem Mute und der tiefgehenden Sorge um die höchsten Lebensgüter. Hier begegnen wir alsdann der Psychologie jener vielgestaltigen Lebensgüter; die Werte und ihre relativen und absoluten Festsetzungen variieren. Besonders werden Geschlecht, Alter, Berufs- und Lebensstellung, gesellschaftliche, konfessionell-religiöse, sozial-politische Beziehungen teilnehmen an diesen psychischen Variationen, und je nach der individuellen psychischen Disposition tritt die „Psychologie des Krieges" hier in die Sphäre des erfolgreichen psychologischen Experiments.

b) Folgende Varianten in ihren Hauptlinien sind bei diesem dritten psychologischen Problem möglich:

α) Das Individuum sieht den kommenden Kriegsereignissen mit moralischer Gewißheit entgegen, wie es in etwa im vergangenen Weltkriege der Fall war, indem nach Ablehnung der österreichischen Forderungen seitens Serbiens eine Kollision der

europäischen Mittelmächte mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten war. In diesem Falle prüft das Individuum die Motive des Rechts und der Gerechtigkeit, wie wir sie sub 5. entwickelt haben und tritt dann mit Einsetzung der ganzen Persönlichkeit für die als gerecht erkannte Sache des Vaterlandes ein. Hier taucht das Problem der Pflichtenkollision auf, das in der „Psychologie des Krieges" eine wichtige Rolle spielt, zumal von hier aus die Macht des Gemütes in ihre Wirkungssphäre tritt. Und diese Macht des Gemütes beim Individuum ist von so eingreifender Bedeutung, daß sich immer das Fichte'sche Wort in seinen Reden an die deutsche Nation bestätigen wird: „Nicht die Gewalt der Arme, sondern die Macht des Gemütes ist es, die Siege erringt." Mit diesem Problem ist folgendes gegeben:

β) Das Individuum strebt nach Sammlung und Ausnutzung aller körperlich-materiellen und geistig-ethischen Kräfte. Die Psychologie dieser Kräftekonzentration ist von höchstem Interesse, indem die Vielgestaltigkeit der menschlichen Psyche in ihrem intellektuellen und sittlichen Streben zum vitalen Ausdruck kommt. In diesem Punkte setzt die „Psychologie der individuellen Imponderabilien" im Kriege ein, und hier schaut des Dichters und Menschenkenners Auge mehr als die historische Schulung an der Hand vergangener Erlebnisse. „Vereint werden da die Schwachen stark," und „es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken."

γ) Das Individuum erlebt den Krieg wie einen Blitz aus heiterem Himmel; alsdann tritt die Pflicht des Gehorsams den Staatsgesetzen gegenüber ein, womit aber leicht ein Pflichtenstreit zwischen der Einsicht in das Recht und der Pflicht des Gehorsams nicht allein möglich ist, sondern in Fällen, wie wir im verflossenen Kriege sahen, auch notwendig ist. Denn es kann vom Individuum das Opfer der Vernunft und des gesunden, durch Erfahrung und historische Forschung geschärften Menschenverstandes im Kriege nicht gefordert werden. An diesem Wendepunkt wird die „Psychologie des Krieges" zu einer Crux der Forschung. Die moderne, Gott und Offenbarung abgewandte Philosophie muß hier nicht allein verblassen, sie wird leicht zum „Volksvergifter". Nur die positive Geisteswahrheit bringt hier auf rationellem, wie empirisch-experimentellem Wege einige Klarheit in das Dunkel verhängnisvoller Pflichtenkollision, und nur die Betonung der einfachen Pflicht des Gehorsams gegen die Staatsgesetze, die Rücksichtnahme auf die Idealgüter der eigenen Heimat kann hier in etwa das Gewissen beruhigen. Allein wie ein blutig mahnendes Wahrzeichen steht

über diesem Pflichtenstreit das Wort der Schrift: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Die Populärphilosophen können nicht einwenden: Der einfache Soldat habe nicht die Befugnis, über Recht oder Unrecht, über den gerechten oder ungerechten Krieg zu befinden. Gewiß, das letzte Urteil steht ihm nicht zu, allein der neuzeitliche Positivismus versuche ja nicht, das Individuum zu einer des Verstandes und des Willens baren Maschine zu machen. Die Philosophie eines Comte, eines Hume und eines Kant wird hier zum schlechten Führer der Menschen, indem sie Opfer von Vernunft und Willen für eine in sich fragliche Sache fordert. Hier wird die falsche Philosophie leicht zur praktischen Torheit. Wie glücklich ist da der Einzelne zu preisen, der aus überzeugenden Gründen weiß, daß er für eine gerechte Sache, im Namen der wahren, ewig waltenden Gerechtigkeit kämpft. Die Psychologie des Krieges mündet somit in eine Reihe von experimentellen Einzelproblemen ein, und zur Lösung derselben ist nach dem Kriege ein geduldiges Studium aller in Feindesland während des Krieges erschienenen Literatur unbedingt erforderlich, um alle Gründe pro et contra abzuwägen, die in feindlichen oder auch in neutralen Ländern in Schrift und Tat zur Motivierung der eigenen Sache geltend gemacht wurden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier für die spätere historische Forschung die Psychologie des Krieges zu einem unentbehrlichen Faktor auswächst. Das Problem lautet also: Psychologie des Auslandes beim Ausbruch des Krieges. Es bedarf ferner keiner Erwähnung, daß in diesem Problem, d. h. in seiner allseitigen Lösung der Schlüssel zur Haltung der feindlichen und auch der von jenen beeinflußten neutralen Völker liegt, und daß dann das Staunen weicht, das unser Vaterland so lange in fast atemlosem Banne hielt. „Wie ist es möglich, daß dieses oder jenes Land unsere früheren Wohltaten mit solchem Undanke heimzahlte?" u. s. f. Hat die Philosophie überhaupt das Staunen als seine primäre Ausgangsquelle, so wird auch die „Psychologie des Krieges" in diesem vorerwähnten Staunen die Notwendigkeit einer gründlichen psychischen Forschung erkennen, um in Zukunft vor diesem Staunen bewahrt zu bleiben. Die Psychologie der „Fremde" kannten wir in Deutschland noch zu wenig, und durch die Einflüsse des Auslandes ließen wir uns allzusehr aus dem bewährten Geleise des völkischen Wesens herausbringen; erst die Psychologie des Weltkrieges wird den Blick für die Vorteile der Heimat schärfen, nicht minder uns aber auch die Licht- und Schattenseiten des Auslandes erkennen und werten lassen. — Doch dieses Problem der „Psychologie des Krieges" hat ein neues im Gefolge, nämlich

7. die psychologische Erfassung des Satzes: „Ubi bene, ibi patria" d. h. die einwandfreie Wertung der Hei-

matgüter. A. Rademacher hat in der dritten Vereinsschrift von 1915 der Görres-Gesellschaft „die Vaterlandsliebe nach Wesen, Recht und Würde" einer vertieften Kritik unterzogen und beachtenswerte Motive hierfür gefunden. Unter III „Die besondere Eigenart der Vaterlandsliebe" hat er einen Paragraphen der „Psychologie der Vaterlandsliebe" gewidmet und führt u. a. folgendes aus (a. a. O. S. 44): „Das Wertvollere an der Vaterlandsliebe sind nicht die Gefühle, sondern die Gesinnungen. Die vaterländischen Gefühle sind wandelbar, die Gesinnung aber im großen und ganzen der Veränderung durch ein Mehr oder Minder entzogen. . . . An der vaterländischen Gesinnung wiederum ist wertvoller die Schätzung des Eigenen als der Gegensatz zum Fremden, die Pflege völkischer Eigenart als die Sucht nach Eroberungen. Die beste Art, das Vaterland zu lieben, ist die Bereitwilligkeit, ihm zu dienen. In dem Chauvinismus und allem, was ihn nährt, liegt eine Gefahr für echte Vaterlandsliebe." Die wahre Psychologie der Vaterlandsliebe geht, wie Rademacher es an verschiedenen Stellen andeutet, eben von einer geheimnisvollen und doch greifbar stark ausgeprägten Neigung der Psyche aus und versucht diese Disposition der Seele, wie sie im Intellekt und Willensvermögen zum Ausdruck kommt, aus der Sphäre der Imponderabilien in die der tiefeingewurzelten psychischen Eigengesetzlichkeiten einzuordnen und zwar nach zwei Gesichtspunkten: Einmal geht der Vaterlandsliebe eine Anzahl von Werturteilen voraus, die, in nur vagen Umrissen gewonnen, vom erwachsenen Alter in Einzelzügen abgewogen, allmählich im Bewußtsein sich stetig erhalten und somit das persönliche Wollen und Handeln beeinflussen. Daß dabei groteske Jugendvorstellungen leicht den idealen, d. h. den Affektionswert in den Vordergrund stellen, wird von der experimentellen Psychologie bestätigt. Gleichzeitig geht aber auch eine kritische Parallele zwischen Heimat und Fremde nebenher und gibt damit der idealen Vaterlandsbegeisterung die reale Lebensbasis. — Die Erinnerung vergangener Kindertage, das Goldgut einer phantasiereichen ungetrübten Jugend, die teueren Stätten geheiligter Erde, wie Vaterhaus, Dorfschule, Heimatkirche, Elterngrab, Heim der Geschwister, Freunde, Bekannten und Verwandten u. s. f. verleihen der Psyche einen unverkennbaren Zug nach diesem Lande der Ruhe und des Friedens, wenigstens der Hoffnung, Ruhe und altes Glück dort zu finden. — Außerdem gibt die Gegenüberstellung von Heimat und Fremde, um auf die oben erwähnten zwei Gesichtspunkte zurückzukommen, der Psyche die Möglichkeit, die individuelle ethische Stärke des engeren Vaterlandes begreifen zu lernen. — Die Mahnworte Attinghausens an Rudenz in Schillers „Wilhelm Tell" gehen auf diese sittliche Kraft, die von der Heimatscholle ausgeht, mit beachtenswerten Gründen ein und liefern gute Bausteine für die „Psychologie der Vaterlandsliebe" und damit auch für „die Psychologie des Krieges". Damit können

wir aber ein weiteres Problem der psychologischen Würdigung des Krieges erwähnen:

8. Die Vaterlandsliebe und die Erkenntnis der gerechten Sache des Vaterlandes im beginnenden Kriege. Die Kriegsgeschichte vor dem Weltkriege hat dieser psychologischen Frage kaum eine ausgesprochene Aufmerksamkeit geschenkt. Es war für die Kämpfe in den ältesten Zeiten zu schwierig geworden, das einschlägige Material zu sammeln und zu sichten, um in psychologischer Genauigkeit ein Werturteil abzugeben; und dann ist für den Geschichtsschreiber im eigenen Lande es oft zu schwierig, jedes Vorurteil abzustreifen; denn gerade hier fordert „Die Psychologie des Krieges" die höchste Gewissenhaftigkeit, um wirkliches Recht vom Scheinrecht zu sondern, um die Sonde der Gerechtigkeit nie vom rechten Pfade abirren zu lassen. — Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf die hiermit aufgerollten Einzelprobleme näher eingehen, in einem besonderen Beitrage werden wir darauf näher zurückkommen. Erwähnt sei nur, daß die „Volkspsyche" in der Einschätzung von Recht und Unrecht leicht durch Reden, Parlamentsverhandlungen, Presse und Tagesmeinungen sich beeinflussen läßt, wie das Gebaren des englischen und französischen Volkes es offenkundig beweist. Die „Psychologie der Volksseele im Kriege" ist ein besonderes Thema, das meist bis jetzt eben nur angetippt wurde, ohne in seinen psychischen Einzelmomenten vollwertig erfaßt zu werden. — Der relative Wert der „Volkspsyche" ist höher und einschneidender, als manche Katheder-weisheit es ahnen läßt und zugeben möchte. — Die psychische Spannung der „Volksseele" geht über, wie die Geschichte zeigt,

9. in eine ideale Begeisterung für die Heimat und deren reale und ideale Güter, und mit dieser an Mut und Opfersinn reichen Hinneigung zum Vaterlande verbindet sich eine gewisse Seelennot, ein Zittern und Bangen um den Ausgang des Krieges, ein natürlich gesteigertes Verlangen nach „Sieg". Sofort ist es klar, daß mit dieser neuen Grundlinie der Psychologie des Krieges eine neue Fülle von einzelnen Teillinien gegeben ist. Es ist die „Psychologie der Kriegsbegeisterung" nicht allein berechtigt bei den Soldaten und ihren verschiedenen Führern, nicht allein bei den verantwortlichen Oberbefehlshabern; mit psychischer Notwendigkeit offenbart diese „Kriegsbegeisterung" sich bei allen Bürgern ohne Rücksicht auf Geschlecht, Stand und Geistesrichtung; selbst bei der Jugend bis ins zarteste Alter der seelischen Erwachung und der allmählichen psychischen Prävalenz tritt dieses verschiedenartige Interesse ein und erfordert eine Erklärung. Hier muß wiederum die experimentelle Psychologie helfen und durch einwandfreie Feststellung den Tief- und Höhengang dieser patriotisch-nationalen Begeisterung des Einzelnen zu ge-

winnen suchen. — Diese Statistik wird der „Psychologie des Krieges" den Boden vorbereiten, indem in Schule und Haus, in Alter und Geschlecht, in konfessionellen und politischen Kreisen, in allen erreichbaren individuellen Sphären die spezielle Wirkungsform dieser Kriegsbegeisterung zu verstehen gestrebt werden muß. — Was im einzelnen die Schul- und Pfarrchroniken, die Feldpostbriefsammlungen, die Erfahrungen der Charitas in den Heim- und Feldlazaretten, die ungeahnten Liebestätigkeiten an psychischem Material abgeben, bedarf immer einer gewissenhaften Sichtung und Beurteilung, um als brauchbares Einzelmaterial der Kriegspsychologie zugewiesen werden zu können. Drei Einzelprobleme sind hierbei besonders zu beachten:

a) Die Individualpsyche handelt aus bewußter Vaterlandsliebe und hat das höchste Ziel mit seinen Mitteln im Auge.

b) Das Individuum folgt in seinen Entschließungen einem allgemeinen Streben, mitzuarbeiten an dem Siege der Heimat, des engeren Vaterlandes.

c) Der Einzelne ist von Mitleid für die Kämpfer und ihre Zurückgebliebenen erfüllt und sucht dem tiefsten Drange des Herzens, aus Liebe zu helfen, zu entsprechen: die christliche Liebe, die hier die allgemein menschliche adelt und zur höchsten Leistung führt. — Welch eine Perspektive eröffnet sich da für die Würdigung moderner Philosophieme! Wie viele müssen ihr Antlitz verhüllen, da sie nicht imstande sind, auch nur den aktuellsten Zeitforderungen gerecht zu werden! Wie manche Welt- und Lebensanschauung, die vor dem Kriege in der Verneinung stolz ihr Haupt erhob, bricht rat- und tatlos zusammen! In der Tat: An den Früchten werden sie erkannt. In jedem Falle ist die „Psychologie des Krieges" ein vollwertiges Kriterium für die zeitgemäße Stellung des christlichen Welt- und Lebensgedankens.

10. Mit dem Problem des individuellen Opfergeistes beim Ausbruch des Krieges ist eine neue Hauptlinie der Kriegspsychologie gegeben, nämlich: Die religiöse Seite dieser hochgespannten Begeisterung. Es soll nicht verkannt werden, daß diese Ideenrichtung in den vorhandenen Kriegsreden, Kriegsbetrachtungen und verschiedenartigen Essays zum Ausdruck gekommen ist, allein es fehlt vielfach an Klarheit der Gedankengruppierung. Die „Psychologie des Krieges" muß mit der religiösen Disposition der Psyche ernstlich rechnen und sich mit ihr gewissenhaft nach Licht und Schatten auseinandersetzen. Es ist nicht genug, wenn auf diese oder jene religiöse Aeußerung hingewiesen wird, vielmehr müßten unter der richtigen Wertung des seelsorgerisch gesammelten Materiales folgende Einzelfragen beantwortet werden:

a) Welche Forderungen stellt die Religion überhaupt an die individuelle Opfergesinnung im Kriege, insbesondere welche Einzelbetätigung erheischt sie?

b) Welche Religion ist allein imstande, für diese Forderungen eine dauerhafte Grundlage in der Seele zu schaffen und zwar unter welchen Grundbedingungen?

c) Wie hat die christliche Welt- und Lebensauffassung für diese seelischen „Grundbedingungen" zielbewußt und erfolgreich vorgearbeitet und wie gestaltet sich ihre Universalstellung zum Kriege überhaupt?

d) Welchen Anteil haben die einzelnen Konfessionen an den Opfern, die der Krieg allgemein erheischt, und welchen Wertmesser gibt hier die „Psychologie des Krieges" für die verschiedenen Bekenntnisse ab? Wiederum muß die Statistik unter Mithilfe der „experimentellen Psychologie" hier die Hauptarbeit leisten, und die Kriegspsychologie wird und muß vorurteilslos gerade in diesen Problemen Licht und Schatten verteilen. Bisherige Ansätze zu einer „Psychologie des Krieges" haben vor dem Kriege dies leider nicht immer getan, und es ist zu bekannt, wie die Psychologie etwa des 30jährigen Krieges, der Freiheitskämpfe diesen selber oft ein religiöses Gepräge gab, das ihnen vor dem Forum der objektiven Geschichtsforschung einfach nicht zukam. Wie sehr hier Vorsicht, Umsicht und selbsterhaltende Klugheit erforderlich ist, beweist schon die Erscheinung, daß man den Sieg der Werbekraft einer Idee zuschreiben möchte, wie Paul Ernst ihn dem kantischen Willens- und Befehlsgedanken zuschreibt. Solche Versuche sind einfache Entgleisungen und haben in der wahren Psychologie des Krieges kein Heimrecht. Es bedarf keiner Erwähnung, daß wir hiermit im Mittelpunkte der psychologischen Betrachtung des Krieges stehen, und daß nur eine logisch einwandfreie Verteilung aller Einzellinien das gewaltige Gebäude der Kriegspsychologie fundamentieren kann. — Für uns galt es, sie vorerst anzudeuten, um dann später Teil für Teil erschöpfend auszubauen. — Die psychologische Betrachtung der Individualpsyche beim Beginne des Krieges führt naturgemäß zur Nationalpsyche in ihrer völkischen Eigenart.

11. Die Nationalpsyche ist beim ausbrechenden Kriege durch die individuelle Geistesentfaltung bedingt und geht zur Entwicklung ihres höchsten Wollens und Könnens über. Der kritische Zug des Individuums überträgt sich auf das Volkstum in seiner völkischen Einheit und vor allem in seiner parlamentarischen Vertretung. Die Nation trägt in gewissem Sinne je nach dem Charakter ihres Regierungssystems einen beträchtlichen Teil der Verantwortung, und dieses Verantwortlichkeitsbewußtsein kommt in den mittelbaren und unmittelbaren Entschließungen und Kriegsverordnungen zur Geltung, wie die Vor-

gänge im Vaterlande beim Ausbruche des Krieges bekundeten. Da in diesen nationalen Aeußerungen mehr eine Stabilität vorliegt, das Walten eines einheitlich regierenden Geistes sich offenbart, so hat die psychologische Wertung nur insofern ein dankbares Arbeitsfeld, als die „Psychologie dieses gewaltigen Herrscherwillens" wertvollen Einblick in die Einzelmotive dieses Regierungswillens ermöglicht. Damit gelangen wir in das Reich der „Psychologie der Einzelpersönlichkeiten", wie es von der modernen experimentellen Religionspsychologie bereits mit Erfolg gelichtet und gepflegt wurde. Allerdings ist für diese Sonderprobleme der geeignete Zeitpunkt noch nicht gekommen; es können Einzelwerturteile gefällt werden, die im Gange der Ereignisse immer noch eine Modifikation erfahren werden. — Was die „Psychologie des Krieges" an wirklichen Werten bezüglich der Nationalpsyche gewinnen kann, liegt in anderer Richtung. So interessant die psychologische Erfassung und Würdigung von regierenden Fürsten, von Höchstkommandierenden, von einzelnen Offizieren und Soldaten ist, es bestätigt sich immer, was Schiller von Wallenstein sagt: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Die Nation wird wohl vertreten von ihren „Großen Männern", allein auch diese sind psychologisch meist nur in ihrer völkischen Eigenart vollwertig zu begreifen. Die Nationalpsyche erheischt vielmehr beim Ausbruch des Krieges folgende Einzelwürdigung:

a) Die gesamte Nation tritt für ihre eigene Sache als die des Vaterlandes ein. Die Parole lautet: Für Thron und Altar, für Eltern, Weib und Kind, für des Reiches Ehre, Macht und Größe. In dieser Ideenrichtung liegt ein neues Grundproblem der Kriegspsychologie: Die Einheit der Nation gegen den äußeren Feind. Inwieweit diese Grundlinie schon eine Würdigung gefunden hat, ergibt die vorhandene Kriegsliteratur, die freilich das Motiv des gerechten Krieges und seiner Folgerungen für die „Nationalpsyche" von verschiedenem philosophischen Standpunkte aus zu würdigen sucht. — Auch hier wird für obige Aufgabe eine Trennung der Geister erfolgen, und in den verschiedenen Stimmen der Parteien und Ideenrichtungen ist sie schon erfolgt, wenngleich mit Recht während des Krieges jede Auseinandersetzung unterblieb. Es taucht hierbei das Problem der Psychologie des „Burgfriedens" auf. Läßt sich dieser Burgfriede unter den religiösen und unter den parteipolitischen Bekenntnissen erhalten? Ist eine scharfe Normierung der Grundlagen für den Burgfrieden möglich vom national- und individuellpsychologischen Standpunkte aus? Ferner: Welche Forderungen stellt dieser Burgfriede? Die „Psychologie des Krieges" hat gerade nach dieser Seite ein dank-

bares Arbeitsfeld und wird eine wissenschaftlich einwandfreie Scheidung der irenischen und polemischen Elemente in der gesamten Nation bewirken. Auch in dieser Fundamentalarbeit wird sie unterstützt durch die psychologischen Forschungen über die völkischen Eigenheiten, über die Stammesdifferenzen innerhalb der einzelnen Gaue, nicht minder über die historische Entwicklung der verschiedenen Teile der gesamten Nation. Hier tritt die Kulturgeschichte der einzelnen Stämme, die Geschichte ihrer Traditionen und religiösen und politischen Entfaltungen auf den Plan. Ein vollgerütteltes Maß von Einzelfragen ist zu lösen, vorzüglich kommen folgende Teilprobleme zum Vorschein:

α) Welches ist die kriegerische Vergangenheit des einzelnen Stammes innerhalb der Nation, und welche Phasen der politischen Gestaltung sind bis zur Einverleibung in die Gesamtnation zu verzeichnen?

β) Welche Verschmelzung nach der sozialpolitischen, religiös-ethischen Seite ist aufzuweisen, und welche Früchte hat das nationale Zusammenarbeiten gezeitigt?

Auch nach dieser nationalpsychischen Seite erwachsen mannigfaltige Sonderprobleme, je nachdem die verschiedenen politischen und völkischen Bestrebungen in den Mittelpunkt der psychologischen Erörterungen gerückt werden.

b) Mit elementarer Wucht tritt alsdann folgende neue psychologische Grundlinie in den Vordergrund der Forschung: Welchen Einfluß wird der Krieg in seinem Entstehen, in seinem Fortgang und in seinen Begleiterscheinungen auf die völkisch-nationale, sowie auf die sozial-politische Konstellation der Bürger haben? Wir können dieses Problem bezeichnen als das der „Fernwirkung des Krieges". Vorerst läßt sich im Hinblick auf die Lehre vergangener Kämpfe noch gar nicht ermessen, welche psychologischen Einzelprobleme hier wieder möglich sind. Die verschiedenen Presseäußerungen, besonders die hier und da einsetzende Polemik ist nicht imstande, brauchbare Motive für diese Grundlinie der Psychologie des Krieges zu gewinnen. — Wie gesagt, können wir nur scharf gezeichnete Umrisse geben; „die Psychologie des Krieges" wird mit minutiöser Gewissenhaftigkeit das System auch nach dieser Seite ausbauen, um abschließende wissenschaftliche Arbeit zu leisten. Erwähnt seien in Hinsicht auf das Verhalten der Nationalpsyche beim Ausbruche des Krieges noch folgende wichtige Erscheinungen:

c) Die Nation in ihrer Gesamtheit sucht den Schein des Rechts und gerechten Krieges unter allen Umständen für sich in Anspruch zu nehmen. Wer in der glücklichen Lage ist, ohne Umwege überzeugende

Motive für dieses Bestreben aufzuführen, dem ist dieses Recht und dieses Bemühen ohne weiteres einzuräumen. — Allein das Recht kann in seiner gesamten Wucht nur auf einer Seite sein; infolgedessen ist die „Psychologie des Krieges" gezwungen, sich in den Ideengang der im Unrecht und für eine ungerechte Sache kämpfenden Nationen zu versenken, um in wahrheitsliebender Zeitforschung diesen Nationen den untrüglichen Spiegel des Rechts und der Gerechtigkeit vor die Augen zu halten. Allerdings ist dieser psychische Pfad ein Dornenweg; denn er hat ein fast undurchdringliches Gestrüpp von Vorurteilen, Entstellungen, falschen, oft lügenhaften Berichten durchzuhauen, er hat die Oberschicht einer entarteten Wahrheitswürdigung zu entfernen, um den Sinn des feindlichen Landes für Recht und Gerechtigkeit allmählich wieder zu schärfen. Es kommt die „Psychologie der Vorurteile," wie letztere im Kriege an der Tagesordnung sind, zum Vorschein und die Pionierarbeit, die sie der späteren Geschichtsforschung leistet, ist von epochemachender Bedeutung. Daran reiht sich ein neues Ideengebiet mit psychischem Einschlage:

d) Die Beeinflussung der Individualpsyche durch die Tendenzen der Nationalpsyche. Auch hier können wir das Problem nur andeuten, indem wir einer besonderen Abhandlung es überlassen müssen, herauszuarbeiten, wie „die öffentliche Meinung" manches Individuum aus dem Geleise ruhiger Erwägungen herausbringt. Diese „Psychologie der öffentlichen Meinung" ist ein wesentlicher Bestandteil der Kriegspsychologie, und je nach dem Gange der Zeitereignisse wird sie verschiedene Metamorphosen durchmachen. — Werden Siege gemeldet, so wird die Nationalpsyche an Mut und Entschiedenheit wachsen, kommen Niederlagen vor, so muß die kühn voranstrebende Individualpsyche die Depression der völkischen Psyche zu verscheuchen suchen. Auch hier findet die bewährte experimentelle Psychologie ein dankbares Arbeitsfeld, indem aus den elementaren Volkskundgebungen sich die Eigenheiten der Nationalpsyche am besten eruieren lassen. In jedem Falle sind die Preßberichte, die impulsiven Volksäußerungen und Urteile über einzelne Feldherrn und Heeresgruppen, über die Zeitereignisse, über außerstaatliche und innere Umwälzungen von größtem Werte, und die Psychologie des Krieges empfängt das Echo des Zusammenwirkens von Volks- und Individualpsyche. Wir könnten hier bereits von einer Psychologie des Krieges und der Niederlage sprechen. Damit kommen wir aber

II.

auf die Psychologie des fortschreitenden Krieges. Diese ist kürzer zu fassen als die Psychologie des ausbrechenden Krieges, da manche Erscheinungen in letzterer mit der des fortschreitenden Kampfes gemeinsame Züge haben. —

Trotzdem erweitert sich diese Psychologie, da die wechselvollen Bilder des Krieges konstante Grundlinien aufweisen. Wir können nur einige psychologische Verzweigungen anführen, in denen die Psyche des Individuums und des Volkstums in Aktion treten. Da haben wir zunächst eine „Psychologie der Feldschlacht und des Stellungskrieges." Psychologisch-ethische Momente, die man aus den früheren Kriegen kaum kannte, nicht einmal vermutete, hat der Weltkrieg mit seinen ausgedehnten Fronten uns gelehrt.

1. Die „Psychologie der Feldschlacht" geht auf die somatisch-psychischen Stimmungen der Kämpfenden und ihrer Führer ein. Sie wird auf experimentellem Wege die Stimmung vor dem Kampfe, in dem heißen Ringen und nach dem Sturme aus privaten Aeußerungen, aus Feldpostbriefen, aus den Generalstabsberichten und Augenzeugenschilderungen zu erfassen suchen. Sie wird das Maß der gesteigerten psychischen und physischen Kräfte besonders feststellen können, um so brauchbare Resultate für die rationelle und empirische Psychologie überhaupt zu gewinnen. Auch hier tritt „die Psychologie der religiösen Geistesrichtung" wieder in ihre Rechte. Die Frage lautet: Welchen Einfluß übt die religiöse Gesinnung auf den Soldaten unmittelbar vor dem Kampfe aus? Für diesen Teil der „Psychologie des Krieges" haben wir bereits gute Vorarbeiten in den bekannten Kriegspredigten und religiösen Kriegsbetrachtungen. Zu wünschen wäre eine klare Herausarbeitung folgender Einzelprobleme:

a) Welche religiöse Stimmung weckt der fortschreitende Krieg überhaupt in dem im Feld stehenden Soldaten? Welche dauernden Werte birgt in seiner Psyche die beim Ausbruche des Krieges einsetzende religiöse Erneuerung? Wie stellt er sich zu den höchsten Lebens- und Religionsfragen bezüglich Gott, Vergeltung, Unsterblichkeit der Menschenseele usw.? Wie harmoniert sein religiös-ethisches Empfinden mit den an ihn gestellten Forderungen? Geht das religiöse Leben im Kampfgebiete Hand in Hand mit seiner religiösen Erziehung und Gewöhnung in der Jugend, und welchen positiven oder negativen Einfluß üben auf ihn die Mitkämpfenden mit ihren verschiedenen religiösen Anschauungen? Es ist die Tatsache nicht von der Hand zu weisen, daß wir es hier wiederum mit einem interessanten Problemenkomplex zu tun haben, und jedes Einzelproblem in seiner restlosen Lösung einen wichtigen Beitrag zur Kriegspsychologie liefert.

b) In gleicher Weise geht „die Psychologie des Krieges" näher ein auf die Modifikationen, welche durch die individuelle

Erziehung, die Lebensumstände, die Stellung im Heere und in der Gesellschaft an dem Kämpfer selbst hervorgerufen werden. Worin liegen die Vorbedingungen dafür, daß der eine Soldat tüchtiger ist als der Kamerad? Abgesehen von der körperlich-seelischen Konstitution kann die Differenz hervorgerufen sein durch die Erziehung, durch die Berufs- und Lebensstellung, durch die besondere Sorge um Heim und Haus, Weib und Kind u. s. f. Die Psychologie des Krieges muß auf alle diese psychischen Faktoren näher eingehen und geduldig das zerstreut liegende spröde Material sammeln. Auch des Gegners und seiner Leistungen im Schlachtfelde muß sie gerecht werden, denn es handelt sich hier um „Allgemeinwerte" der „Psychologie des Krieges". Ein neues Problem gesellt sich hinzu:

c) die Stimmung des Soldaten im Kampfe; nennen wir es einfach „die Psychologie des Kampfes". Dieses Thema ist zu schwierig, um vorerst auch nur mit Erfolg in Angriff genommen werden zu können. Der einzelne Soldat weiß oft trotz der intensivsten Teilfragen oft nicht anzugeben, welche Gesinnung ihn beseelte, wenn es zum Sturmangriff ging, wenn der Augenblick des Angriffes erwartet wurde, wenn die Wut des Trommelfeuers sich gelegt hatte. Es ist ein Stück harter Forschungsarbeit, auf diesem psychologischen Zweiggebiet ein von Tatsachen erhärtetes Urteil zu gewinnen, und nur die gemeinsame Arbeit vieler orientierter Beobachter ist imstande, auf diesem Gebiete das dürre Einzelmaterial zu einem wirkungsvollen Gesamtbild zu vereinigen. — Ebenso wichtig wie dieses psychologische Teilproblem ist

d) jenes: Wie beurteilt nach dem Kampfe der Soldat seine eigene Arbeit? Wie schätzt er sein ruhmvolles Mitringen im Rahmen der Gesamtleistung ein? Auch hier ist die psychologische Forschung mit Vorsicht zu üben, weil störende Faktoren im individuellen Intellekt und Willensvermögen des Kämpfers manche Trübung des einschätzenden Urteils im Gefolge haben können. Hier ist wiederum das Zeugnis von Freund und auch das vom Feinde nach Möglichkeit, — wenn letzteres auch mit Vorsicht — zu befragen, und das Werturteil allseitig zu stützen. — Darüber an anderem Orte mehr.

2. Die Psychologie des fortschreitenden Krieges bleibt nicht auf dem heißumstrittenen Schlachtfeld stehen; sie geht in den Schützengraben, in das Etappengebiet, in die Reservestellungen und sucht hier in der Individualpsyche nach Sondererscheinungen. Manche ernste Fragen vom sozialen, nationalen und religiös-ethischen Standpunkt tauchen dort auf. „Die Psychologie des Krie-

ges" ist verpflichtet, hier Licht und Schatten gerecht und motiviert zu verteilen. Die „Psychologie des Schützengrabens" wird vor allem interessante Streiflichter auf die starke Psyche des einzelnen Mannes werfen. Ungezählte Einzelfragen drängen sich hervor; die Psychologie der Entbehrungen, der äußersten Anstrengungen körperlicher und geistiger Natur. Die Geschichte der Willensstärke wird hierbei eine ansehnliche Bereicherung erfahren. Welche religiösen Aeußerungen und Wünsche offenbart der Schützengraben? Wie bekundet sich das Heimweh in Feldpostbriefen, in der Poesie des Schützengrabens, in den lebendigen mündlichen Schilderungen? Also: „Psychologie des Heimwehs". („Die Vöglein im Walde, die singen so wunderschön; in der Heimat gibt es ein Wiedersehn.") Auch das Leben des Soldaten in der Etappe und in der Reservestellung ist reich an psychologisch-wertvollen Einzelmomenten, und nur die angestrengteste Sammelarbeit wird in der zeit- und kriegsgeschichtlichen Würdigung der „Etappe" wichtige Bausteine für die „Psychologie des Krieges" sammeln. Auch wird sie manches schiefe Urteil, das sich die Volksstimme nicht ganz ohne Grund über die Etappe gebildet hat, auf das rechte Maß seiner Berechtigung zurückführen. — Ein hartes Problem stellt der fortschreitende Krieg, nämlich:

3. das des Feld- und Heimlazaretts. Wie die Würdigung des auf dem Schlachtfelde sterbenden Helden reich ist an psychologischen Einzelzügen, wie die „Psychologie des Heldentodes" ein Eckbaustein der „Psychologie des Krieges" überhaupt ist, so redet das Lazarett im Felde und in der Heimat eine ernste, oft markerschütternde Seelensprache. Das Wehklagen der Leicht- und Schwerverwundeten, die Tränen der Angehörigen, die bangende Angst um das gefährdete Leben eines Vaters, eines Gatten, Bruders oder Freundes, alle diese wehevollen Bilder des Lazarettes enthalten ungeahnte psychologische Werte. Der enge Raum verbietet es uns, sie auch nur in den Hauptzügen aufzuzählen. Da haben wir ein Problem der Verwundetenfürsorge im Roten Kreuz und in privaten charitativen Vereinigungen; es begegnet uns die religiöse Weihe des Christentums in der Sorge für die leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit, eine unübersehbare Reihe von Einzelmomenten, die stets auf Schritt und Tritt die herrlichsten Offenbarungen der individuellen und völkischen Psyche im Gefolge haben. Diese psychologisch-ethischen Werte auf religiös-

humaner Basis sind aus den unmittelbaren Beobachtungen zur Genüge bekannt. — Aus den vielen Einzellinien zur zeitgemäßen Psychologie des tobenden Weltkrieges sei

4. noch „die Psychologie der Kriegsgefangenschaft" erwähnt. Die Bitterkeiten, Entbehrungen, die Härten und Grausamkeiten, die trotz internationaler Abmachungen vorkommen, dokumentieren oft in erschreckendem Maße die Ausartungen der Nationalpsyche, wie wir es aus glaubwürdigen Berichten über das Los unserer deutschen Gefangenen in Rußland und Frankreich nicht selten erfahren. Auch auf diesem psychologischen Neuland heißt es zuvörderst, einwandfreies Material sammeln und aus den offiziellen und halboffiziellen Aktenstücken später ein psychologisches Gesamtbild der „Psychologie der Kriegsgefangenschaft" zu erhalten. Damit kämen wir

5. auf die Nationalpsyche während des fortschreitenden Krieges näher zu sprechen. Schon unter I. hatten wir einige charakteristische Eigenschaften von ihr hervorgehoben; erwähnt seien nur die inneren sozialen Sorgen um den wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt im engeren Vaterlande. Auch da hat die „Psychologie des Krieges" uns neue Erkenntnisse gebracht, und vom völkischen Geiste ist der Beweis erbracht, daß er in Zeiten ernster Gefahren zu den höchsten Leistungen befähigt ist. — Der Kontakt zwischen Individual- und Nationalpsyche wird von Tag zu Tag offenkundiger; der Krieg wird zum Lehrmeister des Individuums und der Nation. Worin diese pädagogische Bedeutung des Krieges und seiner Psychologie besteht, haben wir früher schon einmal gezeigt. Hier käme noch hinzu, daß der Krieg ein wesentlicher Faktor in der nationalen Erziehung ist, d. h. das Volk zum ernsten sozial-nationalen und ethisch-humanen Handeln erzieht. Das Problem der pädagogischen Bedeutung des Krieges hat naturgemäß einen stark psychologischen Einschlag, und die verschiedenen Würdigungen, die diese pädagogische Stellung des Weltkrieges außerhalb der christlichen Welt- und Lebensanschauung gefunden hat, dürften wohl wenig Erfolg bringen, da nur im Christentum ein dauernder Erfolg selbst der Kriegserziehung gewährleistet ist. —

III.

Damit schließen wir vorerst die skizzenhaften Darbietungen. Sie sollen nur eine zeitentsprechende Anregung zu der so zeitgemäßen „Psychologie des Krieges" geben. — Wir konnten nur die Probleme kurz

fixieren und dabei immer nur die Hauptprobleme, die Grundlinien der „Psychologie des Krieges“ stärker hervorheben. Wir sind uns wohl bewußt, daß die Hauptarbeit noch geleistet werden muß, allein trotzdem lohnt es die aufgewandte Mühe, auf die Probleme einheitlich hingewiesen zu haben. Von der „Psychologie des Krieges“ wird die Zeit- und Kriegsgeschichte, die rationelle und empirische Seelenforschung selbst den größten Nutzen haben. Vor allem wird eine Wahrheit von neuem in ihrem alten bewährten Glanze leuchten, nämlich: Die Welt- und Lebensanschauung des Christentums wird allein in dem Urteile der „Psychologie des Krieges“ bestehen können. Damit aber wird diese Wissenschaft von der „Psychologie des Krieges“ zu einem apologetischen Faktor erster Ordnung. Das abgeschlossene System der „Psychologie des Krieges“ wird erneut den Sieg des christlichen Glaubens und Lebensgedankens über eine Welt von Feinden manifestieren; in der Tat: „In hoc signo vinces!“ *„Τούτῳ νίκα!“*

Volksvereins-Verlag GmbH., M.Gladbach

Der Sozialismus in Deutschland. Von Dr. Otto Müller. I. Teil: Bis zum Erfurter Programm. ℳ 2.50

Der „wissenschaftliche" Sozialismus die Grundlage der Sozialdemokratie. Von Dr. Ludwig Nieder. 20 Pf.

Sozialdemokratie und Religion. Eine Untersuchung der sozialdemokratischen Praxis und Theorie. Von Dr. F. Meffert. 50 Pf.

Sozialdemokratische und christliche Sittenlehre (Arbeit.-Bibl. 16). 40 Pf.

Sozialistische Ethik, Kommunismus, Christentum. Von Dr. Franz Meffert. ℳ 2.70

Mammonismus und seine Überwindung. Eine sozial-ethische Studie. Von Anton Heinen. ℳ 1.60

Sozialismus — Solidarismus. Von Anton Heinen. ℳ 1.80

Krisis in der Sozialdemokratie. Von Joseph Joos. 1911. ℳ 1.—

Die Konfession der sozialdem. Wählerschaft. Von Dr. A. Klöcker. ℳ 3.—

Die sozialdemokratische Frauenbewegung in Deutschland. Von Joseph Joos. 1912. ℳ 1.—

Die sozialist. Jugendbewegung in Deutschland. Von J. Kipper. 60 Pf.

Fraktionsspaltung und Parteikrisis in der deutschen Sozialdemokratie. Tatsachen und Tendenzen. Von Dr. Richard Berger. ℳ 1.40

Die deutsche Sozialdemokratie im dritten Kriegsjahr. Von Dr. Richard Berger. ℳ 1.90

Zur Würdigung der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik. Von Prof. Dr. Hitze. Kritik der Bernhardschen Schrift: Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. ℳ 1.60

Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung (Antworten auf sozialdemokratische Schlagwörter 4. Heft). 25 Pf.

Skizze der Arbeiterfrage und der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik. Von Prof. Dr. Hitze. 50 Pf.

Der erste politische Streik im Deutschen Reich. 25 Pf.

Die russische Revolution. Von Dr. Richard Berger. 60 Pf.

Die revolutionäre Sozialdemokratie (Vortragsskizze 42). 20 Pf.

Zur Frage der Sozialisierung (Vortragsskizze 46). 25 Pf.

Staatsbetrieb oder Privatbetrieb. Von Dr. P. Beusch. ℳ 1.50

Aufgaben der Bürger beim Wiederaufbau des Staates (Vortragsskizze 51). 20 Pf.

Im Geiste des Solidarismus. Zum Aufbau der neuen Gesellschaft. ℳ 1.50

Das Betriebsrätegesetz. Von Dr. Heinr. Brauns. ℳ 3.—

Die Großstadt und ihr Einfluß auf Welt- und Lebensauffassung. 20 Pf.

Großstadtprobleme. Von Dr. Ludwig Nieder. 45 Pf.

Staatsbürger-Vorträge. 2. Heft: Die deutsche Sozialdemokratie. Die christlich-nationale Arbeiterbewegung. Aus Deutschlands Wirtschaftsentwicklung. ℳ 1.20

Eine wahre Fundgrube für Vortragsstoffe

bieten die

Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren.

Gesamtverzeichnis seit ihrem Bestehen steht auf Wunsch zur Verfügung.

Einzelpreis jeden Heftes nur **Mk. 0,85** einschließlich Zusendungsgebühr. Aeltere Hefte geben wir zu billigeren Preisen ab.

Inhalt der drei letzten Jahrgänge:

37. Band (1918).

Heft 1: **Die neuen Sterne und die biblischen Weissagungen vom Weltenende.** Von M. Müller.

Heft 2: **Griechenland und die Neugriechen.** Von Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Jules Ferry und die französische Schulgesetzgebung.** Von P. H. J. Terhünte S. J.

Heft 4—6: **Der Ordensgedanke und seine Entwickelung in der anglikanischen Kirche.** Von Urban Zurburg.

Heft 7—8: **Die Freimaurerei.** Von Dr. Klemens Löffler.

Heft 9—10: **Die Germanenseele einst und jetzt** von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B. in Sarnen (Schweiz).

Heft 11: **Der Geburtenrückgang im deutschen Volke, seine Entstehung und seine Bekämpfung** von Dr. med. L. Lünnemann, San.-Rat in Bad Driburg.

Heft 12: **Das deutsche Volkslied unserer Feldgrauen.** Von Pfr. Reisner.

38. Band (1919).

Heft 1—2: **Das Nationalitätsprinzip und die Nationalitätsprobleme des Weltkrieges.** Von Prof. Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Religion und Bühne.** Von Theodor Hüpgens.

Heft 4—5: **Rom seit 1870. Bauliche Umgestaltung und Verwüstung der ewigen Stadt. Pflege der in kirchlicher Obhut verbliebenen Denkmäler und Kunstschätze.** Von Dr. Jos. Massarette.

Heft 6: **Otto Willmann.** Ein Lebensbild von Dir. Dr. Seidenberger.

Heft 7: **Der Kampf auf der deutschen Ackerflur 1914—1918.** Von Dr. Albert K. Franz.

Heft 8: **Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten.** Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche von Professor Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Graz).

Heft 9: **Die Musikpflege im neuen Deutschland.** Von Musikdirektor Edmund Joseph Müller.

Heft 10—11: **Der deutsche Friede.** Aus der Geschichte der Friedensbestrebungen. Von Tony Kellen.

Heft 12: **Der Imperialismus.** Von Professor Dr. Kl. Löffler.

39. Band (1920).

Heft 1: **Die Frau und der Sozialismus.** Von Dr. Ernst Breit.

Heft 2: **Der Zionismus und die Zukunft des Heiligen Landes.** Mit einem Anhang über die deutschen Ansiedlungen in Palästina. Von Professor Dr. Kl. Löffler.

Heft 3: **Zum Schulkompromiß von 1919.** Von Theodor Rüther.

Heft 4: **Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten.** Ein Beitrag zum Kampfe gegen die drei schlimmsten Volksseuchen. Von Dr. med. H. Moeser.

Heft 5: **Sozialismus, Christentum und Kirche.** Von Dr. Ernst Breit.

Zu beziehen durch den

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Oct. 9, 1920
Sever Fund
P Germ 250.1.2

Frankfurter
Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.
Herausgegeben von Dr. Ernst Breit.

Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 7.20, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Diaspora und Bonifatiusverein

Von

Desiderius Breitenstein, O. F. M.

April 1920 XXXIX. Band 7. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

Unser Heiliger Vater Benedikt XV.

Ein Lebensbild von Prälat **Dr. Anton de Waal,**
† Rektor des Campo Santo bei St. Peter und
apostolischer Protonotar.

Mit Bildnis Sr. Heiligkeit und 18 Einschaltbildern, meist nach Sonderaufnahmen des päpstlichen Hofphotographen in Rom, sowie mit einer Nachbildung des Wahlspruches Sr. Heiligkeit.

Preis: geheftet **Mark 5.20,** vornehm gebunden **Mark 11.70** einschließlich Zusendungsgebühr.

Die eigenartige, durch den Weltkrieg vor unseren Augen so bedeutend herausgewachsene Persönlichkeit des Hl. Vaters **Benedikt XV.** muß **jeder gebildete Katholik** kennen lernen. Lebensgeschichte und Entwickelungsgang des Papstes hat der **in der ganzen katholischen Welt** wohlbekannte, leider inzwischen verstorbene Rektor des deutschen Campo Santo in Rom wie kein Zweiter im vorliegenden Buch geschrieben. **Papst Benedikt XV. hatte die Gnade, dem Verfasser für seine Arbeit persönlich Belehrungen zu erteilen. Der Wert des Buches wird hierdurch noch bedeutend erhöht.**

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages durch alle Buchhandlungen oder den Verlag

Breer & Thiemann, Hamm.

Diaspora und Bonifatiusverein.

Von Desiderius Breitenstein, O. F. M.

Das Jubelfest des hl. Bonifatius hat die Augen unseres katholischen Volkes wieder mit Nachdruck auf die Diaspora hingelenkt. Die Not in der Diaspora wächst von Jahr zu Jahr. So war es auch schon früher. Was aber früher fehlte, ist die Kenntnis, das Wissen um unsere armen Glaubensbrüder in der Heimat. Wir waren über die religiöse Lage unserer äußeren Missionen besser unterrichtet als über die Entwicklung der katholischen Kirche in dem eigenen Lande. Das ist bedauerlich und schädlich zugleich; bedauerlich, weil die Glaubensbrüder unserer helfenden Liebe doch am nächsten stehen müssen; schädlich, weil die Vernachlässigung der Katholiken in den andersgläubigen Gegenden auf die Dauer nachteilig auf die Gesamtstellung der katholischen Kirche in Deutschland wirken würde. Die Kenntnis der Diaspora und das Interesse für sie ein wenig zu fördern, hat sich dieses Heft der Frankfurter Broschüren zur Aufgabe gestellt.

1. Die konfessionelle Gliederung unserer Bevölkerung.

Die Quellen, die uns ein Urteil über die konfessionelle Zusammensetzung unseres Volkes ermöglichen, bilden in erster Linie die statistischen Erhebungen des Reiches und der Einzelstaaten. Seit 1915 ist auch von kirchlicher Seite eine Zentralstelle für kirchliche Statistik eingerichtet worden.

Eine Zählung nach den Religionsverhältnissen der Bevölkerung ist staatlicherseits seit dem 1. Dezember 1910 nicht mehr vorgenommen worden. Die beiden Volkszählungen von 1916 und 1919 haben die Religion der Reichsangehörigen nicht erfragt. Leider kann die kirchliche Statistik als Ersatz und Ergänzung für den augenblicklichen Stand der Bevölkerung nicht herangezogen werden, weil die Kriegsverluste noch nicht in Abzug gekommen sind, die Zahl der Nichtkatholiken in den Diasporagegenden nicht zuverlässig erfaßt worden ist, endlich auch die Angaben über die katholische Bevölkerung wenigstens bezüglich der Diaspora nicht genau sind. Denn viele Diasporageistliche wissen nicht, wieviele Katholiken in ihren Riesenbezirken wohnen; sie müssen sich wieder an die öffentlichen Stellen wenden, was oft unterblieben ist. Darum werden im folgenden überall die Zahlen von der letzten staatlichen Volkszählung (1910) verwandt.

Am 1. Dezember 1910 betrug der Prozentsatz der Katholiken an der Gesamtbevölkerung 36,6 %. Das Endresultat der neuesten Volkszählung ist noch nicht bekannt gegeben. Krose berechnet die Gesamtbevölkerung des Reichsgebietes in seinem Umfang vor

Inkrafttreten des Friedensvertrages auf 65 Millionen.[1]) Diese Zahl ist der von 1910 ungefähr gleich. Durch den Krieg hat sich die Anteilziffer der katholischen Bevölkerung wesentlich verschoben und zwar zu unsern Ungunsten. Durch die Kriegsverluste sind wir Katholiken relativ viel stärker mitgenommen worden als der nichtkatholische Bevölkerungsteil; wenigstens können die scharfsinnigen Untersuchungen von R. E. May in dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" nicht achtungslos beiseite geschoben werden.[2]) Der Grund liegt in der gesteigerten Militärtauglichkeit der Landbevölkerung. Zwei Drittel der Katholiken wohnen an Orten mit weniger als 20 000 Einwohner.

Die schwersten Verluste verursacht der katholischen Kirche in Deutschland aber der Friedensvertrag. Wir verlieren Elsaß-Lothringen mit 1 428 343 Katholiken, die Provinz Posen mit 1 422 238, die Provinz Westpreußen mit Ausnahme von kleinen Teilen von Marienburg und Marienwerder (die zum Abstimmungsgebiet gehören) mit 882 695 Katholiken; das sind zusammen annähernd 3¾ Millionen (3 733 267). In den Gebieten, in welchen nach dem Friedensvertrag eine Abstimmung für oder gegen Deutschland erfolgen muß, wohnen auch noch über 1 900 000 Katholiken. Bezüglich der 1 700 000 Katholiken des vorherrschend katholischen Oberschlesien scheint das Resultat der Abstimmung nicht zweifelhaft zu sein. Wenigstens trugen die letzten Gemeinderatswahlen überwiegend polnischen Charakter. Oestlich der Weser würden wir damit in Zukunft mit Ausnahme der Neißer Gegend nur noch eine große Diaspora haben. Der Prozentsatz der katholischen Bevölkerung beträgt nur noch 33,9, nach dem Verluste von Oberschlesien und der übrigen Abstimmungsgebiete gar nur noch 30.

Auch in Preußen sieht unsere Lage bedrohlich aus; denn dieser Bundesstaat wird durch die Vertragsbestimmungen am empfindlichsten heimgesucht. Preußen zählt 14 581 829 Katholiken und 25 583 390 Nichtkatholiken. Die Anteilziffer der katholischen Bevölkerung macht 36,3 % aus. Preußen verliert in Posen und Westpreußen zusammen 2 304 933 Katholiken. Die katholische Bevölkerung wird nur noch 33,7 % ausmachen. Geht uns Oberschlesien auch noch verloren, so fällt der Prozentsatz der Katholiken auf 30,6 %. Welch ungünstige Nachwirkungen für uns dieser Verlust in der Preußischen Landesversammlung bei Erledigung der kulturellen Fragen haben wird, liegt auf der Hand.

Was bleibt also an katholischem Altbesitz? Bayern, Baden, die preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen sind überwiegend katholisch. In Württemberg beträgt der katholische Bevölkerungsteil 30,3 %. In seinem südlichen und östlichen Teil (Donau- und zum größten Teil der Jagstkreis) ist es aber ganz katholisch. Hessen hat 31,0 % Katholiken — Rheinhessen bildet aber eine fast ganz katholische Provinz —. Alles übrige

[1]) K. H. 8 (1918/19), 334. [2]) Ergänzungsheft 13.

in Deutschland ist überwiegend andersgläubig. Wir nennen es Diaspora, weil die Katholiken nur bis zu einem Drittel der Bevölkerung vertreten sind. Die Religionskarte der Diasporagegenden Deutschlands ergibt folgendes Bild. Der Prozentsatz der Katholiken beträgt

in Schaumburg-Lippe 1,5 %, in den thüringischen Kleinstaaten 1,7 % (Reuß ä. L.) — 4,7 % (S.-Weimar), in Mecklenburg 3,3 %, in Lübeck 3,4 %, in Lippe 3,9 %, in Waldeck 4,6 %, im Freistaate Sachsen 4,9 %, in Hamburg 5,0 %, in Braunschweig 5,2 %, in Bremen 7,9 %, in Oldenburg 22,2 %;

in den preußischen Provinzen: Pommern 3,2 %, Schleswig-Holstein 3,3 %, Brandenburg (ohne Berlin) 7,3 %, Berlin 11,7 %, Sachsen 7,5 %, Hannover 13,7 %, Ostpreußen 14,9 %, Hessen-Nassau 28,2 % (nur die Regierungsbezirke Cassel und Wiesbaden sind ganz und gar Diaspora).

Die Diaspora ist also äußerst dünn mit Katholiken bevölkert. In Preußen sind über ein Gebiet von 6 Provinzen mit 19 597 684 Einwohnern 1 582 285 Katholiken zerstreut. Sie machen also in diesem Gebiet 8,0 % der Einwohnerschaft aus.

Der Begriff Diaspora hat in sich viele Abstufungen und Grade. Bestimmende Faktoren sind die Ausdehnung des Gebietes, die Anteilziffer der Katholiken den Nichtkatholiken gegenüber, endlich die öffentliche Stellung, welche die konfessionelle Minderheit im Staatsleben besitzt. Sehr ungünstig stehen unter diesen Gesichtspunkten die Katholiken der thüringisch-sächsischen Diaspora da. Das Gebiet ist sehr ausgedehnt, der Prozentsatz der Katholiken äußerst gering, die Zahl der Nichtkatholiken ihnen gegenüber hoch, die Stellung der Katholiken im Staatsleben aber sehr benachteiligt. Obwohl die drei ersten Momente für die Katholiken in der nördlichen preußischen Diaspora ebenfalls vollauf zutreffen, so haben diese doch ein etwas erträglicheres Los, weil die kirchenpolitische Gesetzgebung Preußens nicht solche Härten aufweist wie die der sächsischen Staaten.

Der Begriff Diaspora darf nicht rein schematisch auf das Verhältnis der Katholiken zu der Gesamtbevölkerung wie 1 : 3 beschränkt werden. Vielmehr müssen wir überall dort, besonders in Großstädten, Diaspora erblicken, wo die katholische Bevölkerung ein Drittel der Gesamtbevölkerung wohl übersteigt, aber doch als Minderheit im öffentlichen Leben bedeutungslos und ohne Einfluß ist. Gemeint sind da besonders einzelne, sehr stark gemischte Großstädte im Westen und Süden Deutschlands.

Nehmen wir alle Momente zusammen, so verstehen wir unter katholischer Diaspora Minderheiten katholischer Konfession innerhalb einer andersgläubigen Gemeinschaft.[3])

[3]) Krose beschränkt den Begriff Diaspora auf Minderheiten, die sich in ehemals rein protestantischen Territorien gebildet haben; vgl. K. S. 6, 364. Der Begriff erscheint zu eng gefaßt, denn dadurch werden Diasporaneubildungen in früher überwiegend katholischen Ländern nicht erfaßt, wie Krose auch selbst zugibt.

Woher kommt diese territoriale Zerrissenheit unseres Volkes inbezug auf seine Religion? Wer hat die Katholiken mitten unter Andersgläubige hinausgeführt?

Die Entstehung der Diaspora hängt einmal mit der Reformation zusammen, vor allem aber mit der neuzeitlichen wirtschaftlichen Entwickelung. Die Rechtsformel in der Reformationszeit: „Cujus regio, ejus religio", schuf bei der Kleinstaaterei Deutschlands oft mitten in protestantischen Ländern kleine katholische Inseln. Die übergroße Mehrzahl der Diasporagemeinden hat sich aber durch Zuzug von außen gebildet. So bestehen sämtliche katholische Diasporagemeinden des Erzgebirges bis tief nach Sachsen hinein aus böhmischen Katholiken, die die aufblühende Industrie Sachsens hereinrief.[4]) Die katholischen Gemeinden in den thüringischen Kleinstaaten rekrutieren sich größtenteils aus Bayern und Eichsfeldern. In Pommern bilden zugewanderte Polen meist den Stamm der katholischen Gemeinden. Wie Diasporagemeinden sich bilden, sehen wir heute besonders noch in unsern Industriegebieten.

Die Entwicklung ist noch längst nicht abgeschlossen. Im Gegenteil! Andauernd greift die Diaspora tief hinein in unsere Landesteile und führt Tausende von Beamten, Studenten und Dienstboten daraus hinweg und beherbergt sie jahrelang in ihren Grenzen. Der infolge des unglücklichen Kriegsausganges stark eingetretene Arbeitermangel auf unseren sächsischen und ostelbischen Gütern hat Tausende von katholischen Arbeitslosen aus dem Westen herbeigerufen.

2. Das Diasporaproblem.

Bei einem solch konfessionell zerrissenen Volke tauchen für die Katholiken ganz neue Probleme auf, sowohl für ihre kirchliche Versorgung, als auch für ihr persönliches Glaubensleben. In Gegenden mit reicher katholischer Bevölkerung sind alle Vorbedingungen für eine volle Entfaltung der kirchlichen Organisation gegeben: geschlossene, nicht allzuausgedehnte Gemeinden, würdige Gotteshäuser, ausreichende seelsorgliche Kräfte, katholische Schulen, religiöse Standesvereine und Laienhilfe. Diese Vorbedingungen fehlen in der Diaspora in weitem Maße. Und in dem Grade, in dem sie fehlen, ist die erhaltende und erneuernde Kraft der kirchlichen Einrichtungen gelähmt. Hier liegt *ein* Grund für die traurige Erscheinung, daß das religiöse Leben in der Diaspora vielfach nur verkrüppelte und verkümmerte Triebzweige zeigt.

In der *ländlichen* Diaspora sind das Kreuz der pastorellen Versorgung die Riesenausdehnung der Pfarrbezirke, der Mangel eigener Kirchen und die traurigen Schulverhältnisse. Durchwandern wir einmal die sächsische Diaspora. Der Pfarrbezirk Plauen erstreckt sich über 50 evangelisch-lutherische Parochien.

[4]) Die katholischen Pfarreien Annaberg und Chemnitz bestehen bis zu 80 % aus böhmischen Katholiken.

Südöstlich von Plauen beginnen schon die Seelsorgsbezirke des Erzgebirges: Adorf, Aue, Annaberg, Marienberg. Wohl 150 km könnte man wandern über Berg und Tal, und doch träfe man nur fünf Bezirke an. Die Katholikenzahl ist äußerst karg verteilt. Die Pfarrei Annaberg mit der Filiale Bärenstein, die höchstgelegene im Erzgebirge (642 m), hat einen Umfang von 27 × 38 km. Ueber 13 Städte und 63 Dörfer sind 3800 Katholiken zerstreut. Bis Februar 1919 mußte ein einziger Geistlicher den Riesenbezirk verwalten. Den Katholiken steht — Bärenstein hat wohl einen Geistlichen, aber noch keine Kirche, keine Schule, kein Pfarrhaus — als einzige Kirche das kleine Gotteshaus in Annaberg zur Verfügung, das nicht einmal 500 Personen faßt.

Noch ungünstigere Verhältnisse herrschen in dem Nachbarbezirk Aue. 5000 Katholiken von 33 Ortschaften hatten bis 1913 keine Kirche. Mehrstündige Eisenbahnfahrt brachte sie erst zur nächsten Kirche in Zwickau oder Annaberg.

Steigen wir von den Bergen herab, so finden wir keine besseren Zustände. Zu der ohnehin großen Stadtpfarrei Chemnitz I gehört noch ein Landbezirk von 161 Orten, in denen Katholiken zu versorgen sind.[5]) In diesen Orten wohnen etwa 7000 Katholiken.[6]) Zwischen Chemnitz und Leipzig (80 km) gab es für die dort wohnenden 3500 katholischen Industriearbeiter bis zum 1. August 1918 keine ordentliche Seelsorge. Von Leipzig wurde in letzter Zeit monatlich einmal Gottesdienst in dem südlich gelegenen Borna gehalten. Bis 1600 Kirchenbesucher und doch keine Kirche und kein Geistlicher! Welche Not!

Traurige Verhältnisse herrschen auch in dem östlichen Sachsen. Zu der Stadtpfarrei Meißen gehören die Katholiken von 279 evangelisch-lutherischen Parochien. Die von ihr abgezweigte Filiale Riesa umfaßt die Katholiken von 168 Orten. Diese Zustände setzen sich fort über Dresden, Pirna bis zur sächsisch-böhmischen Grenze. Am 29. August 1919 schrieb der Hochwürdigste Apostolische Vikar von Sachsen an den Bonifatiusverein: Mügeln-Heidenau, zwei zusammengehörende Fabrikorte an der Bahnstrecke Dresden-Pirna, zählen unter 12500 Einwohnern 1100 Katholiken. Zwischen Dresden und Pirna gibt es keine katholische Kirche oder auch nur Kapelle. Die Katholiken von 20 evangelisch-lutherischen Parochien dieses Bezirkes, ebenso die 2000 Katholiken von dem angrenzenden Müglitztale müssen Sonntags bis Pirna oder Dresden eine Strecke von 35 km zurücklegen und zwar in der Ueberzahl zu Fuß. Es gibt nur eine Kleinbahn, die für wenige in Betracht kommt. Eine solche Bahnfahrt verursacht im Jahre viele Unkosten, die nicht jeder tragen kann; denn es sind arme zugezogene Arbeiter aus Böhmen und Schlesien. Leicht begreiflich ist es, daß unter solchen Verhältnissen nur sehr wenige

[5]) Sächsischer Schematismus (Benno-Kalender 1920).
[6]) Bonifatiusblatt 1914, 150.

Katholiken ihre Sonntags- und Osterpflicht erfüllen, daß viele ganz ihrem Glauben verloren gehen.

Aehnliche Verhältnisse liegen in den übrigen ländlichen Diasporagebieten, in den thüringischen Kleinstaaten, in der Mark Brandenburg, vor allem aber in der nordischen Diaspora: Pommern, Schleswig-Holstein, Lüneburger Heide.

In der Diaspora sind also katholische Pfarrgemeinden oft so groß wie bei uns Regierungsbezirke; es gibt keine geschlossenen Gemeinden. Trotz der beispiellosen Ausdehnung haben die ländlichen Seelsorgebezirke im allgemeinen nur einen Geistlichen. Ohne Zweifel durchaus unzureichend! Die zu versorgende Seelenzahl ist mitunter schon zu hoch für eine einzige Kraft, dazu kommen aber noch die beschwerlichen, zeitraubenden Wege.

Suchen wir uns ein Bild von der praktisch möglichen seelsorglichen Tätigkeit in solchen Riesenbezirken zu machen. Sonntags wird Gottesdienst am Kirchorte sein, vielleicht ein bis zweimal im Monat auf irgend einer äußeren Station. So ist für die 3000 Katholiken in Mügeln-Heidenau und im Müglitztale einmal im Monat Gottesdienst von Dresden aus. Durchschnittlich erscheinen 150 Personen. Alle übrigen müßten Sonntags 7 bis 8 Stunden weit zur Kirche; sie tun es nicht und können es auch in den meisten Fällen nicht. Daß so vielen Diasporakatholiken nur selten Gottesdienst geboten werden kann, ist eine Zwangslage, es liegt wahrlich nicht an dem Geistlichen. Versetzen wir uns doch einmal in seine Lage. Der Arme hetzt sich fast zu Tode. Morgens geht es fort zur Taufe, zum Krankenversehen, zum Begräbnis, zum Religionsunterricht, bald hierin, bald dorthin, abends spät erst wieder heim. Ueberaus beschwerlich und entsagungsvoll sind oft diese apostolischen Fahrten. Ein bis zwei Stunden zu Fuß, dann wieder Bahnfahrt, dann wieder warten auf Anschluß, dann kein Unterkommen, dann vergebens gekommen, dann wieder nichts vorbereitet, trotz aller Widerwärtigkeiten immer freundlich sein und gefällig und geduldig, hier trösten, dort mahnen, dort mit äußerster Sanftmut verfahren, obwohl die Nerven manchmal bis zum Zerspringen angespannt sind. Der Priester gibt sich selbst die erdenklichste Mühe, findet aber vielfach nur Gleichgültigkeit, Interesselosigkeit Wahrhaftig, für die Hirtentätigkeit eines Diasporapfarrers trifft das Wort zu, das einmal einer prägte: Arbeiter nicht im Weinberge des Herrn, sondern in seinem Steinbruch!

Immerhin würde es ein Lohn sein sowohl für die aufreibende Arbeit des Geistlichen, wie für die Strapazen der weithergekommenen Katholiken, wenn ein ansprechendes, das Gemüt aufheiterndes Kirchlein beim Gottesdienst zur Verfügung stände. Aber damit sieht es oft unsäglich traurig aus. Am 10. Januar dieses Jahres kam noch aus der sächsischen Diasporagemeinde Weferlingen an den Bonifatiusverein die verzweifelte Schilderung des dortigen Pfarrers: Im untern Stockwerk meiner Wohnung befindet sich die Kapelle, in der 700 Katholiken aus 30 Orten Platz

finden sollen. Der Raum ist 10 m lang, 5 m breit und 3 m hoch. Infolge Schwamms bröckeln Wände und Decke andauernd ab. Der Altar ist schon mehreremale in den Boden gesunken. In diesem wintertags feuchten, im Sommer siedeheißen Raume stehen die Leute eng zusammengedrängt.

Und erst die „Gotteshäuser" auf den äußeren Stationen! Was man da nicht alles für „Kirchen" findet! Hier eine Scheune, dort ein ehemaliger Fabrikraum, da wieder eine Turnhalle, ein Schützenhaus, ein Zementboden, ein Kornspeicher, ein Wirtshaus, ein Tanzsaal, ein Privatzimmer. Ein Diasporapfarrer schildert einmal ein solches Gotteshaus: Ich gehe durch eine Gasse über einen kleinen Hof, in dem leere Flaschen und Bierfässer stehen, und komme zur „Kirche". Ein großer Tanzsaal mit Papiergirlanden in bunten, grellen Farben. Rings herum stehen Bänke, Tische und Stühle hoch aufeinander getürmt. Der Bühnenvorhang ist heruntergelassen. In der Mitte des Vorhanges eine riesenhafte Figur, darunter wird ein Heiligenbild, davor ein Altar gestellt, und die hl. Messe kann beginnen. Der neue Diasporageistliche, der zum erstenmal eine solche Kirche sah und zurückdachte an die schönen und großen Gotteshäuser der Heimat, schämte sich nicht, zu bekennen, daß ihm Tränen in die Augen gekommen seien über solch unwürdige Stätte.

In der großstädtischen Diaspora schauen wir dasselbe Elend, denselben Jammer, nur in andern Bildern. Die Katholiken haben dort zwar nicht so weite und schlechte Wege, aber der Mangel an hinreichenden Kirchen macht sich bei solchen Riesenansammlungen von Menschen besonders empfindlich bemerkbar. Denken wir nur an Frankfurt a. M.! Die Katholikenzahl wuchs von 88 000 (1900) auf 138 000 (1918). An Stelle der einen alten Stadtpfarrei sind jetzt sechs Pfarrbezirke getreten. Bei einer solch rapiden Zunahme der Bevölkerung mußten sich die Kirchen als durchaus unzureichend erweisen. Besonders ist das der Fall in Frankfurt-Sachsenhausen, wo für 17 500 Seelen nur eine kleine Kirche mit etwa 800 Knie- und Stehplätzen zur Verfügung steht. Dort soll die Bonifatius-Jubiläumskirche Abhilfe schaffen. Ein zweiter Grund für die religiöse Not der Diasporagroßstädte liegt in der Ueberlastung der Seelsorgsgeistlichkeit. Nach der letzten Statistik kommen an Seelen auf einen Geistlichen in Stuttgart 2400, in Hamburg 2800, in Frankfurt a. M. 3200, in Nürnberg 3500, in Hannover 3700, in Breslau 3800, in Berlin 4200. Eine solch hohe Seelenzahl mag wohl in einer vorherrschend katholischen Stadt, wo die ganze Umgebung günstige Vorbedingungen schafft, noch mit Erfolg zu pastorieren sein; in einer Diasporastadt aber ist unter solchen Verhältnissen eine durchgreifende seelsorgliche Pflege mit ausgedehnter Vereinsmöglichkeit nicht mehr möglich. Die kath. Gemeinde Charlottenburg zählt 30 000 Katholiken, darunter 3000 Volksschulkinder und 600 Schüler und Schülerinnen an höheren Lehranstalten. Die vier Hilfsgeistlichen, die dem

Pfarrer beigegeben sind, müssen wöchentlich 100 Religionsstunden erteilen; dazu kommen an jedem Sonntag für jeden Geistlichen zwei Predigten und Vereinsarbeit am Abend. Welche Zeit bleibt ihnen denn da für Hausseelsorge noch übrig!

So sieht die kirchliche Organisation in der Diaspora aus. Nicht aus der Fülle reicher Hülfsmittel kann hier organisiert werden, sondern die Not und die Dürftigkeit ist der Organisator. Darum ist alles so lückenhaft und unzureichend. Diese dürftig ausgebaute Organisation muß nun an Katholiken arbeiten, die vielfach schon lau und abgestanden sind, keinen Stolz auf ihren Glauben und kein katholisches Selbstbewußtsein mehr haben, die ganz unter dem Bann der lauen und schlechten Umgebung stehen. In einer kleinen Diasporastation der Provinz Sachsen saß ich an einem Sonntagmorgen im August am Fenster des hochgelegenen Pfarrhauses und wartete auf die katholischen Kirchenbesucher. Es dauerte nicht lange, da kamen auf der gegenüberliegenden Straße schwere Kohlenwagen gefahren; drüben auf den Feldern zogen bunt gekleidete Schnitter aus, zwei, vier, fünf, bald hier eine Gruppe, bald dort. Die große benachbarte protestantische Kirche wurde Sonntags nicht von 80 Gläubigen besucht. Man hat das Arbeiten auf den Gütern im Kriege Sonntags gelernt, und jetzt behält man es bei. Sonntag wie Werktag! Das Beispiel bleibt nicht ohne nachteiligen Einfluß auf die wenigen Katholiken. Im Herbst war im Erzgebirge die erste Mission in bescheidenem Umfange. Die Beteiligung war trotz des furchtbaren Schneesturmes gut. Aber es gab auch Katholiken, die dicht neben der Kirche wohnten und doch nicht kamen, die auf Allerheiligen, dem zweiten Missionstag, keine Kirche besuchten, weil die Evangelischen an diesem Tage auch arbeiteten, und weil über das katholische Kirchenlaufen bei den Andersgläubigen viel gespottet wurde. Wie sehr sich die religiöse Gesinnung unter solch schlimmen Einflüssen verkehren kann, zeigte folgender Vorfall. Ein an die achtziger Jahre zählender Greis verlangte die hl. Wegzehrung. Als der Pfarrer antam, war das erste Wort des alten Mannes, der doch schon mit einem Fuße im Grabe stand: „Nicht wahr, Herr Pfarrer, Sie geben mir doch auch etwas Geld?“ Daß der katholische Diaspora-Geistliche im Erzgebirge den armen Leuten von seinem ohnehin nicht übermäßig großen Gehalte einen sehr beträchtlichen Teil mitgeben muß, ist die Regel. Dieser Mann hatte zuerst an die leibliche Unterstützung gedacht und dann erst an seine Seele. Ein Schlaglicht in die religiöse Seelenverfassung manches Katholiken dort oben! Zu einer gewissen Großstadt in Sachsen gehören gegen 4—5000 Katholiken. Der Besuch der evangelischen Kirchen dortselbst ist sehr mäßig. Die Katholiken werden von der Gleichgültigkeit miterfaßt. An einem Sonntage im Oktober sah ich nicht 120 Kirchenbesucher im Hochamt; dabei waren die Schwestern und Kinder des dortigen Kinderheims mitgerechnet. Solche Beobachtungen können auch nicht auf die Katholiken, die immerhin noch einigen guten Willen haben, ohne Einfluß bleiben. Gerade

in der sächsischen Diaspora hat die Revolution auf das religiöse Leben verheerend gewirkt.

So scheint in der Diaspora alles sich zusammenzutun, um die kirchliche Versorgung der Katholiken ungemein schwierig und entsagungsvoll zu gestalten. Die Seelsorgstätigkeit in der Diaspora ist wirklich ein Problem, dessen Lösung noch viel Zeit und Mühe beanspruchen wird, das aber doch wegen der beispiellosen jährlichen Verluste an Katholiken zur schleunigen Lösung drängt.

3. Diaspora und Staat.

Eine bedeutende Verschärfung erhält das Diasporaproblem durch die kirchenpolitische Gesetzgebung der einzelnen Bundesstaaten. Heute befinden wir uns auf gesetzgeberischem Gebiet in einer Neuordnung. Die Richtlinien sind schon in der Reichsverfassung grundgelegt. Wie die Sondergesetzgebung der einzelnen Länder ausfallen wird, wissen wir noch nicht. Um aber unsere Diasporaverhältnisse, wie sie geworden sind, verstehen zu können, dürfen die bis jetzt in Kraft stehenden kirchenpolitischen Gesetze der Bundesstaaten nicht übergangen werden In Betracht kommen hauptsächlich Preußen, Sachsen, die thüringischen Staaten, Braunschweig und Mecklenburg.

Preußen besitzt unter den eigentlichen Diasporaländern noch die entgegenkommendste kirchliche Gesetzgebung. Wir finden zum Teil recht erträgliche Bestimmungen über Neueinrichtung von Pfarreien, über Anstellung der Geistlichen und ihre Wirksamkeit, über die Vermögensverwaltung der Kirche, auch noch über die Einrichtung von öffentlichen Konfessionsschulen bei katholischen Minderheiten; aber die Handhabung dieser Bestimmungen in der Praxis hat vielerorts bis heute nicht nur sehr berechtigte Klagen veranlaßt, sondern Erbitterung bei den Katholiken gestiftet Das gilt in erster Linie für das Schulgebiet.

Nach dem preußischen Schulunterhaltungsgesetze von 1906 (§ 39) kann die Errichtung einer eigenen Schule seitens der konfessionellen Minderheit von der politischen Gemeinde gesetzlich gefordert werden, wenn die Zahl der Kinder in fünf aufeinanderfolgenden Jahren in Landgemeinden bis 5000 Einwohnern mehr als 60 betrug. Trotz dieses gesetzlichen Forderungsrechtes der Katholiken zählte der Abgeordnete Marx 1913 in der Germania allein für das Diasporagebiet der Brandenburger Delegatur (Brandenburg und Pommern) 42 Gemeinden auf, die mehr als 60 katholische Kinder aufweisen — 17 überschreiten sogar 100 — und doch keine öffentliche kath. Schule besitzen. Diese Spezialuntersuchung von Marx findet ihre Stütze auch in der letzten amtlichen Schulstatistik.[7]) Danach zählte die Provinz Pommern auf dem Lande 4310 katholische Schulkinder, von denen aber nur 996 katholische Schulen besuchten. In der Provinz Brandenburg lebten 12 980 katholische Kinder auf dem Lande; nur 4039 waren

[7]) Preußische Statistik 1911.

katholisch eingeschult. Wenn wir demgegenüber die Zahlen von der evangelischen Diaspora in Rheinland und Westfalen heranziehen, so springt sofort der Unterschied in die Augen. In der Rheinprovinz lebten auf dem Lande 122 157 evangelische Schulkinder; 117 858 besuchten eigene Konfessionsschulen. Im Regierungsbezirk Münster gab es 27 379 evangelische Landschulkinder; 26 803 gingen in evangelische Schulen. Marx zählt 70 überwiegend katholische Gemeinden aus den verschiedensten Gegenden Preußens auf, von denen 8 Gemeinden eine evangelische Schule schon bei einer Kinderzahl von 1—10 errichteten, 27 Gemeinden bei 10—20, 30 bei 20—40 Kindern.

Noch einmal sei hervorgehoben, daß die Gesetzgebung an sich keine Härten gerade gegen die katholische Minderheit enthält; diese werden vielmehr erst durch das wenig entgegenkommende Verhalten der ausführenden Organe geschaffen. Diese Organe trifft die Schuld, wenn nach derselben amtlichen Statistik 79 256 katholische Kinder evangelische Schulen besuchten, während von den evangelischen Kindern 17 754 einer katholischen Schule zugeteilt waren; dabei überwiegt die Zahl der evangelischen Schulkinder die der katholischen um 1 221 180. Diese ausführenden Organe trifft die Schuld, wenn in 6333 evangelischen Schulen für die dort eingeschulten 27 799 katholischen Kinder kein besonderer Religionsunterricht durch katholische Lehrer eingerichtet ist, während das gleiche nur für 1796 kath. Schulen mit 5134 evangelischen Kindern zutrifft. Diese Organe trifft die Schuld, daß wir Katholiken selbst dort Privatschulen unterhalten müssen, wo uns wegen der hohen Kinderzahl ein gesetzliches Forderungsrecht auf eine öffentliche Schule zusteht. Neben der Imparität im preußischen Beamtentum hat gerade die Intoleranz auf dem Schulgebiete die Lage der beiden größten Konfessionen in der Vergangenheit sehr zugespitzt.

In den andern Diasporabundesstaaten ist die Gesetzgebung und Verwaltungspraxis gegen die Kirche bis in die neueste Zeit hinein oft geradezu kleinlich und hart.

Im Freistaate Sachsen wurde das allgemeine weltliche Hoheitsrecht zu einem gesetzlich ausgesprochenen Oberaufsichtsrecht auch in innerkirchlichen Angelegenheiten. Bekannt ist uns, daß bis zur Revolution Ordensmitglieder nicht zugelassen waren; sogar Mitglieder von kranken- und kinderpflegenden Orden durften nur einzeln und mit allzeit widerruflicher Genehmigung und unter Aufsicht des Staates ihre Tätigkeit ausüben. Die Bevormundung der kirchlichen Behörden in rein kirchlichen Angelegenheiten war mitunter geradezu beleidigend.

Das gesetzlich geforderte Plazet ist sogar im Kriege noch geltend gemacht worden. Bei dem gemeinsamen Hirtenschreiben der Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands von Allerheiligen 1917 mußten auf Verfügung des Kultusministeriums zwei Stellen, die von der drückenden Ausnahmegesetzgebung gegen einige katholische Orden sprachen, bei der öffentlichen Verlesung unterbleiben.

Was die Bestimmung über die Zulassung von Ordensleuten angesichts der Kirchen- und Priesternot in der Diaspora in der Vergangenheit bedeutete, bedarf keines weiteren Kommentares.

Die Intoleranz im Wortlaut des Gesetzes ist durch seine praktische Ausführung den zerstreut wohnenden Katholiken gegenüber in einer Weise überboten worden, daß man von einer Vergewaltigung der elementarsten Rechte sprechen muß. Das geschah besonders bei Neueinrichtung von katholischen Gottesdiensten.

Coswig und Umgebung zählen gegen 500 Katholiken; die nächste Kirche (Meißen) liegt 13 km entfernt. Im benachbarten Weinböhla findet monatlicher Gottesdienst statt. Wegen der hohen Zahl beantragten die Katholiken Coswigs 1917 die Einrichtung von monatlichem Gottesdienst in Coswig auf ausschließliche Kosten der Katholiken. Das evangelische Kultusministerium verneinte die Dringlichkeit des Bedürfnisses. Nach einem heftigen Sturm in der gesamten deutschen Presse, nicht nur der katholischen, trat das Kultusministerium mit dem merkwürdigen Vorschlage an die geistliche Behörde heran, man solle die 12 Gottesdienste in Weinböhla so teilen, daß 6 davon auf Coswig entfielen. Eine solche Zumutung lehnte die geistliche Behörde entschieden ab.

In Meißen richteten 1917 das katholische Pfarramt, eine Anzahl katholischer Vereine und hervorragender Persönlichkeiten eine Eingabe an das Kultusministerium, um die Genehmigung der Niederlassung von drei Borromäerinnen zu erwirken, zwei für eine zu errichtende Kinderbewahranstalt und eine für Gemeindekrankenpflege. In Meißen wurde festgestellt, daß 117 schulpflichtige und 17 kleinere katholische Kinder infolge der Arbeit der Mutter sich selbst überlassen waren. Am 20. November 1917 ist aber die Eingabe „mangels des Bedürfnisses" abgewiesen worden. In einer neuen Eingabe machte man darauf aufmerksam, daß die Protestanten in Bautzen auch evangelische Pflegerinnen verlangt hätten. Am 17. April 1918 wurde das Gesuch erneut abgewiesen, weil „religiöse Anregungen von einer Diakonissin auch gegeben werden könnten, ohne die konfessionelle Verschiedenheit hervorzuheben."

Nicht geringer Schaden erwächst der katholischen Kirche in Sachsen aus der Schulgesetzgebung. Das Volksschulwesen ist grundsätzlich konfessionell geordnet. Preußen gegenüber besteht aber hier der gewaltige Unterschied, daß die konfessionelle Minderheit eine besondere Schule auf öffentliche Kosten niemals fordern kann, auch wenn die Zahl ihrer Kinder in die Hunderte geht. Infolgedessen mußte in Sachsen wegen Mangels an katholischen Schulen über ein Drittel der katholischen Kinder evangelische Schulen besuchen. 1912 waren 3465 katholische Kinder ohne schulplanmäßigen katholischen Religionsunterricht. Nun enthält aber das sächsische Schulgesetz die Bestimmung: „Kinder sächsischer Staatsangehörigen, die bis zum 12. Jahre keinen katholischen Religionsunterricht genossen haben und auch nach dem 12. Jahre den evangelischen weiter besuchen, „haben in der protestantischen Konfession zu

verharren." Wie oft ermöglichen aber die örtlichen Verhältnisse keinen katholischen Religionsunterricht für die gesamte Schulzeit der Kinder! Katholische Eltern verlieren somit das Bestimmungsrecht über die religiöse Erziehung ihrer Kinder.

Nach der Revolution ist der Freistaat Sachsen mit unglaublicher Intoleranz gegen das bestehende Schulwesen vorgegangen. Um den Art. 174 der Reichsverfassung für Sachsen unwirksam zu machen, brachte die Volkskammer mit den sozialdemokratischen Stimmen gegen sämtliche bürgerliche Parteien am 22. Juli 1919 (also 3 Wochen vor Inkrafttreten der Reichsverfassung) das sogenannte Uebergangsschulgesetz durch, das im § 4, 1 bestimmt: „Die Volksschulen sind als allgemeine Schulen für alle Kinder des Schulbezirkes ohne Unterschied des Vermögens und der Religion einzurichten. Religionsunterricht wird in der allgemeinen Volksschule nicht mehr erteilt (§ 2, 2)." Nun entsteht der juristische Zwiespalt: die Regierung vertritt die Meinung, in Sachsen sei die durch das Uebergangsschulgesetz geschaffene Lage „die bestehende Ordnung" (o. h. die Simultanschule). Die Katholiken und ein Teil der Protestanten bekämpfen aber heftig diese Rechtsauffassung mit der Begründung, daß ja das gesamte Schulwesen noch de facto konfessionell sei, und daß darum die Auffassung der Regierung gegen die Reichsverfassung verstoße, nach der es bis zum Erlaß eines Reichsschulgesetzes bei der bestehenden Ordnung verbleiben soll. An 6 Orten fielen die katholischen Schulen diesem neuen Kulturkampf zum Opfer. Mit Ostern dieses Jahres scheint aber ein neuer heftiger Kampf zu entbrennen, denn am 20. Dezember gab der Schulausschuß Dresdens bekannt, daß die Anmeldung katholischer Kinder für Ostern 1920 an städtischen Volksschulen zu geschehen habe. Da die Katholiken keinen Abgeordneten in der Volkskammer haben, so schließen sich jetzt die fast überall bestehenden katholischen Elternräte zu einer energischen Opposition zusammen. Der Ausgang des Kampfes in Dresden wird wahrscheinlich ausschlaggebend sein für das ganze Land.

Die thüringischen Kleinstaaten stehen dem stammverwandten Freistaate nicht nach. Die Grundgedanken der sächsischen Kirchengesetzgebung finden sich hier überall wieder. Allerdings weist die Verwaltungspraxis nicht in allen thüringischen Kleinstaaten dieselbe Härte auf. Nur Reuß j. L. hat im Kriege noch einmal gezeigt, daß der alte kulturkämpferische Geist nicht erloschen ist. Von Kriegsanfang an übernahm nämlich der katholische Pfarrer von Gera in 7 Lazaretten (später in 12) vollständig unentgeltlich die Seelsorge. Da die gehäuften pfarramtlichen Aufgaben eine geregelte religiöse Versorgung der Lazarette bald unmöglich machten, bewilligte im Mai 1916 das Kriegsministerium einen Lazarettthilfsgeistlichen. Weil derselbe ein Ordensmann war (Redemptorist), verpflichtete der Vorstand der Reußischen Kultusabteilung den katholischen Pfarrer von Gera durch Unterschrift, daß der Lazarettgeistliche keinerlei Zivilseelsorge ausüben dürfe. Dabei weiß der Pfarrer vor übermäßiger Arbeit nicht genügend

Zeit zu gewinnen. In ganz Reuß gibt es nur eine Pfarrei mit 5000 zerstreut wohnenden Katholiken. Sonntags doppelten Gottesdienst oft bis 1 Uhr! 16 Religionsstunden die Woche, dabei verantwortlicher Leiter der katholischen Privatschule mit 150—200 Kindern!

Sachsen-Weimar hat ebenfalls einen neuen Schulkampf heraufbeschworen. Die Regierung beseitigte durch einen Erlaß vom 14. März l. J. das Recht der Mitwirkung der kirchlichen Behörde bei Anordnung und Ueberwachung des Religionsunterrichtes. Der scharfe Protest der Bischöflichen Behörde in Fulda schwächte die Verordnung in etwa ab. Gegen die willkürliche Kürzung des Religionsunterrichtes auf 2 Stunden wöchentlich konnte aber bis heute noch nichts erreicht werden.

Braunschweig ist wohl von allen Diasporastaaten am gehässigsten gegen alles Katholische aufgetreten. Bis 1908 durften auswärtige (d. h. nicht braunschweigische) Geistliche nicht einmal in Notfällen ohne Strafverfall kirchliche Handlungen vornehmen. Selbst das Lesen stiller hl. Messen in Gegenwart dritter Personen seitens auswärtiger Priester war gesetzlich unstatthaft. Eine solch ausgeprägte Knechtung erfuhr die katholische Kirche nicht einmal in den thüringisch-sächsischen Staaten. Die fast unglaubliche Einschränkung der im § 211 der Landesverfassung garantierten freien öffentlichen Religionsübungen wird geradezu zur Gewissensnot in unvorhergesehenen Fällen. Braunschweig ist territorial zerrissen. In Notfällen ist es unmöglich, den stundenweit wohnenden zuständigen katholischen Priester in Anspruch zu nehmen. Die Katholiken müssen ohne Sakramente sterben, weil selbst den angrenzenden preußischen Geistlichen jahrelang jede seelsorgliche Aushilfe in Notfällen vom Staatsministerium untersagt war.

Mit welch häßlicher Unduldsamkeit die Behörden den Ausbau der katholischen Seelsorge im Herzogtum zu unterbinden suchten, davon hat die Presse in den letzten Jahrzehnten genug Beispiele gebracht. Bei der Beurteilung einer solch unfreundlichen Haltung seitens der Regierung beachte man wohl, daß nicht finanzielle Bedenken maßgebend sein konnten, denn die Katholiken haben in Braunschweig bei Neuerrichtung von Gottesdiensten keinerlei Forderungsrecht auf Unterstützung von Staat oder Gemeinde.

In Mecklenburg, den Hansastädten, Lippe und Waldeck finden wir ziemlich gemäßigte Sonderbestimmungen für die Katholiken.

Die Hemmungen für die Tätigkeit der katholischen Kirche, die aus derartigen Landesgesetzgebungen herausgewachsen sind, liegen in den Gesetzen selbst, noch mehr aber in ihrer Ausführung. Besonders verderbenbringend hat es gewirkt, daß manche Staatsregierung sich selbst in dringenden Fällen jahrelang weigerte, den Katholiken die Abhaltung von Gottesdiensten und die Neuerrichtung von ständigen Seelsorgestationen zu erlauben. Das religiöse Leben wurde dadurch gewaltsam unterbunden; denn

die schweren Opfer, die die weiten Wege und teuren Eisenbahnfahrten erforderten, vermochte nicht jeder Katholik zu bringen. Der religiösen Gleichgültigkeit wurde damit Tür und Tor geöffnet.

Noch in einer anderen Hinsicht hat die Landesgesetzgebung der katholischen Kirche in ihren Fortschritten ungeahnte Schwierigkeiten bereitet, nämlich in der Kostenfrage, in der Aufbringung der Kosten für den Unterhalt des Geistlichen, der Kirche, besonders aber der Schule. In sehr vielen Bundesstaaten bleibt die katholische Kirche in ihren Einrichtungen, einschließlich der Schule, ganz auf sich angewiesen. Die in Frage kommenden Staaten sind früh der Reformation anheimgefallen. Die katholische Kirche konnte entweder kein Besitzrecht aus dem Normaljahr 1624 herleiten, oder die wenigen Besitztümer sind ihr noch durch die Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts verloren gegangen. Unrecht geschah den Katholiken dadurch, daß fast ausnahmslos bei Neueinrichtung von Gottesdienst und Schulunterricht in der staatlichen Genehmigungsurkunde ein Recht auf staatliche oder kommunale Zuschüsse ausdrücklich ausgeschlossen wurde, obwohl Staat wie Kommune aus den öffentlichen Kassen die evangelische Landeskirche samt ihren Schulen, zu denen doch auch die Katholiken als Untertanen beisteuern mußten, in liberaler Weise unterstützten. Nicht einmal das Recht, Kirchensteuern zu erheben, hat die Kirche in einigen Bundesstaaten trotz wiederholter Beantragung erhalten, so daß oft gerade die geldkräftigen, aber aus Gleichgültigkeit fernbleibenden Katholiken nicht herangezogen werden können. Diese volle Rechtsungleichheit, die den Katholiken doppelte Schul- und bis zu einem gewissen Grade auch doppelte Kirchenlasten auferlegt, bestand bis in die neueste Zeit in Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß ä. L., Braunschweig und Mecklenburg-Strelitz.

Welche Unkosten aber eine Diasporagemeinde bringt, wie mühsam es ist, die nötigen Gelder herbeizuschaffen, in welch fortgesetzter Gefahr des Zusammenbruchs die Gemeinde ohne fremde Hilfe steht, davon kann fast jede Neugründung in der Diaspora erzählen. Die Kostenfrage ist in Wahrheit neben dem Seelsorgermangel der Angelpunkt des Diasporaproblems. Selbst bei ländlichen Verhältnissen sind die Kosten für die Mehrzahl der Gemeinden unerschwinglich. Wird aber die Kostenfrage in der Diaspora ungenügend gelöst, so ergeben sich Mängel, die das ganze seelsorgliche Wirken in Frage stellen können.

Als Kernsätze über das Verhältnis von Diaspora und Staat lassen sich wohl folgende herausschälen: Die katholische Kirche ist durch die unfreundliche Landesgesetzgebung in ihrem Fortschritt wesentlich gehemmt. Die Behandlung der Katholiken ist vielerorts kleinlich und wirkt erbitternd. Weil durch die neue Gesetzgebung noch weniger eine Beihilfe aus öffentlichen Mitteln zu erwarten ist, so ist die gedeihliche Fortentwicklung der katholischen Diaspora noch mehr als bisher zuerst in die Hände der Katho-

liken selbst gelegt. Der Weg der Selbsthilfe muß in weitem Maße beschritten werden. Recht und billig ist es wohl, vor jeder fremden Hilfe zuerst die der Pfarreingesessenen zu verlangen. Tatsächlich haben sich im Laufe der Jahre auch eine Reihe der Diasporagemeinden ganz und gar auf eigene Füße gestellt. Da aber die Gemeinden gewöhnlich in sehr bescheidenem Umfange entstehen, die wenigen Katholiken meist zugezogene Arbeiter, Beamte und Kleinbauern darstellen, und weil gerade die ersten Jahre nach der Gründung die Hauptunkosten verursachen, so erscheint der Zusammenschluß, die freiwillige Organisation der Glaubensgenossen in rein katholischen Gegenden zwecks Beihilfe als eine doppelte Notwendigkeit. Auf die Unterstützung einer solchen Organisation, wie sie uns im Bonifatiusverein entgegentritt, könnte gar nicht verzichtet werden, ohne den Bestand zahlreicher, ja der meisten Diasporagemeinden zu gefährden.

4. Die Mischehe in der Diaspora.

In der äußeren Entwicklung des kirchlichen Lebens haben wir viele hemmende Faktoren kennen gelernt: äußerst ausgedehnte Seelsorgebezirke mit weit zerstreut wohnenden Katholiken, Priestermangel, Kirchennot, unfreundliche und feindselige Haltung der staatlichen Organe. Die innere Entwicklung des kirchlichen Lebens in der Diaspora wird am meisten bedroht durch die Mischehe; denn geht durch sie der katholische Glaube zugrunde, so verliert die katholische Kirche mit dem katholischen Vater oder der katholischen Mutter nicht nur eine Person, sondern eine ganze Familie, Kinder und Kindeskinder.

Aus der Familie wächst nicht nur das leibliche Leben des Kindes hervor, sondern auch das geistig-religiöse. Darum hat die Kirche die Gründung der Familie, die Ehe, zu einem Sakrament erhoben. Die Mischehe kann wegen der Glaubensverschiedenheit der beiden Eheleute den Absichten der Kirche nicht gerecht werden. Sie gefährdet den katholischen Glauben sowohl des katholischen Eheteils, als auch der Kinder. In der Diaspora wächst diese Gefahr in dem Maße, als das Gaubensleben des Diasporakatholiken wichtiger Nährquellen, wie einer geordneten Seelsorge, katholischer Umgebung, entbehren muß, seine Betätigung obendrein meist mit ungewöhnlich hohen persönlichen Opfern verbunden ist.

Wir stehen nun in der Diaspora vor der merkwürdigen Erscheinung, daß die Mischehe durch die der Diaspora eigentümlichen religiösen Verhältnisse immer wieder gefördert wird, anderseits gerade die Mischehe die Hauptursache der empfindlichen Verluste in der Diaspora ist. Eine neue Seite des Diasporaproblems offenbart sich uns hier. Es dünkt uns wie ein Kaleidoskop. Immer neue Bilder, immer neue schwieriger zu lösende Aufgaben!

Einige statistische Zahlen sollen uns den ganzen Jammer aufdecken, den die Mischehe in der Diaspora hervorruft. Nach der

letzten staatlichen Aufstellung[8]) zählte das Deutsche Reich 278 208 Eheschließungen, davon 38 574 Ehen, bei denen ein Teil katholisch ist (13,9 %). Auf die beiden größten Diasporastaaten Preußen und Sachsen verteilen sich die Zahlen für 1915 folgendermaßen: Preußen 177 566 Eheschließungen, davon 25 244 Ehen (14,2 %), bei denen ein Teil katholisch ist; Sachsen 26 323 Eheschließungen, davon 1979 Ehen (7,5 %), bei denen ein Teil katholisch ist. Der Prozentsatz der rein katholischen Ehen gegenüber den Gesamteheschließungen beträgt aber in Preußen 26,5 %, in Sachsen nur 1,0 %.

In Sachsen sehen wir sofort den vollen verderblichen Einfluß ausgesprochener Diasporaverhältnisse auf die Eheschließungen. Ueber siebenmal so viel Mischehen als rein katholische Ehen! In Preußen erscheint das Verhältnis noch günstig. Die Zahlen geben aber kein objektives Bild, weil die katholikenreichen Provinzen Rheinland, Westfalen, Schlesien, Posen und Westpreußen miteingerechnet sind. Ganz anders wird das Bild, wenn wir die eigentlichen Diasporaprovinzen nach ihrer katholischen Bevölkerungsdichtigkeit folgen lassen. Von den gesamten Eheschließungen waren in

			rein kath.	gemischt kath.
Pommern	(3,2 %	Kath.)	1,5 %,	4,0 %
Schl.-Holstein	(3,3 %	„)	2,1 %,	8,2 %
Brandenburg	(7,3 %	„)	3,6 %,	12,7 %
Berlin	(11,7 %	„)	4,9 %,	18,4 %
Sachsen	(7,5 %	„)	3,4 %,	7,4 %
Hannover	(13,7 %	„)	8,4 %,	9,1 %
Ostpreußen	(14,9 %	„)	8,0 %	6,0 %

Vergleichen wir die Zahlen untereinander, so machen wir die Erfahrung, daß die Zahlen der Mischehen gegenüber den rein katholischen in dem Maße steigen, in welchem der Prozentsatz und die Dichtigkeit der katholischen Bevölkerung fällt. In Pommern, Schleswig-Holstein und Brandenburg ist die Mischehenziffer drei- bis viermal so hoch als die der rein katholischen Ehen, in Sachsen nur um das Doppelte. Die ganz katholischen Kreise Heiligenstadt, Worbis und Dingelstädt, teilweise auch Mülhausen üben hier einen günstigen Einfluß aus. In der Provinz Hannover ist das Verhältnis sehr erfreulich, weil die Hauptmasse der Katholiken dort in den ehemaligen Fürstbistümern Hildesheim, Osnabrück und Münster (zum Teil) zusammenwohnen. Dasselbe ist der

[8]) Die zuletzt veröffentlichten Zahlen vom Deutschen Reiche sind aus den Jahren 1915, die der Einzelstaaten von 1916. Die kirchliche Statistik bringt auch schon Zahlen über Mischeheschließung von 1916, 1917 und 1918. Aber die Zählungen weichen oft noch bedeutend von den staatlichen ab. So bringt die kirchliche Statistik für das Jahr 1915 32 072 Mischeheschließungen, von denen ein Teil katholisch ist, die staatliche hingegen 38 574. Der Grund liegt darin, daß den kirchlichen Stellen längst nicht alle Mischeheschließungen bekannt werden, zumal solche nicht, die sich nicht kirchlich trauen lassen.

Fall in Ostpreußen. Die meisten Katholiken wohnen in den katholischen ermländischen Teilen der Provinz Ostpreußen. Im Freistaate Sachsen ist das Verhältnis äußerst ungünstig, weil der katholische Bevölkerungsteil sehr gering ist und über das ganze Land verstreut wohnt. Bei Berlin steigt der Prozentsatz der gemischtkatholischen Ehen gewaltig in die Höhe. Wir befinden uns in der großstädtischen Diaspora. Das dem religiösen Leben nicht günstige Großstadtleben beeinflußt naturgemäß recht nachteilig die Zahl der Mischehen. Dieselbe Erfahrung machen wir in verkehrsreichen, industriellen Gegenden. Die Diaspora mit ländlichem Charakter steht ungleich vorteilhafter da.

Die Entwicklung der Mischehenziffer in den vorausgehenden Jahren muß uns für die Zukunft mit Sorgen erfüllen. Die Mischehen nehmen von Jahr zu Jahr zu. In den Jahren 1908 bis 1915 zählen wir im Deutschen Reich an Gesamteheschließungen

		davon waren Mischehen mit einem kath. Teil
1908:	500 620	44 579 (8,9 %)
1909:	494 127	44 090 (8,9 %)
1910:	496 396	46 295 (9,3 %)
1911:	512 819	47 961 (9,3 %)
1912:	523 491	50 399 (9,6 %)
1913:	513 283	49 915 (9,7 %)
1914:	460 608	51 287 (11,1 %)
1915:	278 208	38 574 (13,8 %)

Um das Gesamtbild für die uns gestellte Aufgabe zu erläutern, seien noch einige Zahlen aus der großstädtischen und ländlichen Diaspora hinzugefügt. Die Gegenüberstellung der beiden Provinzen Westfalen und Rheinland soll das Mischehenbild in der Diaspora noch klarer herausstellen. In den Diasporaprovinzen Preußens waren von den gesamten Eheschließungen:

	1912		1913		1914		1915		1916	
	rein kath. E.	gem. kath. E.	rein kath. E.	gem. kath. E.	rein kath. E.	gem. kath. E.	rein kath. E.	gem. kath. E.	rein kath. E.	gem. kath. E.
Pommern	1,3%	2,2%	1,4%	2,5%	1,4%	3,1%	1,5%	4,0%	—	4,4%
Schl.-Holstein	1,1%	5,5%	1,4%	5,5%	1,8%	7,2%	2,1%	8,2%	2,6%	8,3%
Brandenburg	3,5%	9,9%	3,2%	9,4%	3,2%	10,6%	3,6%	12,7%	5,4%	12,6%
Berlin	5,8%	15,7%	6,0%	15,5%	5,3%	16,8%	4,9%	18,4%	6,0%	17,8%
Sachsen	3,9%	5,4%	4,0%	5,6%	3,7%	5,5%	3,4%	7,4%	6,1%	6,8%
Hannover	10,2%	6,4%	10,2%	6,0%	9,5%	7,5%	8,4%	9,1%	8,7%	10,4%
Ostpreußen	11,0%	2,8%	10,9%	2,8%	8,9%	4,2%	8,0%	6,0%	9,2%	6,3%
Westfalen	44,8%	10,5%	44,6%	10,5%	43,4%	11,7%	39,5%	15,4%	40,1%	15,7%
Rheinland	61,4%	12,7%	61,3%	13,0%	58,2%	15,2%	56,9%	18,3%	57,8%	17,7%

Folgende Feststellungen ergeben sich aus der angeführten Statistik: Die Mischehen sind im fortgesetzten Steigen begriffen,

sowohl im Reiche, wie in den einzelnen Länderteilen. Trotz des sehr bedeutenden Rückganges der Gesamteheschließungen in den Jahren 1913—15 zeigen die Mischehen gegenüber den früheren Jahren ein sprunghaftes Emporschnellen. Das Mischehenbild im Reiche erscheint uns in seinen Grundzügen in der Diaspora wieder, nur präziser und weit besorgniserregender. Die aufgeführte Tabelle umfaßt über zwei Drittel unserer katholischen Diaspora. Von 1912 bis 1915 beobachteten wir eine Abnahme der Gesamteheschließungen, einen Stillstand oder Rückgang rein katholischer Ehen, aber eine andauernde Zunahme der Mischehen, besonders von 1914 auf 15. Die beiden zum Vergleiche herangezogenen Provinzen mit starker katholischer Bevölkerung weisen genau dieselben Erscheinungen auf und zwar noch in verstärktem Maße. Die Zahlenverschiebungen von 1915—16 lassen wieder eine Besserung erhoffen. Ob sie anhält, werden die nächsten Jahre dartun müssen.

Diese Wahrnehmungen drängen zu der Folgerung: Die Mischehenfrage ist ein Problem der katholischen Kirche im ganzen Reiche, nicht allein in der Diaspora. Die vorwiegend katholischen Gegenden stellen im absoluten Sinne die höchste Zahl von Mischehen, weil dort große Massen der verschiedenen Konfessionen zusammenwohnen. Die prozentuale Zunahme ist darum dort auch am größten. Trotzdem kann der Schaden, der unserer katholischen Kirche in Westfalen und Rheinland entsteht, mit den verderblichen Wirkungen in der Diaspora gar nicht verglichen werden; denn in der Diaspora bleiben die rein katholischen Ehen den Mischehen gegenüber fortgesetzt im Rückstande, weisen kaum eine Steigerung auf. Die Mischehen hingegen haben einen Vorsprung um das zwei-, drei-, ja vierfache, würden auch schließlich eine ganz und gar beherrschende, d. h. alles katholische Leben zersetzende Stellung einnehmen, wenn der rein katholische Bevölkerungsteil durch Zuzug nicht neue Kräfte erhielte. Eine Diasporagemeinde hat also immer weniger Hoffnung, einen Stamm guter Katholiken heranzuziehen, der das einzige zuverlässige Bollwerk des kirchlichen Lebens ist.

Die prozentuale Zunahme der Mischehen muß darum in der Diaspora viel folgenschwerer eingeschätzt werden als in katholischen Gegenden. Die Mischehen sind in der Diaspora wirklich ein Krebsübel am Mark des katholischen Lebens. Langsam, aber sicher werden alle gesunden Kräfte innerlich vergiftet.

Die blutigsten Wunden an dem Organismus der Diaspora wollen wir aufzudecken suchen.

Obenan stellen wir den Satz: Die Mischehen rauben unserer Kirche in der Diaspora jährlich Tausende von erwachsenen Katholiken und Kindern, die eigentlich unserer Kirche angehören müßten. Das Ausbreitungsgebiet der Mischehen ist schon an den größten Diasporagemeinden dargelegt. Ueber die Zahl der Kin-

der aus Mischehen besitzen wir von Preußen und Sachsen staatliche Erhebungen. Ihre Zahl betrug:

	1914	1915	1916
in Preußen:	65 749	50 716	39 544
in Sachsen:	6325	4648	3325

Wieviele gemischt katholische Ehepaare sich kirchlich trauen ließen, und wieviele Kinder aus den gemischt katholischen Ehen katholisch getauft wurden, darüber gibt uns die kirchliche Statistik Aufschluß. Von den 1916 geschlossenen Mischehen wurden in Preußen 35,6 % katholisch getraut, in Sachsen 11,0 %. Von den Kindern aus gemischt katholischen Ehen wurden 1916 in Preußen 46,0 % katholisch getauft, in Sachsen 17,0 %. Der Durchschnittssatz der katholischen Trauungen und Taufen für Preußen ist in der ländlichen Diaspora großen Schwankungen unterworfen. In der großstädtischen Diaspora wird er aber fast nirgends erreicht. Als Schlußergebnis tritt uns die sehr ernste Tatsache entgegen: Die Mischehen überwiegen in der Diaspora bedeutend die Zahl der rein katholischen Ehen, sie steigern sich von Jahr zu Jahr und zwar vielfach um das Doppelte. 60 bis 80 % aller Mischehen werden ohne kirchliche Trauung geschlossen. Zwei Drittel aller Mischehen-Kinder empfangen keine katholische Taufe.

Welches sind die Gründe für das Auftreten der Mischehen?

Die Mischehe ist ganz und gar ein religiöses Problem, das darin besteht, daß der Katholik seiner und seiner Kinder Glauben in Gefahr bringt, kraft seines Taufgelübdes aber verpflichtet ist, diese Gefahr zu beseitigen. Sowohl in der städtischen wie ländlichen Diaspora finden wir, daß gegen ein Drittel aller Mischehen sich katholisch trauen und ihre Kinder auch katholisch taufen ließ. Hieraus geht hervor, daß die Mischehe den Glauben des katholischen Teiles nicht grundsätzlich in Gefahr bringen muß; aber die andere Tatsache, daß zwei Drittel gegen ihre katholische Ueberzeugung handelten, beweist die Allgemeingefährlichkeit der Mischehe für unsern hl. Glauben. Der Grund, eine Mischehe einzugehen, liegt in der ländlichen Diaspora sehr oft in der Unmöglichkeit oder doch äußerst großen Schwierigkeit, eine Ehe mit einem geeigneten Glaubensgenossen zu schließen. Denken wir nur daran, daß in Pommern unter hundert Einwohnern nicht einmal 4 Katholiken wohnen. Der Diasporakatholik auf dem Lande kann meistens seinen Arbeitsort nicht nach Belieben ändern. Oft ist er Beamter oder Arbeiter und hat sich an Ort und Stelle ein kleines Besitztum erworben.

In der städtischen Diaspora treten diese Gründe in dem Maße zurück, als der katholische Anteil an der Gesamtbevölkerung bedeutend höher ist, die Katholiken auch nicht wie auf dem Lande so weit auseinander gerissen sind. Hinzu kommt vor allem, daß die Diasporakatholiken einer Stadt viel leichter den Arbeitsort ändern können, somit auch die Auswahl bei beabsichtigter Ehe haben.

Der Hauptgrund für das Eingehen einer Mischehe liegt aber zweifellos in dem Mangel katholischer Ueberzeugung, in der

religiösen Gleichgültigkeit, die religiöse Bedenken hinter individuelle Neigungen und wirtschaftliche Vorteile zurückdrängt. Das geht hervor aus den hohen Prozentsätzen nichtkatholischer Trauungen und Taufen. Da mehr als zwei Drittel aller Mischehen auf die städtische Diaspora entfällt, die Katholiken dieser Städte aber zum übergroßen Teile aus katholischen Gegenden zugezogen sind, so ist die Untergrabung oder Schwächung der religiösen Ueberzeugung zuerst auch in den städtischen Verhältnissen zu suchen. Im einzelnen ist es die Loslösung der eingewanderten Katholiken von der heimatlichen Tradition, die meistens einen stärkeren Halt bietet als Belehrung und Unterweisung. Die katholische Bevölkerung lebt vielleicht zudem in sehr mangelhaften Seelsorgsverhältnissen. Notdürftig erteilter Religionsunterricht und eine andersgläubige Schulerziehung vermögen aber kein festes Bollwerk gegen den verderblichen Einfluß des städtischen Lebens zu errichten. Gerade die Ungebundenheit des Stadtlebens richtet die Mehrzahl der vom Lande zugezogenen Katholiken religiös zugrunde.

Eine der tiefsten Quellen des Mischehenübels ist also volkswirtschaftlicher Natur, nämlich die Binnenwanderung. Die Berufsstatistik des Deutschen Reiches von 1907 gibt uns da interessante Einblicke.[9])

Berlin, Brandenburg und die Provinz Sachsen zählten 1907 6 608 606 Einwohner; davon waren geboren im Rheinland und in Westfalen 76 982, in Bayern und Elsaß-Lothringen 30 572, in Posen und Schlesien 597 588. 705 142 sind also in vorherrschend katholischen Gegenden geboren. Für Hannover, Schleswig-Holstein und die drei freien Reichsstädte stellen sich die Zahlen aus Rheinland und Westfalen auf 81 017, aus Bayern und Elsaß-Lothringen auf 18 030, aus Posen und Schlesien auf 87 220, zusammen auf 186 267. Im ehemaligen Königreiche Sachsen ist Posen und Schlesien mit 129 500, Bayern mit 35 000 vertreten. Gewiß sind diese nicht alle als Ausgewanderte aus den katholischen Gegenden zu betrachten. Vater und Mutter befanden sich vielleicht gerade für einige Zeit in diesen Diasporagegenden. Aber viele Eltern von denen, welche 1907 als in den aufgeführten Diasporagegenden geboren betrachtet wurden, sind zweifellos auch wieder zugewandert, sodaß die Auswanderung von Katholiken in nichtkatholische Gegenden immerhin einen hohen Prozentsatz behält.

Daß gerade in den Städten das Mischehenübel am größten ist, hat seinen Grund in der Wanderbewegung nach der Stadt. 1907 zählten wir im Deutschen Reiche an Dienstboten 1 239 957, davon waren zugewandert 1 032 888, und zwar vom Lande 774 697. In der Stadt hatten sich vom Lande eingemietet 540 220. Von der Arbeiterbevölkerung, besonders der industriellen, stammt der vierte Teil vom Lande.

---

[9]) Vgl. Beusch, Wanderungen und Stadtkultur. M.-Gladbach 1918, S. 33.

Welches sind nun die Gegenmittel?

Da der Hauptnährboden der Mischehen die religiöse Gleichgültigkeit ist, so muß vor allem diese bekämpft bezw. ihr Entstehen unmöglich gemacht oder doch sehr erschwert werden. Freilich kann das von außen allein nicht geschehen; aber der Durchschnittsmensch ist doch meist das Produkt seiner Lebensverhältnisse. **Für die gesamte Diaspora gibt es darum keinen andern Weg als Ausbau der Seelsorge.** Denn nur so kann das religiöse Fundament in dem Diasporakatholiken in einem Maß befestigt werden, daß es allen Belastungsproben standhält, die ihm die winkenden Vorteile einer Mischehe auferlegen. Um seines Glaubens willen wird der eifrige Katholik trotz der eingeschränkten Auswahl doch einen Glaubensgenossen zur Ehe nehmen. Muß er, durch die Verhältnisse gezwungen, eine Mischehe eingehen, so wird er nie die Trauung vor dem Religionsdiener eines andern Bekenntnisses zugeben, noch weniger die nichtkatholische Erziehung der Kinder.

In der **großstädtischen** Diaspora sind darum mehr Kirchen und mehr Priester nötig. Daneben muß ein organisiertes Vereinsleben geschaffen werden. Denn unser Gottesdienst und unsere Predigten reichen für eine erfolgreiche Pastoration in modernen Städten nicht mehr aus. Alle Stände müssen vielmehr in besonderen Vereinen geschult werden für den Kampf, der um unsere höchsten Güter überall entbrannt ist. Nach der neuesten Statistik kommen an Seelen auf einen Geistlichen in Stuttgart 2 400, in Hamburg 2 800, in Frankfurt a. M. 3 200, in Nürnberg 3 500, in Hannover 3 700, in Breslau 3 800, in Berlin 4 200. Eine solch hohe Zahl mag wohl in einer vorherrschend katholischen Stadt noch mit Erfolg zu pastorieren sein, in einer Diasporastadt ist das ohne ausgedehnte Vereinsarbeit wohl unmöglich.

In der **ländlichen** Diaspora müßten die Seelsorgsbezirke durch Neuerrichtungen in ihrem Umfang verringert werden. Denn man macht in der Diaspora die Erfahrung, daß die Zahl der Mischehen abnimmt, je mehr geschlossene Gemeinden mit eigenem Seelsorger vorhanden sind. Schulen und Kommunikantenanstalten wären in der ländlichen Diaspora eine besondere Notwendigkeit. Aber gerade hier scheitert ihre Vermehrung an dem Kostenpunkt.

5. Die Kinderfrage in der Diaspora.

Wir kommen zur dunkelsten Seite des Diasporaproblems, zur Kinderfrage. Die Verluste an Kindern sind in der Diaspora größer als die an Erwachsenen und in dem Grade folgenschwerer, als die Kinder einmal in der Diaspora die Träger und Stützen des kath. Lebens werden sollten. Die Gründe, welche uns diese Verluste erklären, beleuchten zugleich auch die Lage jener Kinder, die der katholischen Kirche noch erhalten bleiben.

Die ausschlaggebenden Faktoren für die religiöse Erziehung des Kindes sind **Elternhaus, Kirche und Schule.** Der

Geist des Elternhauses in der Diaspora ist so verschieden wie der religiöse Geist der Eltern. Im Vergleich mit gut katholischen Gegenden darf man als Tatsache hinstellen, daß dem Elternhaus in der Diaspora im allgemeinen die religiöse Weihe und Wärme einer alten katholischen Tradition fehlt. „Daß es immer so gewesen ist", daß es der Familie von jeher als Ehre galt, in kirchlich-religiöser Hinsicht das Familienschild rein zu erhalten, dieses ist eine der stärksten und nachhaltigsten Erziehungskräfte für das heranwachsende Kind. Daß das Elternhaus in der Diaspora diesen Vorzug nicht sein eigen nennen kann, begreifen wir nach der Darlegung der Schwierigkeiten, die der religiösen Entwicklung jedes Diasporakatholiken sich fast überall entgegenstellen. In rein katholischer Familie mag eine eifrige Mutter und ein besorgter Vater sich bemühen, die mangelhafte seelsorgliche Pflege in etwa zu ersetzen. In den Mischehenfamilien darf aber die Religion des katholischen Vaters oder der katholischen Mutter dem Familienheim kaum das äußere Gepräge geben. Man meint, des „konfessionellen Friedens" wegen es unterlassen zu müssen. Das Kind sieht kein religiöses Bild an den Wänden, ja manchmal nicht einmal ein Kreuz. Von gemeinschaftlichem Gebet morgens oder abends ist kaum die Rede. Viel religiöses Leben herrscht noch, wenn zu Tisch gebetet wird. Wird der kranke katholische Vater oder die katholische Mutter mit den hl. Sakramenten versehen, so muß der Geistliche alles mitbringen: Kerzen, Weihwasser, Kreuz, weil dergleichen in der Familie nicht anzutreffen ist. Ein solches Heim wird also immer weniger das Heiligtum der Familie. Alles Heilige wird vielmehr aus falscher Rücksichtnahme oder Gleichgültigkeit beseitigt. Wie öde und leer muß eine Kinderseele werden, die in einer solchen kühlen religiösen Luft gedeihen soll!

Die Familie trägt den Ehrentitel: Hort der Erziehung. In der Diaspora ist die Familie in zahlreichen Fällen kein Hort und kein Schutz mehr. Im Gegenteil! Familienmitglieder tun oft Judasdienste an reinen Kinderseelen. Die überaus traurigen Wohnungsverhältnisse, welche die Familie oft in zwei Zimmer einzwängt, das Schlafgängertum zeigen dem Kinderauge zu früh die dunkelsten Seiten des sittlichen Lebens. Das schlechte Beispiel der Eltern läßt im Kinde alles Gute oft schon im Keime ersterben; die Kinder sehen das Gegenteil im Hause von dem, was ihnen in der Schule und Kirche gelehrt wird. Mädchen aus solch abgestandenen Familien kann man vielleicht halten, bis eine spätere Mischehe auch hier den letzten Bestand fortreißt. Aber Knaben gehen uns nicht zu 90%, sondern zu 100% verloren.

Wie das Elternhaus, so versagt auch Kirche und Schule vielfach in der Diaspora. Die Kirche soll die Arbeit des Elternhauses vollenden und vervollkommnen. Daß die Kirche in der Diaspora diese Aufgabe nur mangelhaft erfüllen kann, ist schon gezeigt worden. Ungemein verschlimmert wird die religiöse Lage des Kindes noch dadurch, daß in der Diaspora auch die Schule der Kirche sehr oft keine wirksame Hilfe gewähren kann. Ja, gerade die nicht-

katholische Schulerziehung zerstört mitunter im Kinde, was die mühevolle Arbeit des Seelsorgers aufgebaut hat.

Die Entwicklung des Schulwesens in der Diaspora ist ein eigenes Kapitel für sich. Jeder Diasporageistliche kann es bezeugen, daß er nur dort auf einen gesicherten Nachwuchs rechnen darf, wo eine eigene katholische Schule besteht. In sämtlichen Diasporastaaten mit Ausnahme von Preußen können aber die Katholiken eine eigene Schule auf öffentliche Kosten nicht verlangen. Alle Gelder müssen von der katholischen Gemeinde aufgebracht werden. Die Oeffentlichkeit ist im allgemeinen nicht darüber unterrichtet, welch ungewöhnlich hohe Lasten den Diasporakatholiken zur Selbstunterhaltung der Schulen aufgebürdet sind, und wie wenige Diasporagemeinden dazu im Stande sind. Die Diözese Paderborn hat von allen Diasporadiözesen die größte Zahl von Privatschulen. 27 Schulen müssen durch private Mittel unterhalten werden. Die Schulen verursachten 1918/19 einen Gesamtkostenaufwand ohne Teuerungszulagen von 39 658 Mark. Davon trug der Bonifatiusverein 32 232 Mark. Daraus ersieht man, daß die Gemeinden gar nicht in der Lage wären, die Schulkosten selbst zu tragen. Wegen der hohen Kosten kann die Neuerrichtung von Schulen nur in bescheidenen Schranken bleiben. Wieviele Kinder auf diese Weise in nichtkatholische Schulen gedrängt werden und wieviele ohne planmäßigen Religionsunterricht bleiben, zeigt folgende Statistik von Preußen.[10])

In den Provinzen Preußens gab es in:

	Katholische Kinder überhaupt	In kath. Schulen	K. Kinder auf dem Lande	In kath. Schulen auf dem Lande	Von d. kath. Kindern erh. keinen schulplanmäßig. Rel.-Unt.	Davon entfallen auf das Land
Pommern	6 541	2 258	4 310	996	2 656	1 855
Schlesw.-H.	4 654	3 444	1 402	623	882	551
Brandenburg	29 108	17 725	12 980	4 039	6 060	4 811
Berlin	23 806	22 592	—	—	1 140	—
Sachsen	34 698	31 123	23 894	21 035	2 301	1 843
Hannover	67 768	65 590	45 649	44 017	1 690	1 242
Ostpr.	49 277	41 581	36 466	30 108	2 581	2 281
H.-Nassau	98 294	33 280	61 233	22 188	515	321

In der aufgeführten Statistik fällt der Unterschied zwischen Pommern, Schleswig-Holstein, Brandenburg einerseits und Sachsen, Hannover, Ostpreußen, Hessen-Nassau andererseits sehr

[10]) Die Provinzen folgen wieder nach ihrer katholischen Bevölkerungsdichtigkeit. Hessen-Nassau ist mit herangezogen, weil die größeren katholischen Teile der Provinz auf das Zahlenbild keinen Einfluß ausüben; denn dort besuchen katholische Kinder nur ganz vereinzelt evangelische Schulen.

auf. Die vier letzten Provinzen schicken trotz der hohen Kinderzahl und der beiden Diasporagebiete weniger katholische Kinder in nichtkatholische Schulen. Der Grund liegt darin, daß dort die Hauptmasse der Katholiken in gewissen Gegenden zusammenwohnt, darum auch im Besitze vieler katholischer Schulen ist, während verhältnismäßig nur wenige Katholiken zerstreut wohnen. Umgekehrt ist es in Pommern, Schleswig-Holstein und Brandenburg. Die Katholiken sind, die Stadt Berlin ausgenommen, über die ganze Provinz zersprengt, haben darum weniger eigene öffentliche Schulen. So gibt es in Pommern nur 21, in Schleswig-Holstein nur 13, in Brandenburg nur 48 katholische Schulen. Am härtesten betroffen sind die Diasporakinder auf dem Lande. In Pommern ist nicht einmal der vierte Teil der katholischen Kinder konfessionell eingeschult. Nicht viel besser stehen Schleswig-Holstein und Brandenburg da. Der Grund ist ersichtlich. Die Dörfer haben eine zu geringe Zahl von katholischen Kindern, als daß sich eine besondere Schule lohnte. Ein ganz abnormes Bild zeigen die Zahlen von Hessen-Nassau. Die Schulverhältnisse liegen dort eigenartig: 231 katholische Schulen mit 33 218 katholischen Kindern, 819 paritätische Schulen mit 63 726 katholischen Kindern, 1350 katholische Kinder in evangelischen Schulen.

Sehr besorgniserregend ist die Wahrnehmung, daß von den 31 555 katholischen Kindern, die in den preußischen Diasporaprovinzen nichtkatholische Schulen besuchen müssen, 17 825 keinen schulplanmäßigen Religionsunterricht erhalten; davon entfällt der größte Teil wieder auf das platte Land, nämlich 12 904. Für alle diese Kinder müßte privater Religionsunterricht eingerichtet werden. Wieviele Kinder einen solchen Unterricht nicht erhalten, dafür geben uns die kirchlichen Fragebogen von 1916 für die preußischen Diözesen Anhaltspunkte. Danach erhielten in Pommern 658 Kinder privaten Religionsunterricht, in der Delegatur (Brandenburg und Pommern) 5422. Ueber die Nordischen Missionen sind die Angaben der Fragebogen sehr lückenhaft. In der übrigen preußischen Diaspora erhält ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz von Kindern keinen privaten Religionsunterricht. Es erscheint uns aber zweifelhaft, ob die kirchliche Rundfrage alle Kinder erfaßt hat, welche nichtkatholische Schulen besuchen.

Der Diasporageistliche gibt sich gewiß die äußerste Mühe, um möglichst allen Kindern Unterricht bieten zu können. Aber jeder, der über die Diasporaverhältnisse zumal auf dem Lande in etwa unterrichtet ist, weiß, wie dürftig und spärlich dieser Unterricht oft ausfallen muß, weil der Geistliche die Arbeit nicht bewältigen kann.

In Preußen besuchten nach der letzten Statistik 79 256 katholische Kinder evangelische Schulen und 208 447 Simultanschulen. Keinen schulplanmäßigen Religionsunterricht erhielten in diesen Schulen 183 738 katholische Kinder. Welcher Schaden für unsern katholischen Nachwuchs! Die Diaspora ist der größte Leidtragende. Im Freistaat Sachsen besuchten 9361 katholische Kinder

evangelische Schulen.[11]) 3465 erhielten keinen schulplanmäßigen Religionsunterricht. In Braunschweig sind 1316 katholische Kinder nicht konfessionell eingeschult. 799 sind ohne katholischen Religionsunterricht.[12])

Die ungünstigen Schulverhältnisse erweisen sich also zweifellos als eine ernste Quelle für unsere jährlichen Kinderverluste in der Diaspora.

Noch auf eine letzte Ursache muß hingewiesen werden, die uns sehr viele Kinder in der Diaspora verloren gehen läßt, und das sind die unehelichen Geburten. In der Diaspora ist die Zahl der unehelichen katholischen Kinder großen Schwankungen unterworfen. Großstädte und Gegenden mit reichlichem Saisonarbeiterzuzug weisen mitunter ebensoviele uneheliche Kinder auf, wie Kinder aus gemischten Ehen. Das Deutsche Reich zählte an Lebendgeborenen von ledigen katholischen Müttern 1915: 55 369, 1916: 44 386, 1917: 43 572. Die katholische Taufe empfingen von diesen Kindern 1915: 54 220, 1916: 43 573, 1917: 42 523. Obwohl nun fast alle Lebendgeborenen lediger katholischer Mütter in der Diaspora katholisch getauft wurden, so sind gerade bei diesen armen Wesen die größten Verluste für unsere Kirche zu buchen, denn diese Kinder füllen in Massen die Waisenhäuser und Pflegestellen.

So scheint sich in der Diaspora alles gegen das Kind zusammenzutun, um die Bildung einer starken, tragfähigen Glaubensüberzeugung im Keime zu ersticken: Geburt, Elternhaus, Schule, mangelhafte kirchliche Versorgung. Die Riesenverlustziffer von 40 000 Kindern, die uns das Bonifatius-Hirtenschreiben angibt, ist der Tribut, den unsere Kirche jährlich diesen unglücklichen Verhältnissen zahlt.

6. Der Bonifatiusverein und die Diaspora.

Eine übergroße Not haben wir in der Diaspora geschaut. Die Diasporakatholiken sind außerstande, der Not Herr zu werden. Die gesamte Hilfsaktion für die Diaspora, soweit sie nach außen in die Erscheinung tritt, läßt sich in die geschäftliche Frage einkleiden: Wer schafft das Geld für neue Kirchen, neue Schulen und neue Anstalten?

Aus dieser Erkenntnis heraus ist jene Organisation entstanden, die alle Hilfskräfte für die Diaspora in sich konzentriert, der Bonifatiusverein. Sein oberster und alleiniger Zweck ist die Unterstützung der in nichtkatholischen Gegenden lebenden Katholiken in Beziehung auf Seelsorge und Schule. (§ 1.) Die Mittel des Vereins sind Gebet und Almosen. (§ 2.) Die Organisation des Vereins verläuft in sehr einfachen Bahnen. An der Spitze steht ein Generalvorstand, dessen Mitglieder

[11]) Zählung von 1912.

[12]) Zählung von 1915. Für die beiden Mecklenburg, Bremen, Lübeck und die thüringischen Kleinstaaten waren Zahlen nicht herbeizuschaffen.

größtenteils am Orte der Zentrale wohnen müssen. In den Diözesen sind eigene Komitees eingerichtet, die die Interessen des Vereins wahrnehmen. Die Komitees haben die Berechtigung, die Gelder selbständig zu verteilen, erstatten aber dem Generalvorstand darüber Bericht.

Die Gründung des Bonifatiusvereins geht auf eine Zeit zurück, in welcher der Absolutismus und das Staatskirchentum die Vergewaltigung der katholischen Kirche Deutschlands in der Gefangennehmung der beiden höchsten Kirchenfürsten in Cöln und Gnesen-Posen auf die Spitze getrieben hatte, dadurch aber gerade das katholische Volk zum Kampfe mobil machte. Der Revolutionssturm von 1848 zerriß die letzten Staatsfesseln, die der Kirche angelegt waren. Die Katholiken schlossen sich zusammen zu dem „Katholiken-Verein Deutschlands", von dem unsere berühmt gewordenen jährlichen Katholiken-Versammlungen sich herleiten. Schon auf der ersten Generalversammlung des Katholiken-Vereins zu Mainz im Jahre 1848 war auf die Notlage der Katholiken in der Diaspora hingewiesen. Auf der 3. Generalversammlung zu Regensburg im Jahre 1849 wurde auf Antrag Döllingers ein eigener deutscher Missionsverein gegründet, der „Bonifatiusverein". Sein erster Präsident war Joseph Graf zu Stolberg, der Sohn des berühmten Konvertiten Friedrich Leopold zu Stolberg. Auf ihn folgte als zweiter Präsident Bischof Dr. Konrad Martin, der sich besonders schriftstellerisch um den Verein verdient machte. Der jetzige Präsident ist Hermann Graf zu Stolberg-Stolberg, der Sohn des ersten Präsidenten.

Die Hilfsaktion, die der Bonifatiusverein seit seinem Bestehen für die Katholiken entwickelt hat, ist, wie wir schon sagten, satzungsgemäß zweifach: Gebet und Almosen. Nur die letzte Art, die finanzielle Unterstützung, kann rechnerisch erfaßt werden. Die erste Sitzung des Vereinsvorstandes konnte schon eine Summe von 4324,34 ℳ an die Diaspora verteilen. Die Gesamteinnahmen des Bonifatiusvereins rekrutieren sich aus den Einnahmen des Generalvorstandes, der einzelnen Diözesankomitees, des Bonifatius-Sammelvereins, des Akademischen Bonifatiusvereins, der Bayerischen Priestervereinigung und der sogenannten Bonifatiuseinigungen. Die Einnahmen entstammen Deutschland, Oesterreich, Dänemark, der Schweiz und Luxemburg. Als Gesamteinnahmen ergaben die ersten 50 Jahre die immerhin erstaunliche Summe von 33 983 866 ℳ. Die Einnahmen von 1899 bis 1919 belaufen sich auf 58 781 275,80 ℳ. An den letzten Jahren sei die Entwicklung des Bonifatiusvereins veranschaulicht. Die Gesamteinnahmen betrugen:

1910: 2 691 370,31 ℳ	1911: 2 808 933,17 ℳ
1912: 2 458 793,59 ℳ	1913: 3 251 703,83 ℳ
1914: 2 703 064,95 ℳ	1915: 2 434 707,62 ℳ
1916: 2 720 288,62 ℳ	1917: 3 681 454,83 ℳ

1918: 4 859 184,39 ℳ.

In den Gesamteinnahmen des Bonifatiusvereins sind bis 1914 auch die Gelder aus Oesterreich einbegriffen. Wegen der Kursschwankungen müssen sie von 1914 in Kronen angegeben werden. Die österreichischen Einnahmen des Bonifatiusvereins betrugen

1914: 451 269,65 Kr. 1915: 757 933,59 Kr.
1916: 505 896,64 Kr. 1917: 542 113,20 Kr.
1918: 494 214,29 Kr.

Der Bonifatiusverein hat also in den letzten zwanzig Jahren beinahe das Doppelte aufgebracht als in den ersten fünfzig. Die hohen Einnahmen für das Jahr 1918 sind besonders dem Hirtenbrief unserer Hochwürdigsten Herren Bischöfe und der erhöhten Propaganda zu verdanken. Die Beiträge der einzelnen Diözesen für den Bonifatiusverein sind von Jahr zu Jahr großen Schwankungen unterworfen. Der Grund liegt darin, daß satzungsgemäß von den einzelnen Mitgliedern kein bestimmter Betrag gefordert wird, daß ferner Vermächtnisse und Schenkungen in verschiedenster Höhe an den Verein erfolgen. Ein Vergleich der Leistungen der einzelnen Diözesen untereinander nach den Einnahmen ihrer Komitees würde uns kein vollständiges Bild bieten; denn den Einnahmen der Komitees müssen noch die Beträge hinzugerechnet werden, welche aus den einzelnen Diözesen an den Generalvorstand erfolgen. Einen kleinen Einblick in die Leistungsfähigkeit der Diözesen in den voraufgehenden Jahren gewährt uns folgende Tabelle:

	Breslau	Cöln	Münster	Paderborn
1869:	17 666,17	99 201,22	32 151,12	68 450,90
1889:	89 473,23	246 696,45	183 425,80	629 098,98
1913:	318 130,13	398 908,44	275 017,64	264 871,19
	Freiburg	Trier	Culm	Rottenburg
1869:	13 829,15	16 360,36	11 614,60	1 712,00
1889:	71 587,79	39 008,27	16 632,83	13 558,05
1913:	327 642,12	198 477,11	32 273,19	63 530,80
	Limburg	Mainz	Osnabrück	Ermland
1869:	10 693,04	2 372,15	560,95	6 545,00
1889:	14 265,96	23 858,59	6 157,50	7 654,00
1913:	83 320,26	44 083,98	60 585,68	49 307,26
	Hildesheim	Fulda	Sachsen ohne Lausitz	Bautzen
1869:	1 171,50	9 185,25	2 589,00	—
1889:	5 677,21	8 749,24	2 378,17	4 126,98
1913:	44 911,70	47 873,01	8 413,58	3 618,42

Bayrische Diözesen

1869: 41 689,28 1889: 37 835,84 1913: 160 141,87.

Wie wir sehen, bringen die kleinen Diözesen verhältnismäßig viel höhere Summen ein als die katholikenreichen Diözesen. Seit

seiner Gründung zählte der Bonifatiusverein eigene Komitees in den Diözesen Breslau, Cöln, Münster, Paderborn, Freiburg, Trier, Fulda, Limburg, Mainz, Rottenburg, außerdem in Luxemburg und Linz. Neue Komitees wurden gegründet 1852 in Culm, Osnabrück und Hildesheim, 1860 in Ermland, 1883 im Apostolischen Vikariat Sachsen und der Lausitz. In Posen-Gnesen ist bis heute kein eigenes Komitee, ebenso nicht in Metz. Auffallend gering war die Beteiligung des katholischen Bayern; nur in zwei Diözesen bestanden eigene Komitees, in Bamberg (seit 1852) und in Würzburg (seit 1887). Spenden an den Generalvorstand erfolgten allerdings aus einigen bayerischen Diözesen schon seit 1849; ebenso stellte der Ludwig-Missionsverein, dessen Zweck die Unterstützung der äußeren Mission ist, seit 1886 ein Drittel seiner Einnahmen statutengemäß dem Bonifatiusverein zur Verfügung. Erst in den letzten Jahren ist ein erfreulicher Umschwung in Bayern eingetreten. Der bayerische Episkopat hat die Bildung von Diözesan-Komitees in sämtlichen Diözesen angeordnet und die Unterstützung des Vereins in eigenem Hirtenschreiben auf das wärmste empfohlen.

Der Bonifatiusverein in Oesterreich ist 1849 mit dem deutschen als *ein* Verein gegründet worden. Die erste Versammlung des Bonifatiusvereins fand sogar auf österreichischem Boden statt: 1853 in Wien. Die politische Trennung infolge des Krieges von 1866 hat der Wirksamkeit des Vereins sehr Eintrag getan. Erst die erfolgreiche Los-von-Rom-Bewegung in Böhmen ließ weite katholische Kreise wieder aufmerksam werden auf die alte Kraft des Bonifatiusvereins. Seit 1903 ist der Verein unter Leitung der Benediktiner in Emaus (Prag) die Gegenaktion der Katholiken Oesterreichs geworden. Damit ist seine Wirksamkeit in erster Linie vorbeugender Natur. Die Entstehung neuer Diasporagebiete infolge der Abfallbewegung soll verhindert werden. Diesem Hauptzweck mußten sich notwendiger Weise auch die Mittel unterordnen. Die Haupttätigkeit des Bonifatiusvereins in Oesterreich ist die Bekämpfung der Abfallbewegung durch literarische Erzeugnisse geworden. „St Bonifatius", eine apologetische Zeitschrift, erscheint in deutscher und tschechischer Sprache. 1916 betrug die Auflage bei der deutschen Ausgabe 433 150, bei der tschechischen 258 209.

Innerhalb des Bonifatiusvereins bestehen noch die oben erwähnten Sonderorganisationen: Akademischer Bonifatiusverein, Bonifatius-Sammelverein, Bayerischer Priesterverein für die Diaspora, Bonifatiuseinigungen. Der Akademische Bonifatiusverein umfaßt unsere Jugend auf den höheren Schulen. Schon seit den Tagen der Gründung des Akademischen Bonifatiusvereins finden wir immer wieder Gaben von Gymnasiasten aufgeführt. Im Jahre 1867 konstituierte sich der Verein infolge der eifrigen Propagandatätigkeit des Oberlehrers Dr. Karl Lüttke, Religionslehrer am Gymnasium in Konitz, später Generalvikar in Pelplin. Der Neugründung am Konitzer Gymnasium folgten

besonders solche in den Diözesen Münster und Paderborn. Der Kulturkampf bereitete der prächtig sich entfaltenden Bewegung unter der studierenden Jugend ein jähes Ende. Erst seit 1905 ist die Wiederbelebung des Bonifatiusvereins auf den höheren Schulen zu beobachten. Die von Jahr zu Jahr sich steigenden Einnahmen zeigen, wie sehr das Interesse für die Diaspora im Wachsen begriffen ist.

Der Bonifatius-Sammelverein ist die Organisation zur Unterstützung der Diasporakinder, im einzelnen: ihre Unterbringung in Waisenhäusern und Kommunikanten-Anstalten oder in gut katholischen Familien. Außerdem gewährt er weitabwohnenden Kindern Fahrgeld zum Besuch der Kirche und Schule. Die Einnahmen erzielt der Verein durch Sammeln der bekannten Gegenstände, die erst in Massen einen Wert darstellen, ferner aus kleineren Geldspenden der Kinder gelegentlich ihrer ersten hl. Kommunion oder anderer besonderer kirchlicher Feiern. Wie hoch die Leistungskraft unserer katholischen Kinder ist, zeigen die Einnahmen des Kindheit-Jesu-Vereins. Wenn auch die Beiträge unserer katholischen Kinder für die Diaspora in den voraufgehenden Jahren sehr gering waren im Verhältnis zu den Spenden für die äußeren Missionen, so sind doch durch eine eifrige Propaganda bedeutend höhere Beträge zu erzielen.

Der Bayerische Priesterverein für die Diaspora ist in den letzten Jahren mit annähernd 30 000 ℳ in den Rechenschaftsberichten vertreten. Gewiß eine glänzende Leistung für den verhältnismäßig kleinen Verein.

Unter Bonifatiuseinigung versteht man den Zusammenschluß einer Pfarrgemeinde oder einer Schule oder einer anderen Organisation zur Unterstützung der Diaspora. Schon ganz früh finden wir diese Einigungen in den Rechenschaftsberichten.

Ob der Bonifatiusverein seinem Zwecke nachkommen konnte oder nicht, zeigt uns wohl am besten eine Statistik der jährlichen Unterstützungen an die Diaspora. Die Gesamtausgaben des Bonifatiusvereins beliefen sich von
1849—1899 auf: 30 653 042,— ℳ; 1899—1919 auf: 57 630 414,96 ℳ.

In diesen Gesamtausgaben sind sowohl Unkosten wie Unterstützungen enthalten. Die Unterstützungen beliefen sich von
1849—1899 auf: 22 544 239,92 ℳ; 1899—1919 auf: 41 297 921,37 ℳ.

Bis 1914 sind in den Gesamtausgaben des Bonifatiusvereins auch die Ausgaben des österreichischen Bonifatiusvereins enthalten. Von da an verausgabte der österreichische Verein im Jahre:

1914: 175 402,12 Kr. 1915: 501 216,92 Kr.
1916: 381 303,92 Kr. 1917: 385 938,23 Kr.
1918: 390 303,96 Kr.

Von den gewährten Unterstützungen beanspruchen natürlich den Löwenanteil die Kirchen und Schulen. Verschwindend klein sind demgegenüber die Aufwendungen für die Diasporakinder.

Die Diaspora-Kinderhilfe hat erst seit dem Jahre 1917 einen erfreulichen Aufschwung genommen. Die Hilfsaktion des Bonifatiusvereins für die Diaspora besteht in erster Linie in Unterhaltung der schon bestehenden kirchlichen Einrichtungen. Sodann aber auch in der Neuerrichtung von Seelsorgsstationen, um so allmählich die Riesenpastorationsbezirke aufzuteilen und die Seelsorge selber intensiver zu gestalten.

Besondere Beachtung verdient wohl die Organisation der Diaspora-Kinderhilfe, weil auf den Kindern die Hoffnung auf eine gedeihliche Fortentwicklung der katholischen Kirche ruht. Obwohl von Anfang an für die Diasporakinder verhältnismäßig wenige Gelder aufgewandt sind, so traf man doch von jeher besondere Einrichtungen, um den mangelhaften privaten Religionsunterricht und die spärlichen gottesdienstlichen Uebungen zu ergänzen, es sind dies die sogenannten Kommunikantenanstalten. Hier sollten weitabwohnende Kinder in einem 6—8wöchigen Aufenthalt die ganze Schönheit des katholischen Lebens kennen lernen. Schon der erste Rechnungsbericht 1849/51 verzeichnet eine Ausgabe von 300,— *M* zur Errichtung einer Kommunikantenanstalt in Herford. Noch segensvoller als die Kommunikantenanstalten wirken die Kinderheime. Heimatlosen Kindern oder auch solchen, die wohl Vater und Mutter haben, daheim aber sittlich verkommen würden, wollen diese Anstalten ein neues Heim bieten. Es sind wirklich Kinderrettungshäuser. Mit reichem Erfolg haben einige Diasporageistliche auch Kinderherbergen errichtet. Kinder, die in den entlegensten Gegenden des Pfarrbezirkes wohnen, finden hier von Samstag auf Sonntag und für die Dauer des Erstkommunionunterrichts Unterkunft. Auf diese Weise vermögen sie öfters im Monat dem sonntäglichen Gottesdienst beizuwohnen.

An all diesen Anstalten zählt die Diaspora augenblicklich 144. Der Charakter der Anstalten, ob nur Kommunikantenanstalten oder nur Kinderheime oder nur Kinderherbergen, ist natürlich nicht bei allen streng gewahrt. Manche vereinigen in sich alle drei Zwecke. Die Anstalten verteilen sich auf die einzelnen Diözesen wie folgt:

Breslau 44, Paderborn 31, Hildesheim 13, Sachsen und Lausitz 10, Trier 9, Osnabrück (mit Nordischen Missionen) 9, Fulda 6, Cöln 4, Speyer 4, Bamberg 3, Mainz 3, Ermland 2, Münster 2, Rottenburg, Würzburg, Augsburg, Limburg je 1. Fast alle Anstalten werden von Schwestern geleitet. Das Alter der Kinder bewegt sich zwischen 1—15 Jahren. Nach der Schulentlassung sorgt die Anstaltsleitung dafür, die Kinder in geeigneten Berufen unterzubringen. Die finanzielle Lage der meisten Anstalten ist trotz der äußerst billigen Wirtschaftsführung durch die Schwestern traurig. Einige Beispiele seien herausgegriffen. Stralsund (44 Kinder) hat noch 50 000 *M* Schulden, Stettin (30 Kinder) 42 000 *M*, Dresden (100 Kinder) 120 000 *M*, Chemnitz (64 Kinder) 60 000 *M*, Hünfeld (130 Kinder) 150 000 *M*. Die Gesamtschulden der Berliner Anstalten betragen zur Stunde 2 265 521 *M*. Der Zinsfuß

bewegt sich zwischen 4—5%. An Zinsen sind also jährlich 102 600 bis 127 300 ℳ zu zahlen. Am schwersten belastet ist das Katharinenstift mit 857 000 ℳ Schulden. Die Finanzierung der Anstalten kann sich aus eigener Kraft auch nicht verbessern. Denn nur die wenigsten Anstalten haben feste jährliche Einnahmen. Der Pflegesatz für das einzelne Kind beträgt im Höchstfalle zur Zeit 40 ℳ im Monat. Ueber die Hälfte der Kinder bezahlt den Pflegesatz nur zum Teil, ein Drittel zahlt überhaupt nicht.

Die jetzige Zahl der Anstalten kann ohne Zweifel den Bedürfnissen der Diaspora nicht gerecht werden. Der Bonifatiusverein ist darum bemüht, trotz der bedeutenden Mehrkosten gegen früher, neue Anstalten ins Leben zu rufen; denn sie sind und bleiben fast das einzige Mittel der Kinderrettung. Fast das einzige! Daneben versucht man es immer wieder mit der Unterbringung der Kinder in katholischen Familien. Aber die Diaspora selbst vermag nur ganz wenige Pflegestellen zu bieten, und der Unterbringung der Kinder in katholischen Gegenden bringen sowohl Eltern wie Kinder wenig Neigung entgegen. Die Kinder wollen in der Heimat bleiben.

Um die Schäden, die aus dem Mangel an Anstalten für die religiöse Erziehung der Kinder entstehen, in etwa wettmachen zu können, sah sich der Bonifatiusverein im letzten Jahre genötigt, die Verwendung von sogenannten Wanderlehrerinnen und Gemeindepflegerinnen systematisch auszubauen. Es sind pädagogisch und sozial vorgebildete Damen, meist stellenlose Lehrerinnen, welche auf den umliegenden Stationen Religionsunterricht erteilen, am Pfarrorte sich der weiblichen Vereine annehmen, Kranke und in Not geratene Familienmitglieder aufsuchen, an Sonn- und Feiertagen den Organistendienst versehen, also ein wirkliches Diaspora-Apostolat üben. Solche Gemeindepflegerinnen sind schon angestellt in Annaberg, Bockwitz, Mittweida, Riga, Stendal, Uelzen, Bitterfeld und Oebisfelde.

Alle Diasporahilfe des Bonifatiusvereins würde aber bei der schnellen Neubildung von Diasporagebieten auf die Dauer nur Stückwerk bleiben, wenn es nicht gelänge, hemmend auf die weitere Ausdehnung der Diaspora einzuwirken. Auch das versuchte der Bonifatiusverein und, wie es scheint, mit Erfolg. Seit einem halben Jahre ist eine eigene „Katholische Diasporafürsorgestelle" eingerichtet, die bei der Arbeitsvermittlung für katholische Landarbeiter mitwirkt. Infolge des außergewöhnlich großen Arbeitermangels in der Landwirtschaft suchen die Arbeitsnachweisstellen vor allem jugendliche Saisonarbeiter und -arbeiterinnen an Stelle der Polen aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Die Arbeitslosigkeit in den Städten und die immer schwieriger werdende Lebensmittelversorgung kommen der Abwanderung auf das Land entgegen. So ziehen Tausende von Katholiken beiderlei Geschlechts hinaus auf die Güter in Sachsen, Anhalt, Pommern, sogar bis nach Ostpreußen. Die öffentlichen Arbeitsnachweisstellen haben Verträge mit den westlichen Großstädten geschlossen, auf

Grund derer diese Städte in der Folgezeit ihre Arbeitslosen an Güter abschieben. Dem Bonifatiusverein ist es nun gelungen, mit den Arbeitsnachweisstellen in Magdeburg und Halle eine Zusammenarbeit in dem Sinne zu erreichen, daß die katholischen Arbeitskräfte auf die Güter gesandt werden, in deren Nähe eine katholische Kirche liegt, daß ferner nach Möglichkeit die den Gütern zugeschickten Arbeitskräfte konfessionell nicht gemischt sind, daß endlich für die Wahrnehmung der religiösen Interessen der katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen die katholische Diasporafürsorgestelle das berufene Organ ist. Verhandlungen im gleichen Sinne sind schon aufgenommen mit den Arbeitsnachweisstellen in Berlin, Rostock, Güstow, Hamburg und Schwerin. Wenn diese Neueinrichtung in Zukunft weniger kirchlich gesinnten Bestrebungen auf dem Gebiete des Arbeitsnachweises nicht zum Opfer fällt, so ist endlich für den Bonifatiusverein ein erster Weg gefunden, in der Diaspora nicht immer vor gegebene Tatsachen gestellt zu sein, sondern die Diasporaneubildungen in geordnete Bahnen zu lenken.

7. Unsere Aufgabe.

Was ist nun unsere Aufgabe? Nichts anderes, als daß unser katholisches Volk sich gegenseitige Samariterdienste leisten muß. Der Diasporakatholik kann nicht ohne die Unterstützung seiner Glaubensbrüder auskommen. Seine elende Lage schreit förmlich nach Abhilfe. Ein Merkmal der Kirche seit den apostolischen Zeiten ist es nun, daß die Bedürfnisse der großen kirchlichen Gemeinschaft durch die freiwillige Opferliebe der Gläubigen gedeckt wird. Der freien Hilfsbereitschaft soll weitester Spielraum gelassen werden. Schon der große Apostel Paulus ruft die Mildtätigkeit der materiell bessergestellten Glaubensbrüder für eine auswärtige Brudergemeinde auf (2 Cor. 8). Diese alte christkatholische Idee verkörpert der Bonifatiusverein in sich. Seine Ziele und Zwecke dürfen darum keinem Katholiken gleichgültig sein.

Noch ein zweiter Grund muß uns deutsche Katholiken anspornen, zu der inneren Kräftigung dieses Vereins beizutragen. Wir deutsche Katholiken waren in unserm Vaterlande immer in der Minderheit und haben das Wehe jeder Minderheit oft in der bittersten Weise durchkosten müssen. Die politischen Kämpfe der letzten Jahrzehnte haben es zur Genüge offenbart, daß uns nur jene Rechte eingeräumt werden, die wir uns erkämpfen, d. h. die wir auf Grund unserer Anteilziffer an der Gesamtbevölkerung erzwingen können. Mit größter Sorge muß es uns aber vom staatspolitischen Standpunkte aus erfüllen, daß der katholischen Kirche in Deutschland jährlich fast die Bevölkerungszahl einer Großstadt verloren geht. Einen solch fortgesetzt gewaltigen Aderlaß vermag kein Organismus auf die Dauer zu überstehen.

Die Schlußfolgerung kann darum nicht anders lauten: **Solange es noch eine katholische Diaspora in Deutschland gibt, solange können wir eines blühenden Bonifatiusvereins nicht entbehren.**

Eine wahre Fundgrube für Vortragsstoffe

bieten die

Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren.

Gesamtverzeichnis seit ihrem Bestehen steht auf Wunsch zur Verfügung. Einzelpreis jeden Heftes nur Mark 0,85 einschließlich Zusendungsgebühr. Aeltere Hefte geben wir zu billigeren Preisen ab.

Inhalt der drei letzten Jahrgänge:

37. Band (1918).

Heft 1: **Die neuen Sterne und die biblischen Weissagungen vom Weltenende.** Von M. Müller.

Heft 2: **Griechenland und die Neugriechen.** Von Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Jules Ferry und die französische Schulgesetzgebung.** Von P. H. J. Terhünte S. J.

Heft 4—6: **Der Ordensgedanke und seine Entwicklung in der anglikanischen Kirche.** Von Urban Zurburg.

Heft 7—8: **Die Freimaurerei.** Von Dr. Klemens Löffler.

Heft 9—10: **Die Germanenseele einst und jetzt.** Von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B. in Sarnen (Schweiz).

Heft 11: **Der Geburtenrückgang im deutschen Volke, seine Entstehung und seine Bekämpfung.** Von Dr. L. Lünnemann, San.-Rat in Bad Driburg.

Heft 12: **Das deutsche Volkslied unserer Feldgrauen.** Von Pfarrer Reisner.

38. Band (1919).

Heft 1—2: **Das Nationalitätsprinzip und die Nationalitätsprobleme des Weltkrieges.** Von Prof. Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Religion und Bühne.** Von Theodor Hüpgens.

Heft 4—5: **Rom seit 1870. Bauliche Umgestaltung und Verwüstung der ewigen Stadt. Pflege der in kirchlicher Obhut verbliebenen Denkmäler und Kunstschätze.** Von Dr. Jos. Massarette.

Heft 6: **Otto Willmann.** Ein Lebensbild von Dir. Dr. Seidenberger.

Heft 7: **Der Kampf auf der deutschen Ackerflur 1914—1918.** Von Dr. Albert K. Franz.

Heft 8: **Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten.** Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche von Professor Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Graz).

Heft 9: **Die Musikpflege in Deutschland.** Von Musikdirektor Edmund Joseph Müller.

Heft 10—11: **Der deutsche Friede.** Aus der Geschichte der Friedensbestrebungen. Von Tony Kellen.

Heft 12: **Der Imperialismus.** Von Professor Dr. Klemens Löffler.

39. Band (1920).

Heft 1: **Die Frau und der Sozialismus.** Von Dr. Ernst Breit.

Heft 2: **Der Zionismus und die Zukunft des Heiligen Landes.** Mit einem Anhang über die deutschen Ansiedlungen in Palästina. Von Professor Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Zum Schulkompromiß von 1919.** Von Theodor Rüther.

Heft 4: **Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten.** Ein Beitrag zum Kampfe gegen die drei schlimmsten Volksseuchen. Von Dr. med. H. Moeser.

Heft 5: **Sozialismus, Christentum und Kirche.** Von Dr. Ernst Breit.

Heft 6: **Zur Psychologie des Krieges.** Zeitgemäße Gedanken am Ende des Weltkrieges. Von Dr. J. Gotthardt.

Zu beziehen durch den

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Das beste Buch der Jetztzeit zur Verteidigung der katholischen Religion.

Ausgezeichnet durch ein Breve Papst Leo XIII. und approbiert durch Kardinal Langenieux, Erzbischof von Reims:

Christliche Apologetik

Von Monsignore E. Cauly, Apostolischer Protonotar und Generalvikar.

Preis bei portofreier Zusendung Mark 4.70.

Nach der achten Auflage des Französischen übertragen von Alexandrine Freiin von Landsberg-Velen.

Aus dem Vorwort:

Im allgemeinen läßt man dem Christentum noch die Gerechtigkeit widerfahren, daß man es als die vollkommenste Religion anerkennt, welche jemals auf Erden existierte. Seine Lehren über Gott, über die menschliche Seele, über das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer sind in der Tat unendlich erhabener als alles, was die heidnische Weisheit ersinnen und lehren konnte. Allgemein wird die Sittenlehre des Christentums als die reinste anerkannt, und man gibt zu, daß die Welt ein wunderbares Schauspiel von Eintracht, Unschuld und Tugend bieten würde, wenn alle Menschen sie getreu befolgten.

In unseren Tagen finden wir neben aufrichtiger, ehrlicher Bewunderung eine neue Art des Widerspruchs. Es ist nicht mehr ein einzelner Punkt, über den man streitet, wie in den Zeiten der alten Irrlehren, selbst der Grundsatz der kirchlichen Autorität ist es nicht mehr, was man angreift, wie zur Zeit des Protestantismus; der Feind von heute ist vielmehr der Menschengeist selbst, welcher stolz auf seine Fortschritte und Entdeckungen jetzt alles selbst beurteilen und seiner eigenen Beurteilung unterwerfen will.

Die erste Folge dessen ist die Leugnung aller Geheimnisse des Christentums unter dem Gesichtspunkt, daß sie dem Lichte des Verstandes widersprechen, welches Gott selbst uns gegeben hat.

Man stellt ferner den gebildeten Kreisen die Unveränderlichkeit der alten Glaubenssätze inmitten des modernen wissenschaftlichen Fortschritts als ein Zeichen eines nahen Verfalles dar.

Gegenüber dem Vorgehen unserer Zeit scheint es nicht mehr ausreichend, bloß die göttliche Wahrheit des Christentums und der katholischen Kirche positiv zu beweisen, sondern es ist auch eine Zurückweisung der Angriffe dringend erforderlich. Das ist die Aufgabe der christlichen Apologetik unserer Zeit.

Breer & Thiemann, Verlagsbuchhandlung,

Hamm (Westf.).

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund
P Germ 250.1.2

Frankfurter
Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.
Herausgegeben von Dr. Ernst Breit.
Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 7.20, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Katholische Lebenswerte in moderner Beleuchtung

Zeitgemäße Lebens-, Erziehungs- und Literaturfragen

von

Dr. J. Gotthardt

Mai Juni 1920 XXXIX. Band 8./9. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

Ein gediegenes Geschenkwerk von bleibendem Wert
ist die in unserem Verlag erschienene Gedichtsammlung:

Katholische deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts

Ein poetischer Hausschatz für die katholische Familie.
Gesammelt von **A. Hüttemann.** Zweite Auflage.
(607 S.) Vornehm in echt Leinen gebunden Mk. 8.50
(einschließlich Uebersendungsgebühr).

Ein berufener Kritiker nannte die Sammlung „das beste derartige Buch, das die katholische Literatur besitzt". — Der Wert des Buches und sein Vorzug vor anderen sog. Anthologien besteht darin, daß es nicht lediglich eine Sammlung schöner Gedichte ist. Es ist ein Buch, das uns Katholiken fehlt. Auch als einfache Gedichtsammlung, als poetisches Hausbuch übertrifft es die meisten anderen Sammlungen durch die Sorgfalt der Auswahl, die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit seines Gehaltes.

Zu beziehen vom Verlage

Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Der Bankrott des Bolschewismus

ist in unwiderlegbarer Weise geschildert
in dem soeben bei uns erschienenen Buche

Bilder aus dem kommunistischen Ungarn

von Dr. Hans Eisele.

Das schlimmste Toben der Schreckensmänner in der französischen Revolution wurde bekanntlich von der Spartakusherrschaft in Ungarn noch weit überboten. Besonders interessant und lehrreich sind des Verfassers Ausführungen über die Sozialisierung der Landwirtschaft, über die Verwüstung der ungarischen Industrie, über kommunistische Finanzkünste und über den in einem maßlosen Kirchensturm und in völliger Vergewaltigung der Geistesfreiheit sich auswirkenden „Segen des Kommunismus" auf dem Gebiete der Kirche und Schule.

Das Buch ist hochaktuell für jedermann, besonders wertvoll aber für Eltern und Erzieher, für Vereins- und Versammlungsredner und für jeden aufmerksamen Zeitungsleser.

8° (132 S.) Geh. M. 4,55. Dazu die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

In jeder Buchhandlung erhältlich. (114)

Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck - Wien - München - Bozen.

Katholische Lebenswerte in moderner Beleuchtung.

Zeitgemäße Lebens-, Erziehungs- und Literaturfragen
von Dr. J. Gotthardt.

Mit den folgenden Darlegungen gehen wir auf drei Fragen ein, die jetzt nach dem Kriege eine grundsätzliche Beantwortung erheischen. Die erste Frage betrifft die Stellung der katholischen Welt- und Lebensauffassung zu aktuellen modernen Lebensrichtungen. Die zweite behandelt zeitgemäße Erziehungsfragen, während die dritte eine fundamentale Orientierung in der sogenannten brennenden Literaturfrage zu gewinnen sucht. Wir haben uns in den Ausführungen der größten Kürze befleißigt.

I.

Die katholische Kirche und die moderne Welt nach dem Kriege.

(Zeitgemäße Lebensfragen.)

Der Weltfriede ist geschlossen unter Bedingungen, die beim Beginne des Völkerringens nicht zu ahnen waren. Freilich, wäre ein Einblick in die diplomatisch-ethnologischen Fäden in ihrem Zusammentreffen möglich gewesen, so hätte das deutsche Volk mannhaft eine andere Sprache geführt und seine Zukunft und Selbstbestimmung in verantwortlicher Weise selbst in die Hand genommen. Doch an Tatsachen der Vergangenheit läßt sich nicht rütteln. — Eine andere Frage bewegt uns mehr: Wird auch im deutschen Lande selber Friede und völkische Eintracht werden? Besonders: Wird der konfessionelle Friede gesichert sein? Oder wird der Katholizismus neue Kämpfe zu bestehen haben, wie ehedem? Wird ein einträchtiges Leben unter den Konfessionen zustande kommen, und eine Arbeitsgemeinschaft sich bilden lassen? Ohne den Ereignissen vorzugreifen, möchten wir zu dieser augenblicklich aktuellen und von Tag zu Tag akuter werdenden Frage folgende grundsätzliche Ausführungen machen.

1. Zunächst dürfte es verkehrt sein, in den rosigen Zukunftshoffnungen der „religiösen Optimisten" sein Heil und den sicheren Maßstab des zeitgemäßen Urteils zu suchen. — Die Konfessionen bestehen auf Grund der unabänderlichen, unverschiebbaren, jeder Neuerung unzugänglichen Glaubenssätze der katholischen Lehre. — Von Christus unmittelbar und im vorchristlichen Patriarchen- und Prophetentum von den Erziehern auf Christus hin mittelbar geoffenbart, von den Aposteln und ihren Nachfolgern im Lehramte umschrieben, geist- und lebensvoll geordnet, sind die Wahrheits- und Sittensatzungen der katholischen Welt- und Lebensrichtung ein heiliges Krongut, von dem keine Perle

weggenommen oder durch andersgeartete Meinungen ersetzt werden kann. — An dieser Tatsache ist wohl billig kein Zweifel zu hegen. — Nun kommt zu dieser Basis der Dogmen- und Kirchengeschichte folgende psychologisch-historische Tatsache: Die nichtkatholischen „Konfessionen" werden von ihrem individuell persönlichen Glaubensempfinden und von der historischen Glaubensform in irgend einer konfessionellen Gestaltung zu Gunsten der katholischen Welt- und Lebensanschauung in bewußter einheitlicher Weise wohl kaum ein Jota preisgeben. Es mag der eine oder andere Vertreter dieser oder jener akatholischen „Konfession" durch vernunftführende Kriterien oder durch eine besondere Einwirkung des göttlichen Gnadenhauches sich bestimmen lassen, die religiösen und sittlichen Forderungen einer Konversion auf sich zu nehmen, völlig ausgeschlossen scheint jedoch die Möglichkeit, daß eine Konfession als solche an die katholischen Glaubensideen solche Konzessionen macht, daß eine in jüngster Zeit vielerorts zur Diskussion stehende Glaubensverschmelzung von Katholizismus und Akatholizismus erfolgen könnte. Historische, dogmatisch-sachliche und psychologisch-individuell tief eingewurzelte Hindernisse stehen der Zukunftsidee eines solchen den psychologischen Tatsachen wenig gerecht werdenden Optimismus' entgegen. Es ist nicht allein die große Anzahl von Vorurteilen, nicht allein die Macht der erzieherischen Beeinflussung, auch nicht die Legion von Einwänden und persönlichen Wünschen und Forderungen zu überwinden, was schlimmer ist, dürfte das freimütige Geständnis der inneren Ueberzeugung werden. Wer mit gutwilligen Konvertiten eine dogmatische Auseinandersetzung zu führen hatte, der kann in etwa ermessen, welch eine Tatsachen- und Ideenkluft zwischen Katholizismus und Nichtkatholizismus besteht. Ohne Zweifel würde jeder Katholik eine Glaubenseinigung auf katholischer Basis begrüßen und dem Mitbruder die Hand zum lebensfrohen und glaubenseifrigen Zusammenarbeiten reichen; allein es müssen erst die praeambula dieser religiösen Verbrüderung gegeben sein und zwar in sicheren und greifbaren Ueberzeugungen und Vereinbarungen.

2. Es liegt uns fern, eine solche Möglichkeit ganz auszuschalten, die größten geschichtlichen, religiösen und ethischen Hindernisse und Schwierigkeiten können überwunden werden. Dazu scheinen uns die Zeiten aber noch nicht reif zu sein, und die Aussicht aus den allmählich sich entwickelnden religiösen Verhältnissen ist noch zu konturenarm, um in beweis- und fixierbaren Momenten den möglichen Zusammenschluß der „Konfessionen" erkennen zu lassen. Naturgemäß ist dieses Prognostikon nur insoweit gegeben, als der gute Wille, die treibenden religiösen Kräfte, das Sehnen der Volksseele nach Glaubens- und Lebenseinheit in dem Bestreben der Höherbildung der deutschen Kultur in konzentriertem Einheitswirken sich erkennen läßt; allein für den nüchternen Zeit- und Geistesbeob-

achter ist auch dieser Augenblick noch recht ferne. Selbstverständlich ist jede organisierte Propaganda für die katholische Welt- und Lebensgemeinschaft von katholischer Seite nicht die Parole des Katholizismus im sozial-nationalen Leben; denn es war nie oder doch wenigstens recht selten Gepflogenheit der katholischen Kulturwelt, unberufene Propaganda im persönlichen oder amtlichen Leben für die katholische Geistesrichtung zu organisieren, außerdem würde sie in gegenwärtiger Zeit wichtigere Zeitaufgaben vergessen. Da ist gerade in der letzten Zeit wie gerufen ein Büchlein in neuer Auflage [1]) erschienen aus der Feder oder besser aus den Fastenvorträgen, die der beredte ehemalige Pfarrer von St. Martin in Freiburg, Hansjakob, 1888 hielt, und die heute noch recht beachtenswerte Gedanken enthalten. „Die römisch-katholische Kirche ist tolerant, indem sie mit wissenschaftlichem Recht den ihr von Christus übergebenen und sanktionierten Heilsweg als den von der Trinität gewollten, beschlossenen kürzesten Weg zu Gott, dem Endziel der Menschenseele, bezeichnet und ihn in selbstloser Hingabe an den offenbarten Willen Gottes zu wandeln auffordert, ohne dadurch die Behauptung aufzustellen, daß jene Mitglieder anderer Religionsbekenntnisse, die in gutem Glauben der von den Vätern ererbten Religion anhangen, verloren seien. Wenn das Christentum die einzig wahre und wahrhaft göttliche Religion, und die katholische Kirche die einzige von Christus bevollmächtigte und mit seinem stetigen Beistand versehene Vertreterin des Christentums ist, so muß die Kirche intolerant sein, d. h. sie darf nicht dulden, daß die Menschen die Offenbarungen, Wahrheiten, Satzungen und Segnungen Jesu Christi beliebig annehmen oder verwerfen, beliebig deuteln und ändern. Jesus Christus, der in und durch seine Kirche fortlebende und fortwirkende Gott, hat gesagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ In diesen Worten hat er selber die religiöse Intoleranz des Christentums begründet und proklamiert und jeden anderen Weg und jede andere Wahrheit ausgeschlossen von der Fähigkeit, zum ewigen Leben und zum Vater zu führen.“ (Hansjakob, a. a. O., S. 21.) Diese Intoleranz der katholischen Kirche, die ihren letzten Grund in der Einzigkeit der Wahrheit überhaupt, in der Einheit und Eigengesetzlichkeit der christlichen Offenbarungswahrheit und nicht zuletzt in dem scharf pointierten Willen Jesu Christi ihren letzten Grund, ferner in dem historischen Werdegang der christkatholischen Glaubenslehre, in der einheitlichen Rechts- und Kulturarbeit des katholischen Geistes ihre Existenzberechtigung und Leistungsfähigkeit erwiesen hat, birgt in sich eine hoheitsvolle und der christlichen Caritas ent-

[1]) Heinrich Hansjakob: „Die Toleranz und die Intoleranz der katholischen Kirche.“ Dritte und vierte Auflage. Freiburg i. B. — Die erste Auflage erschien 1889.

sprechende Milde, daß sie jedem Menschen, der in diese Welt kommt, die Schönheit ihrer Lehren und Wahrheiten so lebendig vor die Seele führt, daß er mit seinem freien Willen wählen kann. Die katholische Kirche geht ihren Weg unabhängig von den Interessen der Zeit und der Länder; ihrer Mission gehören alle Länder und alle Jahrhunderte an, seitdem der Herr ihr den Auftrag gegeben: „Gehet hin und lehret alle Völker." Die katholische Kirche wirkt auf die Menschen nur unter Zustimmung ihres freien Willens. Und wenn die Kirche, die Trägerin des Heiles, nicht mit der Donnerstimme der Intoleranz zu allen Zeiten in die Welt gerufen hätte, daß außer Christus und der Kirche kein Heil sei, wie viele Seelen würden gleichgültig an Christus und dem Heile in ihm vorübergegangen sein und noch vorübergehen. Ja, die Intoleranz hat das Christentum durch die Jahrhunderte hindurch gerettet." (Hansjakob, a. a. O., S. 26 ff.)

3. Wenn die Intoleranz der römisch-katholischen Kirche aber, wie schon kurz erwähnt, eine relative Toleranz den Außenstehenden gegenüber einschließt, wenn sie in jedem Individuum ohne Rücksicht auf sein konfessionelles Religionsbekenntnis die unsterbliche, mit Christi Blut erkaufte, vom Geiste der Heiligung auch geliebte Seele achtet und sucht, so wird sie niemals eine unzeitgemäße, den Andersgläubigen lästige und aufdringliche Propaganda treiben, sondern dem freien Willen die letzte Entscheidung überlassen; damit handelt sie nicht nur klug und historisch folgerichtig, sondern sie kommt auch dem Auftrage ihres göttlichen Stifters und Lehrmeisters nach, der wohl gekommen war, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, der trotzdem aber selbst einen Teil seiner Jünger ins Verderben gehen ließ, weil ihre freie Willensentscheidung es so intendierte. Diese relative Toleranz ist im Laufe der kirchengeschichtlichen Entwicklung oft verkannt worden, und auch in der Gegenwart scheint man auf befreundeter, besonders aber auf gegnerischer Seite ihr wahres Wesen zu verkennen; daher denn auch der wenig zeitgemäße Optimismus. — Das Wesen der kirchlichen Intoleranz besteht vor allem in dem motivierten Bewußtsein der Kirche, die ihr anvertrauten Gläubigen zum Urquell der Wahrheit und sittlichen Entfaltung in dem Besitze der göttlichen Anschauung geleiten zu müssen und auch geleiten zu können, falls die Einzelpsyche diesen Wahrheits- und sittlichen Lebensweg mit ebenso motiviertem Bewußtsein als solchen anerkennen und wandeln will. Es ist die christkatholische Intoleranz in psychologisch-ethischer Würdigung zugleich die höchste Toleranz und zwar von zwei aktuellen Gesichtspunkten aus. Zuerst übt sie keinen unzeitgemäßen Zwang, keine unmotivierte Willkür aus, wie ihr bis in die neueste Zeit von vielen Gegnern kritiklos vorgeworfen wurde, sondern gerade die katholische Kultur-, Lebens- und Erziehungswelt schmiegt sich in beachtenswer-

ter Seelenerkenntnis und in individueller Seelenerfahrung dem innersten Suchen und Streben der Psyche an, proponiert ihr eine fein durchdachte, harmonisch und lebenswahr geordnete und mit wissenschaftlichen Motiven begründete Welt- und Lebensanschauung und läßt stets noetische, ethische und historisch fundierte Kriterien auf Verstand und Willen wirken, ohne auch nur einen Anlauf zur subjektiven unmotivierten Beeinflussung zu machen. Ferner fällt die Kirche bei ihrer wissenschaftlichen Intoleranz, d. h. bei der wahrheits- und pflichtgemäßen Betonung des relativen Satzes: „extra ecclesiam nulla salus, niemals das praktische Urteil über die Nichtkatholiken; das letzte Urteil über Leben und Tod überläßt sie Gott, und sie betet auch für jene, die nicht ihre Kinder sein wollen. Die scharfe Hervorhebung dieser beiden Gedanken vermisse ich bei Hansjakob, wenngleich er die reichen Früchte der katholischen Intoleranz in ein zeitgemäßes Licht rückt: „Die Intoleranz der Kirche hat mit der bürgerlichen Freiheit noch eine andere, wichtigere gebracht. Sie hat die Menschheit nicht bloß von der Tyrannei des alten Staatswesens befreit, indem sie alle Menschen zu gleichen Untertanen eines und desselben Reichs und Gesetzes machte, sondern sie hat dieselben auch erlöst von der Tyrannei der Leidenschaften .... Am glänzendsten hat sich die Intoleranz der Kirche bewährt in der Erhebung des Weibes zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes und in der dadurch bedingten Gründung und Erhaltung der christlichen Familie." (Hansjakob, a. a. O., S. 35 f.) Die Toleranz der römischen Kirche tritt dann besonders wieder ein, wenn sie durch Wort und Tat jene Anordnungen bezüglich der Seelenrettung ausgeführt hat, die Christus ihr aufgetragen und sein Wille in verantwortlicher Weise von ihr verlangt. Sie wird auch niemals diesen Pflichtenweg verlassen, mag der Geist des Widerspruches noch so große Opfer in Verfolgung und Verleumdung von ihr fordern.

4. Diese eigenartige, eigengesetzliche Stellung der Kirche erfordert denn auch eine zeitentsprechende Würdigung, und da ist es klar, was wir oben aussprachen: die katholische Kirche wird dem modernen Unionsoptimismus mit skeptischer Tatsachenkritik gegenüberstehen und ohne Härte, ohne selbstherrliche und selbstgefällige Stellungnahme den Gegner weder provozieren, noch ihm allzugroße Hoffnung machen, daß eine Verschmelzung der „Konfessionen" von katholischer Seite so leicht sei. Der Felsenbau ihrer Wahrheiten und ethischen Satzungen war allen Zeit- und Lebensverhältnissen, besonders in der Kriegszeit, so gewachsen, daß von einer Ideenverschiebung, Ideenrevision, oder gar von einer dogmatischen Reform und Preisgabe von Glaubenssätzen billig keine Rede sein kann. Entweder kennt man den festen Aufbau der katholischen Wahrheits- und Lebensordnung nicht, oder man wähnt, daß wegen vorübergehender sozialer Erfolge Perlen aus dem Krongute der Kirche preisgegeben würden.

Die Zeiten der Konzessionen und irenischen Einseitigkeiten sind vorbei; die oft sentimental gestimmten Annäherungsversuche der „Konfessionen" haben nie eine objektive Diskussion über den Ideengehalt der Union ermöglicht, geschweige denn eine scharfe Hervorhebung des Einenden und der Differenzpunkte auf wissenschaftlicher Grundlage zugelassen, und der zu verzeichnende Erfolg lohnt nicht die aufgewandte Mühe und Umsicht. — Allerdings müßte von staatlicher Seite dem Katholizismus die größte Güte und das denkbar aufrichtigste Wohlwollen entgegengebracht werden. Denn „ohne Intoleranz kann keine öffentliche Gewalt bestehen, weder in Kirche noch in Staat. Man sollte es deshalb der Kirche nicht verargen, und nicht gegen sie eifern, wenn sie die hohen Wahrheiten Jesu Christi, des Sohnes Gottes, mit eiserner Intoleranz festhält. Denn auf den Grundsätzen des gläubigen Christentums ruht der Staatenbau der europäischen Völker. Fällt dieses Fundament, der Eckstein Jesus Christus, dann verfällt die christliche Welt Gefahren, welchen alle staatliche Intoleranz nicht mehr zu steuern vermag. — — — Die katholische Kirche wird unentwegt ihr von Christus überkommenes Amt weiter ausüben, unbeirrt durch das Geschrei, sie sei intolerant. Jeder Schimpf und jede Verfolgung, die sie erduldet, weil sie nichts vergibt von dem, was Christus ihr zu lehren befohlen hat, ist ihre Ehre und ihr Triumph. Die Wahrheiten Jesu Christi durch die Stürme der Zeiten und durch die Meinungen der Menschen hindurch retten, ist ihre Aufgabe und dieser Aufgabe konnte und kann sie treu bleiben nur durch ihre Intoleranz." (Hansjakob a. a. O., S. 48 f.)

5. „Wenn die römisch-katholische Kirche also intolerant ist, so verbindet sie den idealen Wert ihrer Selbsterhaltung und der Seelenrettung mit der Sicherheit des Staatslebens, dem sie ein spezifisch-christliches Gepräge gibt. Außerdem aber hat sie weder die Mittel noch den Willen, irgendein Staatssystem zu knebeln, vielmehr läßt sie dem einzelnen Staate das Recht und die Möglichkeit seiner Selbstentfaltung und leistet in Zeiten der Verfolgung, wie historisch genügend bekannt ist, nur passiven Widerstand. Direkt aber fördert die Intoleranz das Kultur- und Gesellschaftsleben der Gegenwart in vielfältiger Weise und gestattet einen objektiven Einblick in die wahre Toleranz der Kirche, die „in ihrer Intoleranz nicht Haß und nicht Unfrieden", sondern „Duldung und Liebe, in allem, wes nicht absolut notwendig ist," predigt. Denn „sie verdammt ... keinen Menschen, aber sie verlangt und muß verlangen, daß jeder in Sachen des Heils nach Wahrheit strebe und nach der erkannten Wahrheit lebe und handle."

II.

Eine zeitgemäße Frage wird somit im Sinne der einleitend erwähnten die sein: Welche Werte gibt die katholische Intoleranz oder Toleranz, wie wir es nennen können, dem Kultur- und

Wissenschaftsleben der Gegenwart? Von der Beantwortung dieser Frage wird es wesentlich theoretisch abhängen, ob eine Annäherung der verschiedenen christlichen „Konfessionen" vom allgemeinen Vernunft- und Wissenschaftsstandpunkt aus möglich und erwünscht ist. — Der Haupteinwurf, der nämlich der katholischen Welt- und Lebensidee bis in die jüngste Zeit hinein gemacht wurde, ging von der angeblichen Kultur- und Wissenschaftsfeindlichkeit oder wenigstens der Apathie gegen beide aus, wie sie die katholische Kirche vermeintlich hege. Auch sei in der „selbstgefälligen" Aufstellung des Satzes: Extra ecclesiam nulla salus" eine Herausforderung und Anfeindung des Gegners gegeben, sodaß hierin das größte Hemmnis der modernen Vereinigungsversuche zu erblicken sei; gerade diese exklusive und selbsterhebende Stellung habe eine Verschärfung der Beziehungen zwischen der Kirche und den Kulturstaaten zur notwendigen Folge gehabt. — Was ist zu diesen Einwürfen in Beantwortung der obigen Frage zu sagen? Und ferner: Was ergibt sich hieraus für die Würdigung unserer Hauptfrage: Wird der Katholizismus nach dem Weltkriege in besonderer Gefahr schweben? Eine grundsätzliche Stellungnahme zu diesen beiden Kernfragen der Gegenwart scheint uns im Interesse der nationalen deutschen Einheit, vor allem aber auch im Interesse der katholischen unverschiebbaren und kulturfördernden Ideenrichtung dringend geboten. —

1. Zunächst sei hier ein Gedanke vorausgeschickt, den Hansjakob a. a. O. S. 62 aus einem bekannten Briefe Karl Ludwigs von Haller zitiert: „Ihr klagt, daß uns die katholische Kirche verdamme, und daß sie behaupte, außer ihrem Schoße sei kein Heil zu hoffen. . . . Sie verdammt nicht eure Personen, sondern eure Irrtümer und die falschen Grundsätze, die man euch beibringt. Sie haßt euch nicht, sie liebt euch . . . täglich zu den Füßen des Altares betet sie für euch, . . . die Kirche allein erwidert den Haß mit Liebe, vergilt die Unbilden, die sie empfängt, mit Guttaten, indem sie jedem Unglücklichen, wessen Glaubens er immer ist, Trost und Hülfe reicht. Wo habt ihr jemals einen wahren Katholiken gesehen, der euch Uebles zugefügt hat? Ich meinerseits habe in meinem Leben nichts als Gutes von ihnen empfangen; unmöglich kann ich jemanden hassen, der mich liebt!" Die Gegner der katholischen Toleranz werden die Wucht dieser Gedanken eines Konvertiten kaum durch geschichtliche Beispiele, die das Gegenteil beweisen, entkräften können; auch dürften sie nicht imstande sein, eine Disharmonie zwischen katholisch-religiösem Denken und kulturellem Handeln zu konstruieren; im Gegenteil, es läßt sich eine lichtvolle Harmonie zwischen der katholischen Intoleranz und der zeitgemäßen Kultur und Wissenschaft so leicht herstellen.

a) Zuvörderst sind die katholischen Wahrheiten und Lebensideen keine Geheimlehre, die wie das verschleierte Bild zu Saïs behutsam jeder Prüfung, jeder beobachtenden Vergleichung ent-

zogen sind, im Gegenteil, wie Christus, ihr Lehrmeister und Auftraggeber, öffentlich im Tempel, auf menschenbelebten Plätzen, in den Synagogen lehrte, so hat auch die christliche Welt- und Lebenswahrheit innerhalb der katholischen Kirche eine öffentliche Proklamation erfahren: „Die Wahrheiten des Christentums und die Lehren der katholischen Kirche sind seit neunzehn Jahrhunderten in der Welt. Sie liegen offen vor aller Augen. Sie haben Kämpfe und Widersprüche erfahren, wie nie eine Wahrheit unter Menschen sie erfahren hat; sie sind keiner Lüge überführt worden und haben alle Angriffe und Stürme überdauert bis zur Stunde, ohne daß die Kirche, ihre Verkünderin, ein Jota daran geändert oder preisgegeben hätte." Mit diesen Worten dokumentiert Hansjakob a. a. O. S. 81 die Tatsache, daß die katholischen Welt- und Lebenswahrheiten von jeher zur Diskussion, zur Kritik offen vor aller Welt ausgebreitet waren, und daß hervorragende Vertreter der modernen Wissenschaft sich nie so recht die Mühe gaben, den innersten Kern dieser inhaltsschweren Wahrheiten, die sich mit den höchsten Welt- und Lebensfragen befassen, auch nur in etwa näher kennen zu lernen. Trotzdem glauben solche Koryphäen der wissenschaftlichen Forschung das Recht einseitiger Kritik in Anspruch nehmen zu dürfen. Darin liegt aber ein ernstes Hindernis, das unsere Gegenwartsoptimisten nicht erkennen, nämlich daß auf gegnerischer Seite eine nicht zu unterschätzende Unkenntnis katholischer Welt- und Lebensideen herrscht, und daß ferner trotz dieser Unkenntnis kaum ein ernstlicher Wille sich konstatieren läßt, einmal die Leitmotive, die grundlegenden Gedanken der katholischen Wahrheitswelt in vertiefter Forschung kennen zu lernen. Es mag sein, daß der Weltkrieg mit seinen erhöhten Kampf-, Lebens- und Existenzfragen alle materiellen und Geisteskräfte in Anspruch nahm, ein ernsteres Nachdenken, einen gesteigerten sittlichen Ernst im Gefolge hatte und dauernd zum friedlichen Ideenaustausch stimmen wird, allein trotzdem müssen wir immer noch dem Freiburger Pfarrer von St. Martin recht geben, wenn er sagt: „Wir sahen, wie unsere Gelehrten Studien machen über alles, was die Natur bietet, vom Stein, der zu unseren Füßen liegt, bis hinauf zu den Welten, die über unseren Häuptern rollen, vom Wurm im Staub und den Infusorien im Tropfen Wasser bis hinauf zum Adler und Elefanten, von den Algen und Moosen bis hinauf zur Palme — aber sich die Mühe zu nehmen, Studien zu machen über das Christentum, es gründlich zu prüfen, ob es wahr oder falsch, ob sein Stifter Gott oder Mensch, seine Kirche Gottes- oder Menschenwerk sei, daran denken diese Leute nicht. Sie begnügen sich, zu verachten und zu leugnen, was sie garnicht kennen; ein Standpunkt, den sie selbst in ihren Wissenschaften auf das schärfste verurteilen." (Hansjakob, a. a. O. S. 82). — Eine ernste Prüfungsarbeit von seiten maßgebender Vertreter der modernen Wissenschaft würde, historisch und psychologisch gewürdigt, folgende Tatsachen ergeben:

b) Die christliche Welt- und Lebensidee hat im engsten Kontakt mit der zeitlich parallel laufenden Wissenschaft und den jeweiligen Welt- und Lebensanschauungen einen wesentlichen Anteil an der Hebung, Veredlung, Entfaltung, Vertiefung und Höhenführung der wahren zeit- und lebensgemäßen Wissenschaft. Diesen Anteil der katholischen Kirche an der exakten und historischen Forschung, an den experimentellen naturwissenschaftlichen Untersuchungen, an den Aufgaben der wahren Kultur in Kunst und in wissenschaftlichem Erkennen näher zu schildern, aktenmäßig zu erhärten, ist eine dankbare Aufgabe der objektiven Kulturgeschichte jetzt nach dem Kriege und zwar im Interesse der allgemeinen Geschichtsforschung. Das Thema: Der Anteil der Katholiken an der Wissenschaft ist in den letzten Dezennien oft gestellt, aber noch nicht erschöpfend behandelt worden; vor allem mußten und müssen in Zukunft folgende Gesichtspunkte in historischer Einzelforschung beachtet werden: Welche reifen Erkenntnisse und abgeschlossenen Wahrheiten besaß die vorchristliche Forschung, die Antike, und inwieweit bedurften sie keiner weiteren Aufhellung und Ergänzung mehr? Es ist ein Mangel mancher neuzeitlichen wissenschaftlichen Untersuchungen über den Geist der Antike, daß sie nicht einwandfrei an der Hand der erreichbaren Quellen feststellen, welche Wahrheiten in der alten Geisteswelt so stabil geworden waren, daß sie auch von der christlichen Offenbarung und der gewissenhaften modernen Forschung nicht außer Kurs gesetzt wurden. Wir besitzen die geistvollen Ausführungen eines Ignaz Döllinger über „Judentum und Heidentum", die klassische Philologie hat seit den Tagen Erwin Rohdes und H. Useners manche erwähnenswerte Detailforschung über den antiken Geist in seinem ruhelosen Forschen nach den Kernfragen des individuellen und Naturlebens angestellt, allein inwieweit die Fragen der Antike nach dem Woher und Wohin, nach „Weltgrund- und Menschheitsziel", nach Lebenswert und Kulturfortschritt als abgeschlossen beantwortet zu betrachten sind, inwiefern das Christentum Inhalt und Form mancher Seins- und Lebenswahrheiten ersetzen, d. h. völlig neu schaffen mußte, das wird kaum dargestellt, und in den meisten Fragen läßt sich doch nach dieser Hinsicht eine abschließende Untersuchung anstellen. — Erst wenn auf der ganzen historischen Forschungslinie diese Grundarbeit geleistet ist, erst wenn die einzelnen wissenschaftlichen Leistungen der Antike ohne Beziehung auf das Christentum und die Moderne objektiv erkannt sind, wird die Forschung einsehen, welcher Löwenanteil der christlichen Welt- und Lebensorientierung in ihrem Einflusse auf die Neuschaffung, Neugestaltung der Wissenschaft überhaupt zu verdanken ist. Es war eine Lieblingsphrase moderner Kirchenfeinde, die Antike habe durch den gegensätzlichen Geist der Kultur und wissenschaftlichen Ideen des Christentums eine starke Einbuße erfahren; der Katholizismus

habe schon bei seiner Gründung am ersten Pfingsttage in der neuen Aera kulturhemmend gewirkt und zwar seinem innersten Wesen nach. Es wird sogar die Behauptung aufgestellt: Die katholische Religion sei in bewußter Weise kulturfeindlich und habe den Kulturkampf bereits mit der Antike begonnen. Wenn die oben erwähnte Einzelarbeit in wissenschaftlicher Form geleistet ist, dann wird dieser groteske Einwand, der bis in die Gegenwart hinein gesponnen worden ist, aufhören; es werden sich nämlich folgende Resultate als Vollwert der geschichtlichen Einzelforschung ergeben:

α) Die katholische Lehre, — denn nur so können und müssen wir die erste christliche Glaubenswahrheit und Ethik bezeichnen — hat die Antike in ihrer Gestaltung weder nötig gehabt, noch benutzt; sie hat nur das formelle Gewand der Antike entliehen, und zwar aus psychologisch pädagogischen Gründen, um so die Katholizität des neuen Geistes auch unter Benutzung menschlicher Mittel praktisch möglichst schnell durchzuführen. Es ist eine banale Redensart, von einer bewußten Entlehnung antiker Ideen durch den Geist der christlichen Missionspredigt zu reden, zumal außer Paulus und Johannes die Wahrheit Männern einfältigen und bescheidenen Geistes übertragen wurde. Daß aber die neue Welt- und Lebensweisheit sich dem Volksgeiste anbequemte, daß wie Deißmann in seinem Buche: „Licht vom Osten" ausführt, das neue Evangelium von der Oberschicht der synkretistischen Gelehrsamkeit ganz abstrahierte und der zur flammenden Begeisterung noch fähigen Volkspsyche sich bemächtigte, zeigt zur Genüge, daß wir es mit einem anderen Geiste zu tun hatten, der den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Torheit schien, und der trotzdem die Ideen der Zeit und der gesamten kommenden Kulturtage und Epochen so modifizierte, daß eine Neugestaltung des wissenschaftlichen und kulturellen Denkens und Schaffens sichtlich zu verzeichnen ist. — Die alte Metaphysik, soweit sie Irrtümer aus den Tagen der vorsokratischen und sokratischen Philosophie, aus dem System Platos enthielt, soweit der lebensunwahre Geist eines Epikur, der Stoa und des eklektischen Synkretismus' seinen zersetzenden Einfluß geltend gemacht hatte, wurde von den falschen Ideen gereinigt nicht in der Form einer neuen Systembildung, sondern in der lehr- und lebenspraktischen Betonung des wahren Seins, der allein der Psyche genügenden Wahrheit und aller der Vernunft und Erfahrung homogenen Kategorien. — Wenn auch erst die Schulen von Jerusalem, Alexandrien, Konstantinopel, Athen und Rom eine Remedur und Ergänzung der antiken Metaphysik vornehmen, so ist doch schon das Evangelium des hl. Johannes, ja das älteste des Matthäus und Markus eine Fundgrube reichster metaphysischer Wahrheiten, die leider noch nicht in guter Sichtung gesammelt sind. — Die Logoslehre der antiken Philosophie und jene des Evangelisten Johannes sind grundverschieden, indem schon die essentielle Auffassung im Evangelium die Formalkonzeption in der Antike in eine schemenhafte Ferne rückt:

bei Plato die Idee der begrifflichen Weisheit, bei Johannes die Tatsache der Person seienden ewigen göttlichen Weisheit. Welche Einzelzüge metaphysischer Bedeutung daraus aber erwachsen, ergibt sich aus dem Wirklichkeitsstandpunkt, den die neue Lehre Jesu Christi bezüglich Sein, Relationen, Gut und Bös usw. einnimmt. — Die Ideen von „Wahr", „Gut", „Schön" finden in den ethischen Grundsätzen des Evangeliums eine vertiefte Erklärung. Was die Antike an metaphysischen Wahrheiten gewonnen hatte, mußte verblassen gegenüber der Neubegründung derselben in den Briefen Pauli und in der Apokalypse. — Von religiösen Satzungen wollen wir in diesem Zusammenhange ganz absehen; denn sie haben in der Antike nur schwache Konturen erfahren und von einer systematischen Aufstellung tiefbegründeter Lehren bezüglich Seelenleben und Seelenrettung, Gnadennotwendigkeit, Tat und Wirkung der Erbschuld kann doch nur in geringem Maße Rede sein. — Was gar die antike Noëtik und Ethik anbelangt, so haben die Untersuchungen von Rohde, Gomperz und Max Wund gezeigt, daß die Grundvoraussetzungen der römisch-griechischen Wahrheitsforschung, Tatsachenbegründung und Ideenverknüpfung, besonders aber der Motivierung einzelner ethischer Prinzipien doch so mangelhaft bewiesen wurden, daß man sich nicht zu wundern braucht, daß der synkretistische Philosophenmantel allmählich in Mißkredit geriet und nicht zuletzt beim Volke. —

β) Eine weitere Aufgabe, welche der katholischen Wissenschaft noch obliegt, ist die: welches ist das Maß der individuellen noëtischen und ethischen Wahrheiten des Christentums? Welchen Umfang haben sie, und wie haben sie ihre Eigenart und Eigengesetzlichkeit den parallelen zeitgenössischen Ideen mitgeteilt? Wenn diese Frage restlos beantwortet ist, dann — und nur dann erst wird eine Parallele zwischen Antike und Christentum auf wahrhaft wissenschaftlicher Basis möglich sein; alsdann wird aber auch die Superiorität der katholischen Welt- und Lebensideen offenbar werden und zwar auf Grund von unwiderlegbaren Tatsachen. „Wenn wir nun sehen, wie trotz alledem die Gebildeten unserer Tage dem Christentum gegenüberstehen, sich gar keine Mühe geben, es kennen zu lernen, so müssen wir sagen, sie machen sich schuldig des freiwilligen, absichtlichen Irrtums und darum gilt ihnen das Wort: „Außerhalb der Kirche kein Heil." Und wenn die Kirche sie auch nicht verdammt, so bereiten sie sich die Verdammung selbst durch die Art und Weise, mit der sie in unverantwortlichem Leichtsinn Stellung nehmen zu dem, der das Licht der Welt, die Wahrheit der Welt und das Leben der Welt ist." (Hansjakob a. a. O. S. 85.) Diesen Worten Hansjakobs, denen wir nichts hinzuzufügen haben, wird auch ein Urteil gerecht, das früher Döllinger in seinen guten Tagen ausgesprochen hat (bei Hansjakob a. a. O. S. 88): „Der Widerwille gegen das Christentum, sobald es sich im Leben wie in der Wissenschaft geltend machen will, ist in den Regionen der Gebildeten allgemein. Dem

gläubigen Protestantismus stellt er sich bei jedem Schritte ebenso in den Weg wie der katholischen Kirche; nur daß die Feindschaft gegen die letztere aus mehreren Gründen, zunächst schon um ihrer festen Organisation und zäheren Widerstandskraft willen, energischer, tätiger, allgemeiner ist und daß jeder Feldzug gegen sie Gläubige und Ungläubige, Scharen verschiedener Kampfgenossen zu kurzer Eintracht unter einem Banner vereinigt." Und welches ist der tiefere Grund hierfür? Einzig allein vorerst die Unkenntnis des katholischen Wahrheits- und Gerechtigkeitsgeistes und nicht minder die psychologisch vielfach unerklärliche Abneigung gegen christkatholische Wahrheiten und ethische Lebensideen und die vermeintliche Angst vor einer eventuellen Knechtung des eigenen Geistes; und doch macht diese Wahrheit allein frei. Mit Recht sagt derselbe Freiburger Autor a. a. O. S. 88 f.: „Die einzige intolerante christliche Kirche, d. h. jene, welche seit neunzehn Jahrhunderten keinen ihrer Glaubenssätze aufgegeben hat, ist die römisch-katholische. Sie begegnet daher der Toleranzschwärmerei unserer Tage gegenüber stets dem Mißtrauen und der Bekämpfung. Daß aber diese Toleranz vielfach nichts ist als Unglaube und Haß gegen den Glauben, zeigt der Umstand, daß diejenigen, welche über alle Religionen spotten, die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele leugnen, alle Sittlichkeit und deren tiefste Grundlagen verhöhnen, Duldung, Entschuldigung, ja selbst Lob erfahren, oft gar noch als große klassische Menschen verehrt werden." Diesem möchten wir noch folgenden Gedanken hinzufügen: Wenn die moderne Kritik in den letzten Dezennien besonders unter der Führung von Ad. von Harnack die altchristlichen Literaturdenkmäler in wissenschaftlicher Einzelforschung in verständlicher Form, in übersichtlicher Parallele zu der zeitgenössischen Profanliteratur dargestellt hat, warum geht die Kulturgeschichte der Gegenwart, die Geschichte der Wahrheits- und Ideenforschung fast verständnis- und interessenlos an diesen literarischen Niederschlägen des altkirchlichen Geistes vorbei, anstatt endlich zu erkennen, welch hohen Wahrheits- und Kulturwert die katholische Ideenwelt in sich birgt! Erst wenn diese Arbeit geleistet ist, erst wenn hier guter Wille zu konstatieren ist, dann dürfte der Optimismus, der vielfach auch in katholischen Kreisen zu finden ist, eine reelle Grundlage gewinnen und eine stille Hoffnung bezüglich einer kultur- und religionsgedeihlichen Annäherung der Konfessionen aufkommen lassen. Die moderne historische Kritik muß auf der Gesamtlinie ihrer Untersuchungen auch dem Urchristentum, d. h. den Anfängen der katholischen Kirche, gerecht werden, um so die Möglichkeit zu bieten, daß vielerorts der alte Irrtum abgelegt und die uralte Kraft des katholischen Wahrheitsgedankens wenigstens historisch gewürdigt werde. Ehe diese Erstlingsarbeit nicht abgeschlossen ist, dürften die Friedenshoffnungen von wissenschaftlich-psychologischer und ethisch-ethnologischer Grundlage kaum diskutabel sein. — Vor allem aber ist folgende Frage noch zu beantworten: Welchen we-

sentlichen Anteil hat die katholische Wahrheits- und Lebensbegründung an dem Aufbau der Kultur seit Christi Tagen, d. h. welche Wirkungen hat die christkatholische Welt- und Lebensidee auf die Wahrheits- und Kulturentwicklung überhaupt ausgeübt? und dann: Sind diese „Wirkungen" historisch noch erkennbar und unter welchem kulturhistorischem Gesichtswinkel sind sie zu beurteilen? Es soll nicht geleugnet werden, daß in dieser Richtung schon manche wertvolle Einzelarbeiten zu verzeichnen sind, allein die Gesamtwürdigung erfordert noch ein gutes Maß von Einzelforschungen, und erst wenn dem Gegner die hoheitsvolle Würde der katholischen Lebenswerte durch diese wissenschaftliche Forschung offenkundig geworden ist, wird er auch keinen Schein mehr seiner bisherigen Stellungnahme verteidigen können. Allerdings kann man jetzt schon sagen, daß die altkirchlichen Kultur- und Wahrheitsgüter sich so wirksam im Laufe der neuzeitlichen Kulturentfaltung offenbaren, daß vorerst eine Zusammenfassung aller Leistungen des katholischen Wahrheits- und Lebenshöhenganges dem Andersgläubigen einen Anstoß zum ernsten Nachdenken geben muß. — Hier entscheidet allerdings der gute Wille, und dem stellen sich eine Reihe von Lebensgütern vor, und je nach dem augenblicklichen Aufputz läßt er sich gar leicht beeinflussen, von zwei Gütern das objektiv wertvollere auszuschlagen. — Doch da ist der katholischen Kirche kein Vorwurf mehr zu machen, und es bleibt den anderen Optimisten überlassen, dieses Fundamentalhemmnis zu entfernen und durch experimentell-psychologische Kleinarbeit auch jene zu gewinnen, die vor allzu großer Forschungsarbeit kaum noch Zeit haben, sich mit den Wahrheits- und Kulturgütern des Katholizismus näher zu befassen; natürlich bleibt das immer nur Gegenstand der wissenschaftlichen Darlegung. Das ist nicht Aufgabe einer unerlaubten und grobsinnigen Propaganda. Der Erfolg einer solch kulturfeindlichen Propaganda dürfte die aufgewendete Mühe und materiellen Opfer wohl kaum lohnen; eine solche Propaganda hat die katholische Kultur- und Lebenswahrheit weder notwendig, noch jemals ernstlich ins Auge gefaßt. „Spiritus Domini replevit orbem terrarum, et hoc quod continet omnia, habet scientiam vocis eius". Es fragt sich, welches Verhalten nach katholischen Grundsätzen gegen religiös Andersdenkende zu beobachten ist, und ob diese Grundsätze stets die gleichen waren. Es ist Grundsatz der kirchlichen Anschauung, daß es unsittlich ist, jemanden, der außerhalb der katholischen Kirche steht, durch irgendwelche Zwangsmittel zum Eintritt in dieselbe zu veranlassen. Leo XIII. hat das in seinem Rundschreiben über die christliche Staatsordnung wiederum in klarer Formulierung ausgesprochen: Auch darüber pflegt die Kirche angelegentlich zu wachen, daß keiner gegen seinen Willen zur Annahme des katholischen Glaubens genötigt werde; denn glauben, mahnt weise Augustinus, kann der Mensch nur mit seinem freien Willen. Während des ganzen Mittelalters hat man festgehalten

an dem, was der Meister der Scholastik in die Worte faßt: ‚Nichtgläubige, die niemals im Besitz des Glaubens gewesen sind, darf man nicht durch Gewaltmittel zum Glauben nötigen. Im kirchlichen Rechtsbuch fand (1190) das Verbot des Papstes Klemens III. Aufnahme: Wir bestimmen, daß niemand Juden gegen oder ohne ihren Willen zur Taufe zu kommen nötige.' Allerdings hat die Kirche die Toleranz gegen die Nichtchristen nie so begriffen, daß sie dem christlichen Staate energische Maßregeln gegen die christliche Kultur bedrohende Propaganda, z. B. des Islam, widerraten hätte, wie es von modernen Utilitätspolitikern jüngst hinsichtlich der deutschen Kolonien in Afrika geschehen ist. Einen anderen Standpunkt nimmt die Kirche ein, wenn es sich handelt um Abfall vom Glauben seitens solcher, die einmal im Vollbesitze katholischer Wahrheiten gewesen sind und sich dann von ihr abgewandt haben. Da gilt das andere Wort des hl. Thomas von Aquin: ‚Den Glauben annehmen ist Sache des Wollens, ihn nach der Annahme festhalten Sache des Müssens.' [1]) Aus diesen wenigen Sätzen geht schon zur Genüge hervor, daß von einer Propaganda seitens der katholischen Kirche doch nur insoweit Rede sein kann, als die Missionsarbeit im Heidenlande, auch unter den „modernen Heiden", eine einfache Ausführung der Weisung Jesu ist: „Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker!" Diese Missionsarbeit betreibt aber der wahre Katholizismus wie in den Tagen seiner Entstehung auch heute noch durch motivierte Belehrung und durch die rationelle gewissenhafte Vorbereitung der Psyche für die Aufnahme des göttlichen Gnadenhauches und dessen erfolgreiche Weiterwirkung. Auch hier wird den modernen Unionbestrebungen ein dankbares, aber auch ein klippenreiches Arbeitsfeld beschieden sein. Damit kommen wir auf die zweite Unterfrage: Was hat der Katholizismus für die Wissenschaft und Kultur der Menschheit getan?

2. Ohne Zweifel hat die katholische Glaubens- und Lebensrichtung ein solides Fundament für alle Zukunftskultur gelegt, hat die Genesis, die treibenden Faktoren und das Ziel jeder wahren Kulturbestrebung so scharf und gewissenhaft wissenschaftlich herausgearbeitet, daß keine Zeit, auch die moderne nicht, an dieser Kulturbasis vorbeikommen kann. Außerdem ist der römisch-katholischen Lebensauffassung jede Starrheit, Härte, Einseitigkeit und Kulturfeindlichkeit fern, vielmehr gibt sie der individuellen und nationalen wie auch internationalen Kultur die starke Triebfeder der Höhenentfaltung, des Ewigkeitswertes und der gesonderten liebevollen Hinneigung zu allen zeit- und lebensgemäßen Kulturentfaltungen, besonders in der Richtung der vollendeten Persönlichkeit. Es ist hier nicht der Platz, auf die Gestaltung des Persönlichkeitswertes innerhalb des katholischen Welt- und Le-

[1]) K. Böckenhoff: „Katholische Kirche und moderner Staat." Köln 1911, S. 102 f. — Die Untersuchungen Böckenhoffs bedürften einer vertieften Einzelbegründung.

bensbildes näher einzugehen, nur das eine sei kurz hervorgehoben: Die katholische Wahrheit, als vernunftkonforme Natur- und Geistesrichtung, als erhabener Inhalt der christlichen Offenbarung, als Rettungsanker für die Kultur aller Zeiten, endlich als naturgemäße Führerin, verständnisvolle Erzieherin der Einzelpsyche ist in ihrem Wirken für die Persönlichkeit die alleinige Garantie einer menschenwürdigen Entwicklung der Persönlichkeit nach den Intentionen des Bewußtseins. Auch diese Tatsachen bedürfen einer eingehenden klaren Würdigung und besonders einer Verteidigung gegenüber den vielen im Laufe der Zeit auftauchenden Einwendungen und Verkennungen. Ebenso ist nach dieser Richtung hin eine statistische Aufstellung aller markanten Einflüsse der christkatholischen Glaubensorientierung im Interesse von Kultur und Wissenschaft von höchstem Werte, und die einzelnen Deduktionen werden um so mehr überzeugen, als das historisch erkannte, gesichtete und gesammelte Material noch in der Gegenwart seine Bedeutung in belehrender und erzieherischer Form geltend macht. Ist ein derartiges Tatsachenmaterial dem Nichtkatholiken zur selbständigen Kritik proponiert, sind die einzelnen Einwürfe schrittweise sachlich scharf widerlegt, dann wird das Bestreben der „Unionisten", wie sie auf gegnerischer Seite immer zahlreicher werden, die Möglichkeit haben, selber sich das Urteil zu fällen, ob die römisch-katholische Kirche auch nur ein Jota von ihrem Wahrheits- und Kulturgehalt preisgeben kann, zumal sie selber zugeben müssen, daß sogar die Gegenwart noch unter dem segensvollen Einflusse der altkirchlichen Kultur steht. „Daß wir von diesem Erbe heute noch zehren, ist auch mir nicht zweifelhaft. Daß wir es im Leichtsinn verzehren, daß wir es durch perverse Theorien verwüsten lassen, das ist in der Tat die große Gefahr." Dieses Wort Paulsens (bei Böckenhoff a. a. O. S. 131) ist so wahr geworden, daß in der Gegenwart die Kulturmenschheit sich allmählich von den liebgewonnenen Vorurteilen freimacht und einer Lebensgemeinschaft zustrebt, die vielleicht eine ruhig sachliche Beurteilung der einzelnen Differenzpunkte zuließe; doch auch das scheint uns vorerst nur noch ein frommer Wunsch zu sein. Wenn wir in akatholischen Zeitschriften wissenschaftlicher und populärer Richtung die einzelnen Festbetrachtungen lesen, wenn wir den wenig kritischen Geist der nicht katholischen Presse auch während der ernsten Kriegszeit in diesen oder jenen religiös-philosophischen Auslassungen verfolgen, dann will uns der Glaube an eine vertiefte Prüfung der kirchengeschichtlichen Tatsachen, der noetisch-psychologischen und ethisch-sozialen Wahrheiten von seiten der Akatholiken stark ins Wanken geraten, und wir hoffen, daß die Wucht der Kriegsereignisse noch mehr zu ernstem Sinnen und selbstlosem Nachprüfen stimmen wird. Vorerst scheint uns der Optimismus wenig begründet, zumal selbst in katholischen Gesellschafts- und Volkskreisen die religiös-ethische Erneuerung nicht jene Auswirkung erfahren hat, die man in den August- und Septembertagen des Jahres 1914 so gern ausreifen sah.

3. Damit gehen wir einen Schritt weiter und fragen im Anschlusse an die bisherigen Ausführungen: Welche günstigen Momente birgt also die augenblickliche Lage der religiösen Anschauungen und die Stellung zur katholischen Wahrheits- und Kulturmacht in sich, um einer Annäherung der einzelnen christlichen Konfessionen das Wort reden zu können? Antwort: Nur wenige!

III.

Das Christentum in der katholischen Kirche und moderne Erziehungsfragen.

Ein umfangreiches und vertieftes Studium der verschiedenen Zweige moderner psychologischer und ethischer Forschungen belehrt, daß in vielen wissenschaftlich-pädagogischen Kreisen gegen offene Türen Sturm gelaufen wird, nicht minder, daß manches zeitgemäße, nach Lösung und praktischer Umwertung verlangende Problem verkannt oder falsch aufgestellt wird. Graue Theorie und lebenswarme Praxis klaffen in bedenklicher Weise, und bei vielen irenischen, oft auch recht polemischen, Auseinandersetzungen scheint uns die durchgreifende Erkenntnis des Erziehungszieles und der Bildungsmittel nicht genug durchzuleuchten. — Beachtenswerte Systeme moderner Pädagogik lassen es unverkennbar an dem historischen Feinblick fehlen, und andererseits gehen geschichtliche Würdigungen des pädagogischen Wollens und Schaffens vergangener Tage nicht genügend auf den wahren und noch immer brauchbaren Kern dieses oder jenes Bildungsstrebens ein. Es fehlt vielfach an der restlosen Aufarbeitung des stark aufgeschichteten historischen Materiales aus den verschiedenen Jahrhunderten und Erziehungsepochen; ebenso vergißt man nicht selten, das bewährte alte Bildungsgut mit anzuerkennenden neueren Erziehungsresultaten zu verbinden und es als zuverlässiges pädagogisches Goldgut der Zukunft zu erhalten. —

1. Naturgemäß ist es nicht eines Forschers Arbeit, sei er nun Historiker oder Systematiker, die ältesten Erziehungsprobleme und Bildungsmittel zu ergründen, wissenschaftlich-philologisch aus Stein, Erz, Pergament, Papyrus usw. zu eruieren, sie in ihrer Fortwirkung, Ergänzung, Ausgestaltung, Klärung und festen Gestaltung durch die einzelnen Jahrhunderte zu verfolgen, um allmählich bis in die jüngste Gegenwart hinein Kern und Zutaten, Fortschritte und Rückschritte, Bleibendes und Zeiterscheinungen, Gesetz und Arbeitserfolg auf pädagogischem Gebiete zu erkennen, zu buchen und in restlosem „Durchforschen" von wertvollem Material abgeschlossene Arbeit zu leisten. Wir haben noch keine Geschichte der Erziehungskunst und der Bildungstendenzen und -mittel der prähistorischen Zeit, und doch hat die prähistorische Forschung durch Gustaf Kossinna und seine

Schule wissenschaftliche Erkenntnisse und Resultate aufzuweisen, aus denen sich mittelbar der Erziehungsgeist und das besondere Bildungsstreben der prähistorischen Zeit erfassen und in etwa rekonstruieren und systematisieren läßt. Natürlich ist das mit einigen Strichen und oberflächlichen Phrasen nicht erreicht, wie man es in manchen Werken der letzten Jahrzehnte beobachten kann; in jedem Falle muß aus der Fülle prähistorischer Forschungsarbeit vorurteilslos das pädagogische Material in seiner psychologisch-ethischen und noetisch-ethnologischen Motivierung herausgesucht werden, um so in seinem Werte oder Unwerte richtig erkannt zu werden. — Welcher Kenner der ältesten Zeiten der historischen Kulturvölker ist im Zweifel darüber, daß fast alle bisherigen Versuche, das pädagogische Wollen und Schaffen dieser Völker zu verstehen, ihre Erziehungsgrundsätze aus den erreichbaren Literaturdenkmälern herauszuschälen und sie in Kontakt mit Vergangenheit und Gegenwart zu bringen, ungenügend ausgefallen sind? — Wenn diese notwendig noch zu leistende wissenschaftliche Arbeit in ihrer relativen Möglichkeit geleistet wäre, dann würde für eine allseitige geschichtliche und systematische Würdigung der vielumstrittenen Eigengesetzlichkeit der Pädagogik ein bedeutender Fortschritt erreicht sein. —

2. Es leuchtet ein, daß diese gewaltige Gesamtforschung der pädagogischen Vor- und Grundarbeiten der vergangenen Kulturjahrhunderte nicht in eines Mannes Hand gelegt werden kann; sie überschreitet Lebenszeit, Arbeitskraft und, um es kurz zu sagen, das „Können" eines einzelnen Forschers. Da aber bis jetzt eine zielbewußte Arbeitsteilung auf dem Forschungsgebiete der historischen und systematischen Pädagogik nicht in ausgiebiger Weise erfolgt ist, so ist an eine zeitgemäße Lösung der Aufgabe vorerst nicht zu denken; wir verstehen es aber dann auch, wenn Ad. Matthias in „Kultur der Gegenwart" (I. Bd. S. 133) gesteht: „In weitester Ferne aber wie zu einem unerreichbaren Ideal verläuft der Weg zu den unseren Gymnasien namensverwandten, aber wesensungleichen Lehrstätten Athens ... Da der Weg zu diesen ältesten Schulanfängen, die zum Teil sogar noch jenseits griechischer Kultur und Bildung liegen, so weit und die Spuren vielfach so dunkel sind, ist die Beschränkung auf unseres eigenen Volkes Werdegang nötig." Es unterliegt eben keinem Zweifel, daß zuerst in monographischen — und später in dann erst möglicher zusammenfassenden Arbeiten dieses ersprießliche Forschungsfeld beackert und gepflegt werden muß, um in Wahrheit aus der Zeit für die Zeit zu lernen. — Wie diese zeitgemäße Arbeit im einzelnen zu leisten ist, werden wir in einem späteren Beitrag erörtern. — Durch eine solche abgeschlossene, zum wenigsten allseitig motivierte Erkenntnis der geschichtlich gewordenen Erziehungstendenzen und mannigfaltigen Bildungsbestrebungen im Leben des Individuums und der völkischen Gesamtheit verflossener Jahrhunderte

dürfte eine besonders brennende Aufgabe mitgelöst werden: die Eigengesetzlichkeit der Pädagogik überhaupt. In weiterer Beziehung wäre diese historisch-philologische Kleinarbeit geeignet, wertvolle Bausteine zu einer selbständigen Systematik der gesamten Bildungsfrage zu liefern, und endlich würde in seinem eminent praktischen Werte die Bedeutung des folgenden Problems erkannt werden: In welcher Beziehung stehen Psychologie und Ethik zur eigengesetzlichen Pädagogik? Denn in der allgemeinen Uebereinstimmung der zeitgemäßer Bildungsarbeit sich widmenden Kulturvölker und der aus ihnen zeitlich hervorragenden Pädagogen ist mit Recht ein Schluß auf die gewollte Beziehung zwischen wissenschaftlicher Psychologie und Ethik einerseits und der selbständigen praktischen Pädagogik andererseits enthalten. Aber wie gesagt, diese Relation ist in der ältesten pädagogischen Literatur weder direkt ausgesprochen, noch hat die pädagogische Geschichtswürdigung hier genügende Vorarbeiten geleistet. — Wir wissen z. B. durch die Spatenarbeit zur Genüge, welches der spezifische Ideenkreis der prähistorischen Völker war, wir vermögen aus den Funden von Altamira usw. zu ermessen, in welcher Form sich die Ideenvermittlung an die Umgebung und die Folgezeit vollzog, allein wir wissen noch nicht, ob Gleichmäßigkeit in dieser eigenartigen Mitteilung von Begriffen, Ideen, Erkenntnissen herrschte, und wie sie, zwar in primitiven, aber doch in eigengesetzlichen Abstufungen, von einer Epoche der anderen, von einem Stamme dem andern unter Wahrung der individuellen und völkischen Eigenheiten übermittelt wurde. Wir wissen ferner genau, welches das pädagogische Ziel der altägyptischen, babylonischen, chinesischen Bildungsarbeit nach der idealen und praktischen Seite war, wir kennen auch durch die Entzifferung der ältesten Literaturdenkmäler aus der Euphrat- und Tigrisebene, aus dem Nildelta und den Gangesheiligtümern eine Reihe antiker Bildungsmittel, wir wissen aber nicht, welche Erkenntnisse diese Völker sich erworben hatten auf psychologischem und noetischem Gebiete, und welche Zusammenhänge zwischen pädagogischer Theorie und Praxis ihnen bereits zum Bewußtsein gekommen waren. Mit wenigen allgemeinen Sätzen, wie sie in manchem Handbuche der „Geschichte der Erziehung“ zu finden sind, ist hier nichts getan, und die Kritik sollte gerade hier zu erneuter Kleinarbeit antreiben, um pädagogisches brauchbares Sondergut zu gewinnen. — Es ist nicht minder bekannt, wie abfällig von den Gegnern der christlichen Erziehungsweisheit die Bildungsideale der Antike übertrieben und die des christlichen Altertums und Mittelalters als minderwertig eingeschätzt werden. Und geht man auf einsamem Pfade den psychologisch-noetisch motivierten Bildungsgrundsätzen des klassischen Altertums nach, fragt man in Athen und Rom nach einer festgeprägten Erziehungsweisheit, nach der Eigengesetzlichkeit eines pädagogischen Systems, so fehlen alle

Mittel, von der Verfassung des Demetrius, der doch für die Erziehung der athenischen Jugend soviel getan hat, „eine Vorstellung zu gewinnen." (Wilamowitz-Möllendorf: „Staat und Gesellschaft der Griechen" 1910 S. 127). Verfolgen wir dagegen die Lehrtätigkeit irgend eines Ordens im Mittelalter, prüfen wir die Bildungsprinzipien der einfachen Katechetenschulen zu Alexandrien u. s. f., so finden wir an der Hand des gesichteten und einwandfrei geprüften Tatsachenmaterials das ernstliche Bestreben des christlichen Erziehungsgedankens, den Besten und dem Besten der Gegenwart und Zukunft mit den besten Lehren der bedeutendsten Pädagogen der Antike zu dienen. — Kurz, es ist besonders nach dem Kriege erforderlich, neben der Hauptsache, der praktischen Bildungsarbeit, die zweite Aufgabe, die wissenschaftliche Begründung der systematischen Pädagogik aus Geschichte und innerer Würdigung nicht aus dem Auge zu verlieren. Das Problem lautet hier in erster Linie: Worin besteht die Eigengesetzlichkeit der Pädagogik? und dann: Welche Beziehung haben die wissenschaftliche Psychologie und Ethik zu ihr, ohne diese Eigengesetzlichkeit zu beeinträchtigen?

3. Die Eigengesetzlichkeit der Pädagogik erfordert wie die jeder Wissenschaft ein abgegrenztes, vollwertiges Ziel wissenschaftlicher Erreichbarkeit und einen ebenso wissenschaftlich eruierbaren Weg zu diesem Ziele. Ob Ziel und Weg in der natürlichen oder übernatürlichen Lebenssphäre liegen, ist vorerst von untergeordneter Bedeutung; ob sie in ihren allgemeinen und besonderen Charakterzügen erkennbar sind, ist von durchschlagender Bedeutung. Es ist ein erfolgloses Bemühen, andere Momente, welche die Eigengesetzlichkeit begründen könnten, herauszuarbeiten. — Ob nämlich die Pädagogik mehr in ihrem systematischen Aufbau als in ihren verzweigten Anwendungen in der „Methodenlehre" zu würdigen ist, dürfte eine überflüssige Frage sein, die leider nur zu sehr beweist, wie oft „Pädagogik" und „Methodik" miteinander verwechselt werden und zwar zum Schaden der wissenschaftlichen Bestimmung der Pädagogik. Die Methodik ist die praktische Anwendung der allgemeinen pädagogischen Prinzipien in diesem oder jenem Lehrfach unter steter Berücksichtigung der eigengesetzlichen Forderungen des betreffenden Faches. Die Pädagogik als Wissenschaft ist dagegen die grundsätzliche Fixierung aller wissenschaftlichen Erkenntnisse über Ziel, Zweck, Inhalt und Mittel der Erziehung. Es liegt auf der Hand, daß sofort die Frage auftaucht: Was ist Erziehung? Mit dieser Frage sind aber folgende Unterfragen gegeben: Ist „Erziehung" im allgemeinen und in individueller Weise notwendig und zweitens: ist sie möglich? Dieser neue Fragenkomplex ist in seiner Eigenart von der Wissenschaft der Pädagogik

wohl zu trennen, und all die bis in die jüngste Zeit vielerörterte Verwirrung auf dem Gebiete der Eigengesetzlichkeitsbestimmung der Pädagogik scheint uns nicht zuletzt von der Verwirrung der Begriffe „Erziehung", systematische „Pädagogik" und „Methodik" herzukommen. Wenn H. Rickert jüngst in einer neuen Auflage „den Gegenstand der Erkenntnis" weitspurig untersucht hat und die Logik und Erkenntnislehre zu eigengesetzlichen Wissenschaften naturgemäß in seiner subjektiven Wahrheitsdeutung erheben will, so hat auch die systematische Pädagogik das Recht und den Anspruch auf „Eigengesetzlichkeit", indem sie das Bildungsziel, die Erziehungsprinzipien in ihrer abstrakten Bedeutung ohne absolute Loslösung von ihrer konkreten Gestaltung wissenschaftlich untersucht, prüft, ordnet und sie zu einem Wissenschaftssystem vereinigt. — Daß eine jeweilige Ummodelung nach der Beantwortung des vorhin erwähnten Fragenkomplexes zu erfolgen hat, liegt auf der Hand. Gerade hier tritt eine Scheidung der Geister ein und zwar in so wesentlicher Ausgestaltung, daß alle modernen Vermittlungsversuche scheitern müssen, die auf den Kerngehalt dieser Grundfragen nicht eingehen. Schon die letzte Frage: „Ist Erziehung des Individuums und der völkischen Gesamtheit möglich?" enthält prinzipielle Hauptgedanken, die nicht von allen Wahrheitssuchern gleichmäßig anerkannt werden. Wir wollen nur die wichtigsten Grundideen herausschälen:

a) Was ist „das Individuum", und was ist die völkische Gesamtheit? Welches ist ihre Wechselbeziehung?

b) Welche Forderungen stellt das Individuum in seinem körperlichen und seelischen Sein, nach Lebensherkunft und Lebensziel an die Umgebung, an die völkische Nation?

c) Welche Pflichten hat das Individuum gemäß seiner körperlich-geistigen Eigenart gegenüber sich und der „Gesellschaft" im engeren und weiteren Sinne zu erfüllen?

α) Wem die vielverzweigten Irrgänge menschlichen Wahrheitssuchens und Wahrheitsdeutung bekannt sind, erkennt sofort, daß gerade in den erwähnten „prinzipiellen Hauptgedanken", aus denen wir nur einige herausgenommen haben, eine Einigung bisher nicht stattgefunden hat und in der nächsten Zeit wohl auch nicht stattfinden wird; denn das „Irren ist menschlich" und das „Irrenwollen" scheint noch viel menschlicher zu sein. Es ist somit klar, daß die wissenschaftliche Pädagogik durch diesen Fragenkomplex von der Möglichkeit, — der Notwendigkeit — und dem Wesen der Erziehung ihren Wissenschaftsgehalt der Eigengesetzlichkeit nicht verliert, daß sie nur ihre Eigengesetzlichkeit je nach der Beantwortung dieser Grundlebensfragen modifizieren muß. Und diese Modifikation in ihrer logischen Notwendigkeit wird von vielen modernen Pädagogen, Systematikern wie praktischen Er-

ziehungsmännern, weder eingesehen noch zugestanden; „et inde lacrimae", d. h. und darob die Begriffs- und Ideenverwirrung in der modernen wissenschaftlichen pädagogischen Literatur, daher die sinnlose Kluft zwischen Theorie und Praxis und vor allem das Gezeter mit der „reinen" und „praktischen" Vernunft und ihrer Geltendmachung in der zeitentsprechenden Erziehungsarbeit. Naturgemäß können hier Kompromisse nur mit prinzipienschwacher Gesinnung geschlossen werden, und alle Versuche, soweit sie historisch bereits erreichbar sind, haben ihre Halbheit und Erfolglosigkeit evident erwiesen.

3) Es ist demnach verkehrt, daß die wissenschaftliche Pädagogik voraussetzungslos an ihre systematische Begründung herantreten müsse. Wie die einfachsten exakten Natur- und Geschichtsforschungen, die doch bekanntermaßen die „Eigengesetzlichkeit" gleichsam als Monopol für sich beanspruchen, ohne metaphysische Prinzipien in der Verknüpfung ihrer Erkenntnisresultate nicht weiter kommen, wie die einfache Physis in ihren Auswirkungen die Gesetze der Kausalität und Relation, wie das moderne Relativitätsprinzip schon in sich Eigengesetzlichkeit im Naturerkennen beanspruchen, wie die historische Forschung insbesondere ohne die noetischen Grundsätze von Wahrheit und Wahrheitsvermittlung nicht vorwärts gelangt, die materialistische Geschichtsauffassung wissenschaftlich längst abgetan, so erfordert auch die wissenschaftliche Pädagogik eine sinn- und sachgemäße Beziehung zu ihrem Objekt, vermittelst wissenschaftlicher noctischer, ontologisch-physischer und psychischer Medien. — An diese Tatsache und ihre wissenschaftliche Ideenkraft sollte man sich allmählich gewöhnen und erst das Fundament legen, auf dem das Gebäude der eigengesetzlichen wissenschaftlichen Pädagogik sich erheben soll. Das Fundament d. h. die wissenschaftlichen Voraussetzungen der systematischen Erziehungslehre bilden das Streitobjekt in den Tagesmeinungen, und weil man hier anscheinend keine Einigung erzielen kann und auch vielerorts gar nicht mehr versucht, wird die erhabene Eigengesetzlichkeit der Pädagogik entweder garnicht mehr erwähnt oder geleugnet oder in dem beliebten modernen Moralunterricht der Ersatz für den Religionsunterricht und dessen Methode betrachtet. — Die Voraussetzungen der wissenschaftlichen Systematik in der Pädagogik sind aber durch die oben hervorgehobenen Fragen gekennzeichnet. Es prävalieren die Begriffe: Individuum, körperlich-seelisches Sein, Forderungen an Individuum und die völkische Gesamtheit, Abhängigkeit von ihnen und Pflichten ihnen gegenüber. Es würde den Rahmen unserer Abhandlung überschreiten, wollten wir auf sie näher eingehen; es ist nur zu klar, daß von der Stellungnahme zu diesen und anderen Grundbegriffen das Erziehungssystem als Wissenschaft stark modifiziert wird, und daß ebenso die

Eigengesetzlichkeit der Pädagogik derselben Modifikation unterliegt. Hier wird es offenbar, daß wir aus der oben kurz erwähnten Geschichte der geleisteten Erziehungsarbeiten großen Nutzen ziehen können für die Beurteilung der Wechselbeziehung zwischen den wissenschaftlichen Voraussetzungen der systembildenden Pädagogik und dem Aufbau der letzteren. — Es leuchtet auch ein, daß dieser Gesichtspunkt in der historischen Einschätzung irgend eines Bildungsstrebens grundlegend sein muß, um in pragmatischer Würdigung ganze Forschungsarbeit zu leisten. Durch diese Beziehung des Systems der Pädagogik zu seinen Voraussetzungen wird die Pädagogik zu einer eminent selbständigen Wissenschaft, indem sie aus gesicherten Erkenntnisquellen noetischer und historischer Natur in logischer Folgerichtigkeit neue Erkenntnisse von eigengesetzlichem Werte gewinnt, sie in formaler Hinsicht gruppiert und sie als System wissenschaftlich zum Abschluß bringt. Dabei ist es ihr nach der praktischen Seite nicht verwehrt, die Brauchbarkeit der einzelnen neugewonnenen Leitmotive in verzweigter methodischer Anwendung näher zu bestimmen, zeit- und zielgemäße Modifikationen vorzunehmen und so im besten Sinne des Wortes Theorie und Praxis miteinander zu verbinden. Demnach gilt für die wissenschaftliche Wertung der Eigengesetzlichkeit der Pädagogik der Grundsatz: Es ist ein wesentlicher Unterschied zu machen zwischen den wissenschaftlichen Voraussetzungen, den Erkenntnisquellen der systematischen Pädagogik, und ihrem selbständigen Aufbau. Dazu kommt als zweiter Grundsatz: Die Erkenntnisquellen des wissenschaftlichen pädagogischen Systems werden geschaffen durch die Anthropologie, Metaphysik, Erkenntnistheorie und Psychologie mit ihren abgeleiteten Wissenschaften wie Ethik, Ethnologie, soziale Gesetzgebung u. s. f. Je nachdem diese Erkenntnisquellen für die systematische Pädagogik geklärt sind, wird der Aufbau des Wissenschaftssystems der Pädagogik erfolgen und ihre Eigengesetzlichkeit modifizieren. Und dieses Modifizieren erstreckt sich auf Ziel und Mittel der Erziehung, kann also sogar wie beim modernen radikalen Idealismus in seinem gesetzlosen Solipsismus zur Leugnung jeder objektiven Erziehungstheorie, d. h. zur geschmacklosen „Selbstkultur" führen. Aber auch diese „Selbstkultur" hat in ihrem unwissenschaftlichen Afterdasein immer noch das Gepräge der Eigengesetzlichkeit. Es bedarf keiner Erwähnung mehr, daß die zeitgemäße Pädagogik als systembildender Faktor ihr Fundament mit den ihr zugänglichen Hilfswissenschaften sich selber legen kann, oft auch muß, wie jede wahre Wissenschaft, daß sie aber auf guten Glauben eine bestimmte Welt- und Lebensanschauung herübernehmen darf, um

in dieser speziellen Geistesrichtung ihr System nach Ziel, Materie und formalen Mitteln zu konstruieren. Damit wird unser Blick wesentlich geschärft für die restlose Einschätzung zurückliegender Erziehungssysteme; andererseits haben wir auch nur so die Möglichkeit, aus den Früchten des in Frage stehenden Erziehungssystems auf seine Erkenntnisquellen, sein Fundament, seine Voraussetzungen zu schließen, und nicht zuletzt die Beweismittel in der Hand, auch dem Gegner die absolute Berechtigung und Brauchbarkeit eines pädagogischen Systems zu erweisen. Aus den bisherigen Darlegungen ergeben sich vier Folgerungen:

1°. Die Eigengesetzlichkeit der systembildenden Pädagogik ist eine absolut gesicherte und braucht nicht mehr erörtert zu werden.

2°. Die Modifikationen dieser Eigengesetzlichkeit entsprechen den pädagogischen Erkenntnisquellen und haben einen wesentlichen Einfluß auf Ziel und Inhalt des pädagogischen Systems in seinem theoretischen Aufbau und praktischen Entfalten.

3°. Die pädagogische Wissenschaft ist von einschneidender Bedeutung für das Individuum und die völkische Gesamtheit nach ihren individuellen und sozialen Zielen.

4°. Ob Ziel und Mittel der systematischen Pädagogik in der natürlichen oder übernatürlichen Ordnungssphäre liegen, ist nicht von so eminenter Bedeutung, wie vielfach betont wird, zumal sich diese Fragen schon aus der wissenschaftlichen Fixierung der pädagogischen Erkenntnisquellen ergeben und entsprechend beantwortet werden.

4. Eine für die christliche Erziehungswissenschaft grundlegende Frage ist damit in logischer Konsequenz beantwortet, nämlich die nach ihrer Eigengesetzlichkeit. Die christliche Pädagogik trägt nach den obigen kurzen Ausführungen ein charakteristisches, individuelles, scharf abgeklärtes Gepräge, das sie nach ihren Erkenntnisquellen, d. h. ihren wissenschaftlichen Voraussetzungen, nach ihrem systematischen Ziele und den formalen Bildungsmitteln von zeitgenössischen, wie auch historisch vorausgegangenen Bildungssystemen grundsätzlich unterscheidet. Diese konsequente grundsätzliche Unterscheidung hat aber bei weitem nicht den Verlust ihres abgeschlossenen eigengesetzlichen wissenschaftlichen Wertes zur Folge, im Gegenteil unsere bisherigen Ausführungen dürften die wissenschaftlich einwandfreie Eigengesetzlichkeit der christlichen Pädagogik zur Evidenz ergeben. Wie der ehrende Beiname schon angibt, basiert sie auf dem Fundament der christlichen Welt- und Lebensanschauung; diese letztere hat aber, wie längst erwiesen ist, einen durchaus wissenschaftlichen Wert vom Standpunkt der Vernunft und der Empirie im weitesten Sinne des Wortes; denn sie geht wohl a priori von einer übernatürlichen Welt- und Lebensordnung aus, in der Erkenntnis aber

steigt sie a posteriori auf dem Forschungspfade der modernen Anthropologie, Metaphysik, Noëtik und Psychologie aus der natürlichen Lebens- und Seinssphäre in die logisch konsequente, mit geschichtlicher und moralischer Notwendigkeit folgende supernaturale Ideenordnung. Der wissenschaftliche Charakter ihres Fundaments ist also gesichert und zwar gegen alle wirklichen und möglichen Angriffe. Daraus ergeben sich zwei sehr zeitgemäße und oft zu wenig beachtete Folgerungen:

a) Die christliche Pädagogik kann ihres individuellen Charakters sich nicht begeben und darf ihre Eigengesetzlichkeit nicht lediglich aus dem Ziel und den Mitteln ihres Systems herleiten; der methodische Zweifel ist wohl berechtigt und zwar in seinem wissenschaftlichen Forschungswerte; der praktische Zweifel, der sich z. B. in der zeitweiligen tatsächlich praktisch-konkreten Ausprobierung grundverschiedener Erziehungssysteme dokumentieren würde, muß vom Standpunkte der eigenen Ueberzeugung, vor allem mit Rücksicht auf die verhängnisvollen, theoretisch und historisch erwiesenen Folgen grundsätzlich ausgeschlossen sein. Damit ist aber

b) nicht ausgeschlossen, daß Teilziele, motivierte Bildungsmittel, diese oder jene wissenschaftlich erwiesene Voraussetzung als Erkenntnisquelle aus sonst wesentlich differierenden, zeitlich voraufgehenden oder parallelen pädagogischen Systemen benutzt und zum Ausbau des christlichen Erziehungssystems aufgenommen werden können und oft müssen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß eine solche Herübernahme niemals die Eigengesetzlichkeit der christlichen Pädagogik wesentlich beeinflussen kann; der Kerngehalt der christlichen Erziehungskunst bleibt derselbe: das Individuum nach seiner persönlichen und sozial-ethnologischen, d. h. hier völkischen, Entfaltung, in der ziel- und zeitgemäßen Geltendmachung seiner somatisch-psychischen Disposition seinem Welt- und Ewigkeitsberufe entgegenzuführen. Das fordern die Erkenntnisquellen des christlichen Bildungssystems, und damit harmoniert ihre prinzipielle Bestimmung von Bildungsziel und Erziehungsmitteln. An diesem felsenfesten Bestande rütteln wollen, hieße sich selber den Boden unter den Füßen weggraben und das zu erziehende Individuum zum Versuchsobjekt luftiger pädagogischer Systeme machen. Es ist also schon eine bestimmte Marschroute gegeben, aber die deprimiert den Erzieher nicht, sondern gibt ihm die Freiheit des vernünftigen Menschen und läßt seinen Blick in Vergangenheit und nächste Zukunft mit Zufriedenheit schweifen; besonders aber erhöht dieser bestimmte Standpunkt den Erfolg positiver Einzelarbeit und die Gesetzmäßigkeit der systematischen Anwendung der als gut erkannten christlichen Erziehungsmittel. Die Gegner der christlichen Er-

ziehungswissenschaft erheben nun nicht selten den Vorwurf, daß bei einer so fixierten Eigengesetzlichkeit des christlichen Bildungssystems kein zeitgemäßer Fortschritt, keine Entfaltungs- und Entwicklungsmöglichkeit gegeben sei. Darauf ist ein für allemal abschließend zu antworten: Wie die christliche Welt- und Lebensanschauung dem motivierten geistigen Fortschritt, einer begründeten Wahrheitsvertiefung, einer systematischen Entfaltung aller gesicherten Forschungsresultate auf naturwissenschaftlichem und historischem Boden das Wort redet, so ist auch das christliche pädagogische System der Erschließung neuer pädagogischer Erkenntnisquellen, einer Ausdehnung seines Erziehungszieles in Unterordnung unter die als bewährt erkannten Hauptziele, einer zeitentsprechenden Ummodelung oder Neuordnung der erprobten Bildungsmittel im christlichen Geiste stets zugänglich; es verbindet gern „nova et vetera" um den festen Angelpunkt ihres systematischen Schwergewichtes, das in dem sicheren Pol der christlichen Welt- und Lebensidee gegeben ist. Wäre dieser prinzipielle Standpunkt in früheren Zeiten, als die Theorien der Theosophen und einseitigen Humanisten, der Aktualitätsphilosophen und der Idealisten die zeitgemäße Erziehungsarbeit schwer belasteten, unentwegt im Auge behalten worden, dann wären so unglückselige pädagogische Kompromisse nicht geschlossen worden, wie wir sie im ausgehenden 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert, sowie noch später oft beklagen müssen. Hier kann und muß die Geschichte der Erziehung zur ernsten Lehrmeisterin werden. Ohne Zweifel aber kann die christliche Pädagogik ihre Eigengesetzlichkeit in ihren wirksamsten und psychisch lichtvollsten Entfaltungen geltend machen innerhalb ihres systematischen Ausbaues. Sie kann, wie man zu sagen pflegt, „ihr gegen der Zeiten und Meinungen Sturm wohlgesichertes Haus wohnlich und geschmackvoll ausstatten und einladend schmücken." Das geschieht durch die zeitgemäße pädagogische Kleinarbeit, in der das gesamte christliche Erziehungssystem seinen eigengesetzlichen Charakter ohne jede unbequeme Knebelung zum Ausdruck bringt. Es will uns scheinen, daß sich um diese pädagogische Einzelarbeit die Polemik, auch im eigenen Lager, mehr bewegte, als es für den Fortschritt des ganzen Systems dienlich war. Ob Herbartianer oder gemäßigter Anhänger Zillers, ob strenger Verfechter der experimentellen Psychologie in ihrer praktischen Anwendung auf die zeitentsprechende Bildungsarbeit oder Anwalt der Richtung Försters usw. ist teilweise mißverstanden worden, solche und ähnliche Parolen können doch nur bei der Betonung der pädagogischen Erkenntnisquellen und der modifizierbaren Erziehungsmittel in Frage kommen. Lange Zeit hat der Ideenwirrwarr der systematischen Fortentwicklung unserer christlichen Erziehungslehre geschadet, und vor allem sind die Nachklänge aus jenen Tagen mangelhaften philosophischen Unterscheidens noch immer nicht aus der pädagogischen Literatur verschwunden. Schon jetzt

heißt es, im Namen der wahren philosophischen Wissenschaft die positiven Geister sammeln und sich über die Eigengesetzlichkeit der christlichen Pädagogik keinen Diskussionen mehr zu unterziehen; die Zeit zum zielfrischen Schaffen ist denn doch zu kurz, um fürderhin nicht auf positiven Pfaden zu wandeln. Die Parole kann hier nur die des gottmenschlichen Lehrmeisters von Nazareth, des größten Pädagogen der Menschheit, sein: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut." Das Ziel ist ein bestimmtes, die Erkenntnisquellen mögen noch mehr geklärt werden und reicher fließen, die Hauptarbeit gilt dem zeitgemäßen Ausbilden und Entfalten der Erziehungsmittel christlicher Bildungsweisheit. Die Eigengesetzlichkeit kann also auf zwei Gebiete des christlichen pädagogischen Systems ausgedehnt werden:

α) auf die Basis, die wissenschaftlichen Voraussetzungen der christlichen Pädagogik und

β) auf die speziellen Erziehungsmittel in ihrer spezifisch-methodischen Ausgestaltung.

Was die Eigengesetzlichkeit des christlichen Bildungssystems hier erreichen, d. h. klären kann, ist die Würdigung der anthropologisch-psychischen Voraussetzungen der christlichen Erziehungskunst. Das Problem lautet hier: Was ergibt sich aus den wissenschaftlich feststehenden Erkenntnissen bezüglich des somatisch-psychischen Seins des Individuums für das christliche Bildungsziel? War hier schon, wie oben betont wurde, im allgemeinen auf Grund der Welt- und Lebensanschauung eine Trennung der Geister gegeben, so wird in der näheren Umschreibung des somatisch-psychischen Seins, in den Einzelproblemen der allmählichen Entfaltung des psychischen Lebens in seiner steigenden Prävalenz gegenüber dem vegetativen und sinnlichen Leben eine Diskussion auch in Zukunft noch möglich sein. Allein hier haben die Schlagwörter wie „Die Schule Herbarts", oder „Die Anhänger Wundts", oder „Die Gefolgschaft Meumanns", oder „Die Schüler Försters" nun gar keinen Sinn mehr. Denn zunächst können alle diese um die pädagogische Mitarbeit sehr verdienten Männer niemals den christlichen Pädagogen aus dem sicheren Geleise der bewußten und zielstrebigen Einzelarbeit und des Gesamtschaffens bringen, und dann handelt es sich doch nur um Hülfswissenschaften, die nur von Bedeutung sind für die partiellen pädagogischen Erkenntnisquellen und für eine relative, von Fall zu Fall zu prüfende Modifikation der bisherigen Erziehungsmittel. Glaubt denn irgend ein christlicher Pädagoge, daß Herbarts psychologische Grundanschauungen einen normalen Platz in unserer christlichen Seelenlehre finden können? Unter „christlicher Seelenlehre" verstehe ich aber die an der Hand des Selbstbewußtseins und der psychischen Forschung gewonnene Erkenntnis der Substantialität der Seele, von ihren Grundvermögen In-

telligenz und Wille und deren sekundären Auswirkungen. Alle diese Begriffe finden mit ihrem wesentlichen Inhalte bei Herbart anscheinend wenig Gnade, und da das Urteil der Vernunft und der Erfahrung dem gesunden Menschen mehr wert ist als eine ephemere Meinung Herbarts oder seiner Schule, so ist er für die Systembildung der christlichen Pädagogik nach dem Prinzipe ihrer Eigengesetzlichkeit erledigt. Das darf uns aber nicht hindern, im methodischen Gang einzelner Lehrfächer seine, d. h. die Zillerschen, Formalstufen in vernünftiger Auswahl anzuwenden; denn die psychologische Seite der Formalstufen ist gegeben in den sekundären Auswirkungen von Intellekt und Willen, und diese Auswirkungen tangieren nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung die Seelenvermögen in ihrem potentiellen Sein, niemals aber in ihrem substantiellen Sein; zudem besagen sie nur genetisches und zeitliches Aufeinanderfolgen. Also ist die Parole: „Herbart" eine Begriffsverwirrung; es ist „viel Geschrei und wenig Wolle". — Aehnlich ist es mit der Tagesmeinung von anderen prävalierenden psychologischen Forschungssystemen in ihrer Anwendung auf die Pädagogik, soweit sie einen ausgesprochen gegensätzlichen Charakter zur christlichen Seelenlehre und Bildungsweisheit bekunden. Das Problem erfordert hier mehr denn je eine scharfe Umschreibung der Rechtssphären von Psychologie und Pädagogik, und die Fundamentalfrage lautet hier vorherrschend: In welcher Beziehung steht die Psychologie überhaupt, besonders aber die moderne Psychologie in ihrem bevorzugten experimentellen Charakter zur zeitgemäßen, speziell zur christlichen Pädagogik? Hierin liegt der Schwerpunkt der modernen pädagogischen Forschung und des restlosen Suchens nach der pädagogischen „Allheilmethode". Und doch kehren schon viele Anhänger einer allzu exklusiven Betonung des Experiments in der Psychologie und der Pädagogik ernüchtert zurück. (Vgl. Wunderle: Philosophisches Jahrbuch 1915, Heft 4, S. 503 ff.) Es scheinen sich die Extreme auch hier zu berühren, und das kann schlimm werden für die gedeihliche Entwickelung unserer christlichen Bildungsarbeit. — Was erfordert hier die Eigengesetzlichkeit des christlichen Erziehungssystems?

5. a) Zunächst ist die reinliche Scheidung von „experimenteller Psychologie" und dem von E. Meumann vor allem geprägten Begriff „experimentelle Pädagogik" dringend vom wissenschaftlichen Standpunkte aus notwendig. — E. Meumanns Lebensarbeit ist durch den leider allzu früh erfolgten Tod des edlen Mannes ein Torso geblieben; seine „Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik und ihre psychologischen Grundlagen" geben das nicht, was sie versprechen, und sie konnten es

auch nicht; denn seine gewissenhaften Untersuchungen über die anthropologisch-psychischen Grundvoraussetzungen der pädagogischen Kleinarbeit sind auf halbem Wege stehen geblieben; es fehlt bei aller Statistik, die er und seine Schüler nach den verschiedensten Richtungen des individuellen Seelenlebens in seinen graduellen und wesentlichen Aeußerungen aufgestellt haben, das einigende Band der Beziehung auf die substantielle Grundlage von Intellekt und Wille. Mag das auch metaphysische Weiterarbeit sein, ohne Metaphysik und Noetik geht es nun einmal zu keiner systembildenden Wissenschaft weiter. Außerdem ist die experimentelle Psychologie ein viel umfangreicheres Gebiet als die experimentelle Pädagogik und das Problem dürfte billig hier nur lauten: Welche gesicherten Forschungsresultate der experimentellen Psychologie lassen sich für die zeitentsprechende Bildungsarbeit in der Modifikation der Erziehungsmittel verwerten? Jede andere Problemstellung gerät in Gefahr, die rechte wissenschaftliche Beziehung zwischen Psychologie und systematischer Pädagogik zu verschieben. Wenn auch von dem Experiment in der Psychologie das von den Gegnern der christlichen Bildungskunst erwartete Heil in der „Neuorganisation der Erziehungsmittel" nicht zu erwarten ist, so hat die christliche Pädagogik trotz der unzeitgemäßen Bekämpfung durch meist unbelehrbare Gegner sich die alte Kraft und das nie versagende Zeitverständnis bewahrt, die wissenschaftlich unantastbaren Erkenntnisse der experimentellen Forschung in der Ausgestaltung ihrer Bildungsmittel auch nach den Forderungen der Zeit aufzunehmen, um damit gleichzeitig auch eine Klärung ihrer pädagogischen Erkenntnisquellen mit zu erreichen. Und das soll kein Verständnis sein für die Stimme der Zeit in ihrer individuellen – und sozialvölkischen Geltendmachung? Sapienti sat!

b) Was uns im Dienste der christlichen systematischen Pädagogik fehlt, ist zuvörderst eine reinliche Herausarbeitung aller zuverlässigen Forschungsresultate der experimentellen Psychologie und eine wissenschaftliche schriftliche Fixierung derselben. Die Hauptvertreter des Experiments in der empirischen Psychologie, — die systembauende rationelle Psychologie wird durch die ganze moderne experimentelle Bewegung nur indirekt in Mitleidenschaft gezogen, — haben trotz der an sie gestellten Bitten diese notwendige Arbeit noch nicht geleistet; man weiß oft nicht, was „Hypothese" und was „gesichertes Forschungsresultat" ist. Auch in dem nach seinem Tode herausgegebenen „Lehrbuch der Psychologie" ist diese so zweckdienliche Scheidung von „Hypothese" und unangreifbaren Erkenntnissen nicht erfolgt. Die christliche Philosophie wird diese wahre Pionierarbeit der pädagogischen Weiterbildung wohl noch an erster Stelle leisten. — Außerdem ist eine allseitige Nachprüfung nicht allein der Hypothesen, sondern auch der vermeintlichen wissenschaftlichen

Forschungsresultate auf psychischem Gebiete unbedingt erforderlich, wie ja auch in jüngster Zeit die Kritik an manchen Aufstellungen Meumanns besonders bezüglich der Begabungshypothesen scharf einsetzt und beachtenswerte Ausstellungen zu machen hat. — Nicht minder ist geboten, eine Auswahl der wirklich erprobten Erkenntnisresultate, die in unmittelbarer Beziehung zu den Bildungsmitteln stehen, derart zu treffen, daß sie als geeignete Grundlage bei den einzelnen Bildungsarbeiten dienen könnte, d. h. eine zeitgemäße systematische Verknüpfung der Erkenntnisse experimenteller Psychologie mit den methodischen Forderungen der verschiedenen Lehrfächer. Manche Einzelarbeit ist hier in den letzten Jahren geleistet worden; das soll nicht verkannt werden, allein es fehlt uns eine wissenschaftlich zielstrebende Einleitung zu dieser systematischen Verknüpfung und nicht zuletzt die allseitige Verwirklichung der letzteren selber. Man sehe sich doch die neuesten Hand- und Lehrbücher der Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer an und frage sich im Ernste, welch praktische Folgerungen in schriftlicher Fixierung und konkreter Anwendbarkeit denn bis jetzt aus den vielen Hypothesen der experimentellen Psychologie gewonnen und stabil geworden sind. Wir erwähnen beispielsweise nur das fruchtbare Gebiet der „Vorstellungs- und Willenstypen" in ihrer subjektiven und objektiven Wertung in den verschiedenen Lehrgegenständen; ist, abgesehen von einigen statistischen Neuuntersuchungen, auch nur ein Schritt in ihrer praktischen Umwertung vorwärts geschehen? Es heißt in der nächsten Zeit mehr die systematische Pädagogik im Auge behalten als die experimentelle Psychologie; in jedem Falle ist hier ernste Arbeitsteilung dringend erforderlich. Außerdem muß schrittweise das vorhandene experimentell gewonnene psychologische Material in systemeinfügender Form aufgearbeitet werden, und dazu ist erneute Arbeitsteilung sehr ersprießlich. Die Katechese im Geiste der christlichen Pädagogik hat bereits die Arbeit aufgenommen und an der Hand der verschiedenen Methoden erfreuliche Resultate gezeitigt; es muß dabei die Methode aber immer nur den Pfad zur sachlichen und formellen pädagogischen Verwendung des religiösen Unterrichtsstoffes angeben, niemals den Lehrinhalt selber modifizieren wollen, wie das jüngst noch geschehen ist. Kurz, ein vollgerütteltes Maß von neuen Aufgaben ist gegeben, und die Lösung dieser Einzelprobleme ist eine aktuelle pädagogische Zeitforderung. Die Neuforderung kann restlos erfüllt werden, wenn alle Forschungsgebiete in ihrer Eigengesetzlichkeit mit wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit auseinandergehalten werden, vor allem aber Psychologie und systematische Pädagogik. Die Psychologie auch in ihrer speziellen experimentellen Ausgestaltung muß immer nur eine Erkenntnisquelle des pädagogischen

Systems, ein Arsenal für die zeitgemäße Ummodelung mancher Erziehungsmittel sein; mehr nicht. Dasselbe gilt auch von der wissenschaftlichen Ethik, und mit Rücksicht auf die christliche Pädagogik auch von der christlichen Sittenlehre. Letztere ist, wie die Psychologie, nur geeignet, die Voraussetzungen des systematischen christlichen Erziehungswerkes in ihren natürlichen und übernatürlichen Erkenntnis- und Motivierungsprinzipien zu erhärten und so wissenschaftlich zu vertiefen, aber sie ist nicht Ziel und Zweck der christlichen Lehrweisheit. Sie orientiert nur über das allgemeine und besondere Bildungsziel der christlichen Erziehungsarbeit, übt gelegentlich eine Kontrolle über die pädagogischen Einzelmittel und erreichten Einzelziele aus. Wer ihre Grenzpfähle weiter steckt, vergißt die grundsätzliche Eigengesetzlichkeit der Pädagogik überhaupt und der christlichen Bildungsweisheit im besonderen. —

Damit schließen wir unsere prinzipiellen Gedanken und Anregungen. Mögen sie mithelfen zur unermüdlichen Weiterentfaltung der christlichen Erziehungswissenschaft nach ihren Erkenntnisquellen und Bildungsmitteln und zwar unter steter Wahrung ihrer durch Ziel und Weg normierten Eigengesetzlichkeit.

IV.
Die Stellung des Katholiken zur modernen Literatur.

Neben den treibenden Fragen nach der inhaltlich wahren und seelisch beglückenden Welt- und Lebensanschauung ist in jüngster Zeit die Stellungnahme zur modernen Literatur aufgetaucht. So sehr die geistige Schaffensweise Gemeingut der individuellen Psyche ist, die nur dem ethisch Guten, noetisch Wahren und ästhetisch Idealen zustrebt und in ihrem innersten Empfinden alles verneint, was hierzu auch nur im leisesten Gegensatze steht, so muß heute bei den offenkundigen Auswüchsen einer entarteten Geistesrichtung eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Krankheiten des menschlichen Geistes erfolgen und zwar sine ira et studio. Von verschiedenen Seiten werden recht groteske Bedingungen und Erwartungen an die moderne Literatur gestellt, und selbst die moderne Kritik, die erneut Stellung zu Geistesheroen wie Goethe, Lessing, Schiller, oder gar Shakespeare, Milton u. a. nimmt, geht Wege, die von wissenschaftlich-ästhetischem Gesichtspunkte aus zu beanstanden sind. Da dürfte von neuem die Frage zu stellen sein, welche Stellung ist dem Katholiken zur modernen Literaturrichtung möglich und gedeihlich. M. E. ist bisher vielfach einseitig beurteilt worden, welche Bedingungen muß der überzeugungstreue Katholik vor allem an die Belletristik stellen.

1. Zunächst dürfte literarhistorisch feststehen, daß die Prinzipien einer der Erfahrung und Vernunftentnom-

menen Welt- und Lebensanschauung, die feingewobenen Weisungen einer idealen Lebensästhetik, die dem Leben im Mikrokosmus und Makrokosmus abgelauschten, einem edlen und reinen Herzen wohltuenden Klänge und ewig daseinswahren Akkorde für die Belletristik vorerst maßgebend sind. Die Hochromantik hatte ihre nie veraltenden Vorzüge und nicht minder der mit Annette von Droste-Hülshoff einsetzende Realismus in der deutschen Lyrik, worauf hingewiesen zu haben ein dauerndes Verdienst des Literaturhistorikers Adolf Bartels in Weimar ist. — Soweit die oben genannten Prinzipien verletzt werden, wirkt z. B. der Roman nicht mehr in seinem „erfreuenden und belehrenden Streben." Daß die christliche Welt- und Lebensanschauung, daß das Reich der katholischen Ideen eine unerschöpfliche Fülle von solchen abgeklärten ethisch-ästhetischen Höhenkulturblüten besitzt, kann nur der Ignorant oder der Kritiker mit unbelehrbarstarrem Willen leugnen. Eine solche Leugnung wäre gleichbedeutend mit der literarischen Loslösung von Welt, Natur und Leben, was gegen Vernunft und Weltordnung ist. Daraus ergibt sich aber die unleugbare Tatsache, daß zum Romanschriftsteller der tief schauende, ästhetisch zart besaitete, ethisch hochstehende Geist an erster Stelle berufen ist, aus den bunten Variationen des individuellen und allgemeinen Natur- und Menschenlebens die für Gemüt und Geist wertvollsten Kleinodien in ansprechend-liebevollem Gewande der Mit- und Nachwelt als reife Schauens- und Erfahrensfrucht darzubieten. Nur wer sich zu solcher idealen Menschheitsarbeit und zu solch stündlich wahrem, erhebendem und veredelndem Lebenswirken innerlich getrieben fühlt, wer da singt, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet," soll die „sanft und doch wahr" gestimmte Leier ergreifen und sein Lied der lauschenden und jetzt oder dann sicher später verständnisinnig folgenden Menschheit vorsingen, den Guten zur Freude, den Irrenden zur „herzlich wohlwollenden" Belehrung und Führung. Was uns bisher bei allen literarischen Auseinandersetzungen nicht scharf genug betont zu sein scheint, ist die Tatsache, daß nur wenige zum literarischen Schaffen und Geben aus Eigenem berufen sind; ebenso bedarf es keines Hinweises mehr, daß jede Entgleisung nach der ästhetischen und ethisch lebenswahren Richtung von den Besten schmerzlich empfunden wird. Hieraus erklärt sich auch die naturgemäße Abneigung gegen alle Darstellungen, welche dem Zartempfinden, dem lebenswarmen Vorwärtswirken des Künstlers und des kunstliebenden Teiles der Menschheit, dem geheimnisvollen religiösen Empfinden und sittlich edlen Handeln nicht gerecht werden. — Die Auswüchse der Spätromantik, die Uebertreibungen der lebensunwahren For-

derungen der bekannten früheren Sturm- und Drangperiode, die anatomische Sezierungslust einer kranken Boudoir- und Winkelgassenliteratur, im Zeitalter des krassen Naturalismus innerhalb der realistischen Literaturrichtung sind nach allgemeinem Urteile Wege, die nicht mehr gegangen werden dürfen, soll die deutsche Poesie der längst ersehnten neuen Blüteperiode entgegenreifen.

2. Hiermit sind aber die weitgespannten Richtlinien gegeben, welche jedem schaffenden Literaturfreunde, jedem, der singen und sagen will, was er und andere leiden und gelitten haben, um zu erfreuen und mit neuem Lebensmute, zu frischem Schaffen am Berufsplatze zu beleben und zu begeistern, den willkommenen Pfad zeigen, den er mit seiner Muse ziehen will. Nur das kongeniale Empfinden und Wollen kann hier ein Urteil über die Gaben der individuellen Muse aussprechen, und daher ist, es sei hier offen gesagt, Baumgartners Kritik immer wertvoll gewesen, weil der Dichter dem Kritiker die Feder führte. Es ist leider ein Zug des Zeitgeistes, daß manches Lied, manche Novelle, selbst der Roman, allzu sehr nach der subjektiven Schablone des Rezensenten eingeschätzt wird und vielen Eintagserscheinungen ein vermeintliches Ewigkeitsgewand aus Spinngewebe gereicht wird. Es ist wahr, daß die idealen Lebens- und Menschheitsgrundsätze nicht mehr lebendiges Volksgut sind und von des Tages Hast und sinnlosem religiösen und sozialpolitischen Kleinkampf umdüstert werden. Das soziale Drama eines Gerhart Hauptmann, der soziale Roman eines Sudermann, einer Klara Viebig, eines Frenssen, die sozial-pädagogischen Schöpfungen einer Nanny Lambrecht verkennen a priori die primären Voraussetzungen einer wohltuenden Gesundung erkannter Mißstände; die Fußspuren Ibsens hätten sie belehren sollen; dazu kommt die Kontrastwirkung mit den Mitteln einer gefährlichen Nervenreaktion. Gerade das Beste ist für die suchende und oft hungernde Volksseele gut, und darum soll der Bestand einer öffentlichen und privaten Bibliothek mit den anerkannt hervorragendsten Schätzen des deutschen und gut übertragenen fremdländischen Geistes ausgestattet und gleichsam erfreulich belehrend geschmückt sein.

3. Von selbst erledigt sich damit der Ruf von der „Inferiorität" der Katholiken auf literarischem Gebiete. Wenn die moderne Literaturkritik nach den obigen Prinzipien einwandfrei urteilt, wird sie den objektiven Leistungen der Katholiken gerecht werden, indem sie nämlich vom konfessionellen Standpunkte absieht und rücksichtsvoll alles beurteilt, wie es dem edlen Menschengeiste und dem religiösen Zartempfinden heilig ist. Handel-Mazzetti hat Großes geleistet; aber war die Milieuschilderung trotz sorgfältiger Wahrung des eventuellen historischen Tatbestandes geeignet, jeden Leser ohne Rücksichtnahme auf seinen konfessionellen Standpunkt zu er-

bauen, mit sittlicher Freude und echt menschlichem Ernste, mit ureigenstem Zartgefühl und geduldiger Aufklärung zu führen und zu veredeln? Ebenso wenig wie Nichtkatholiken nach ihrem religiösen oder gar konfessionellen Standpunkte in ihrem bestmenschlichen Geistesschaffen beurteilt werden wollen, ebenso wenig sollte die Kritik dem katholischen Autor mit Vorurteilen und unverantwortlichem Verdachte begegnen. Es ist nun trotz aller Abrede nicht zu leugnen, daß bedauernswerte Vorurteile bestehen und der Satz: „Catholica sunt, ergo non leguntur" in Wirklichkeit immer noch in Brauch zu sein scheint. Die von katholischen Verfassern erscheinende Literatur darf den berechtigten Anspruch erheben, daß sie vorurteilsfrei nach den anerkannten Gesetzen tiefschürfender Literaturkritik abgeschätzt werde. Findet sich dann in derartigen literarischen Werken auch nur ein Zug, der den Grundsätzen veredelnder Sittlichkeit und den Friedensbestrebungen konfessioneller Friedfertigkeit nicht gerecht wird, so soll es von dem katholischen wie akatholischen Kritiker ebenso unumwunden gesagt und gerügt werden wie bezüglich der literarischen Schöpfungen akatholischer Autoren es gefordert werden darf. Es kommt da eben nur das alte Wort zur Geltung: „Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig."

4. Es bedarf nun ferner wohl keiner Erwähnung mehr, daß ethisch ungesunde und konfessionell unfriedfertige, einseitige oder gar gehässige Belletristik in keine Volksbibliothek gehört, auch wenn man vorgibt, daß derartig gefärbte Bücher nur genügend gebildeten und mit Verständnis ruhig lesenden Personen in die Hand gegeben würden. Wir halten einseitige Tendenzromane mit solch ethisch zu beanstandenem und konfessionell polemischem Gepräge für gefährlich; sie nützen in keiner Weise und können im besten Falle bei Freund und Feind nur Unwillen oder gar Erbitterung erregen. — Was man aber bisher von den katholischen Autoren verlangt hat, das tue man doch fortan allseitig, und was man hier und da christlich Edeldenkenden als Bigotterie und Proselytenmacherei auslegte, vermeide man fernerhin hüben und drüben. Also die Gerechtigkeit edelster Denkungsart sei höchstes Kritikziel und erster Grundsatz. Wenn die Kölnische Volkszeitung und mit ihr andere maßgebende Tagesblätter den Uebelstand an vielen öffentlichen Bibliotheken beklagt haben, so wird wohl der tiefste Grund darin liegen, daß viele dort vorkommende Literaturwerke jenen Hochstand moderner Forderungen vermissen lassen und somit einer Aenderung erheischen. — Es ist eben endlich an der Zeit, daß berufene Meister der höchsten Welt- und Menschheitsideen, sowie der gehalt- und geschmackvollsten Form sich jenen Problemen zuwenden, die das menschliche Herz mit seinen mannigfachen idealen Regungen beschäftigen und es vorherrschend mit Empfindungen edelster und schönster Menschlichkeit der frohen Zukunftserfassung und kraftvollster Betätigung aller Seelenkräfte entgegenführen. Daß dabei die hohen Ideen des Christentums, der ästhetisch gehalt-

volle Sinn des kirchlichen Lebens, der Höhenzug religiösen Empfindens ohne jedes polemische Gepläukel zur Darstellung kommen können, bedarf keiner Erwähnung.

5. Hiermit ist aber sofort gegeben, daß jede Bibliothek besonders für öffentliche Interessen notwendige Abstufungen bei ihren einzelnen Einrichtungen haben kann und hat. Wie jeder moderne Literaturkatalog, der von verständiger Hand angefertigt ist, den einzelnen Altersstufen gerecht zu werden sucht, so weist auch die Bibliothek Novellen und Romane auf, wie sie den einzelnen Benutzern entsprechen und verabreicht werden, was allerdings in der Durchführung Schwierigkeiten begegnet und dem vernünftigen und pädagogisch-energischen Sinn des Bibliothekars im Verein mit dem Bibliotheksvorstand überlassen bleiben muß. Hinzu kommt die vorausgehende Belehrung des lesenden Publikums durch einige orientierende Vorträge, wodurch mancher Mißgriff vermieden wird.

6. Nach diesen für die Belletristik grundlegenden Voraussetzungen kommen nun folgende Grundsätze bezüglich der mehr belehrenden und wissenschaftlichen Literatur in Bibliotheken in Betracht. Es ist diese grundsätzliche Auseinandersetzung unbedingt notwendig. Es muß zunächst zugegeben werden, daß die Wissenschaft kein konfessionelles, sondern allgemeines Menschheitsgut ist. Wohl mit keinem Begriff wird im modernen Leben mehr Verwirrung und Unfug angerichtet als mit diesem goldenen Namen der Sonderstellung des Menschen im Naturleben. Was Verstand und Erfahrung mit unentwegter Willenskraft aus der Kette der Rätsel im Welt- und Menschenleben entwirren und zum dauernden Erkenntnisbesitz und neuer Forschungsgrundlage gestalten, ist wahre Wissenschaft. Hat dieses Ringen, Suchen, Ordnen des menschlichen Geistes vorerst etwas mit „Konfession" zu tun? Ist der Verstand des Katholiken beim Forschen auf dem natürlichen Boden der Welt- und Lebensordnung behindert durch die separaten Forderungen seines Glaubensbekenntnisses? Höchstens durch die Wirrsale des modernen Unglaubens! Aber was hat selbst dieser mit der exakten Forschung und deren Resultaten zu tun? Vorerst nichts! Darum ist es eine tatsächliche Ungerechtigkeit, wenn die echt wissenschaftlichen Werke katholischer Autoren erst an zweiter Stelle Beachtung finden. War ein Johannes Vahlen in Berlin durch seine katholische Glaubensrichtung je behindert, ebenbürtig neben Mommsen und von Wilamowitz Möllendorff auf klassisch-philologischem Gebiete zu forschen, zu suchen und zu arbeiten? Lasse man doch in der historischen Forschung die Wahrheit in den geschichtlichen Denkmälern, bei der Archäologie die Spaten, bei der exakten Forschung die Beobachtung des Experiments, in der Psychologie die Tatsachen des offenkundigen geistigen Lebens sprechen! Wir dürfen aber ruhig behaupten, daß heute die Wissenschaft in der Hand katholischer Vertreter ebenso objektiv vorgeht wie bei jedem

anderen Forscher. Es gilt hier ungefähr dasselbe, was Fr. Paulsen in seinem bekannten Werke: „Geschichte des gelehrten Unterrichts", 3. Aufl., S. 41 f., von dem unmotivierten Urteil mancher Moderner über die Wissenschaft des Mittelalters sagt: „. . .Wird nicht die Zeit kommen, welcher die philologischen und historischen, die physikalischen und erkenntnistheoretischen Untersuchungen der Gegenwart ebenso trostlos öde vorkommen werden als uns scholastische und spekulative Philosophie, humanistische Schönrederei und mühselige Polyhistorie des 17. Jahrhunderts? Ich sage das nicht, um daraus zu folgern, daß alle wissenschaftlichen Bemühungen eitel seien, sondern daß ihr Wert in dem liegt, was sie ihrer Zeit leisten . . ." In der Gegenwart ist es dringend notwendig, der Wissenschaft katholischer Autoren dieselbe Gerechtigkeit zu gönnen wie jener akatholischer Forscher. — Wir dürfen aber bescheiden behaupten, daß die Wissenschaft im besten Sinne des Wortes in dem Gegenwartsleben bei dem katholischen Forscher ebenso gut aufgehoben ist, wie beim akatholischen, mit dem einen Unterschiede, daß uns Katholiken finanzielle Hilfsmittel, günstige Lebens- und Berufsbedingungen nicht so zur Verfügung stehen wie vielen Nichtkatholiken.

7. Damit kommen wir schließlich zu einer Wunde im katholischen literarischen Leben, die mit den Worten Hansjakobs berührt wird, er sei seinen katholischen Verlegern untreu geworden, „weil deren literarische Zensoren ihm das Leben sauer machten." Hier scheint uns für manchen hoffnungsvollen Autor eine gefährliche Klippe zu sein; ein Verleger nach dem anderen sendet ihm sein Manuskript zurück, weil es nach der Meinung des „literarischen Beraters" für den Verlag nicht passe, oder auch ein kaufmännischer Erfolg nicht zu erhoffen sei. — Mit solchen oft mehr wie banalen Antworten wird das Ideal zu Grabe getragen. Wir haben katholische Verlage, die leistungsfähig sind, und die sollten im Verein mit tüchtigen Kräften strebsamen und versprechenden Talenten den Weg zum höchsten Können öffnen und ebnen. „Dann können wir uns auf unsere Freunde verlassen" und „uns mutig auf den Boden deutscher Kunst und Wissenschaft stellen", dann wird es endlich, endlich heißen: Catholica, ergo legenda sunt et leguntur.

8. Das führt auch auf eine Erscheinung im modernen literarischen Leben, die einer ebenso ernsten Beachtung wert ist, nämlich die Stellungnahme der katholischen Kritik zur zeitgenössischen und bereits der Vergangenheit zugehörenden Literatur. Folgende Grundsätze dürften gelten:

a) Dem katholischen Kritiker steht das Recht unbefangener Beurteilung schon vom Standpunkte seiner erhöhten und doch dem Wirklichkeitsleben wesentlich akkomodierten Welt- und Lebensanschauung zu. Durch die letztere ist er in keiner Weise gebunden, wie ihm ja seine ethischen Prinzipien Norm im Denken und Urteilen sind und durch die Parallele mit dem Geiste seiner Zeitgenossen eine unverkennbare Prävalenz

einräumen. Die moderne experimentelle Psychologie, deren gesicherte Resultate er in wissenschaftsfreundlichem Sinne herübernimmt, die ethnologische Forschung mit ihren interessanten Streiflichtern auf die Sitten und Gewohnheiten der Natur- und Kulturvölker, die sozialen Entwickelungen im modernen Völker- und Menschheitsleben, die religiös-ethischen Bestrebungen mit ihren Entgleisungen und Negationen geben ihm die Möglichkeit, nicht nur den Zeitgeist zu studieren und bis aufs Mark kennen zu lernen, sie helfen ihm nicht minder bei der objektiven Kritik, die Licht- und Schattenseiten zu trennen, gebührend auf die für Ethos und religiöse persönliche Entfaltung erwachsenden Gefahren und gerecht auf das Gute in Idee, Motivierung und praktischer Geistesentwicklung hinzuweisen. Die Moderne hat Recht, wenn sie mit Apollos Begeisterung für das Schöne, das Wahre und das Gute schwärmt, aber was ist denn objektiv schön und wahr und gut? Entscheidet hier nicht die sachlich begründete, mit Argumenten der Forschung, Vernunft- und Lebenserfahrung fest gestützte Welt- und Lebensbeurteilung? — Die moderne Aesthetik im idealsten Sinne des sittlichen Zart- und Schönheitsempfindens, die moderne Humanitätstheorie und die gegenwärtige Persönlichkeitskultur kann nur auf dem Boden einer abgeklärten Daseinsphilosophie tiefe Wurzeln schlagen. Eine scharf umgrenzte, mit den zuverlässigsten Beweisen der Vernunft, der exakten und historischen Erfahrung begründete Welt- und Lebensrichtung hat der katholische Kritiker, warum soll ihm diese Lynkeusstellung nicht den ungetrübtesten Türmerausblick ermöglichen? Warum soll gerade sein positiver Standpunkt ihn nicht über den Ideenkampfplatz des modernen Lebens erheben, um von hier aus zu beurteilen, wo Wahrheit, Licht, Recht und Leben, und wo andererseits Irrtum, Negation, Unrecht, Siechtum und Stagnation im Ringen um das Schöne, Wahre und Gute ist? —

b) Wie das Christentum eine Religion der Milde, Schonung, Belehrung und Führung zu höheren Zielen und Lebensidealen ist, so wird auch der christliche, der katholische Kritiker die Schattenseiten der modernen Literatur mit schonender Milde, allerdings mit sittlichem Ernste zum Zwecke gerechter Beurteilung hervorheben, sich aber nicht einseitig damit begnügen, sondern das ästhetisch Vollendete an dem literarischen Werke in seinen leuchtenden Brennpunkt stellen, um so dem schaffenden Autor Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Ob bei dieser Arbeit mit der literarkritischen Sonde, die der berufene Kritiker zunächst an das Werk, das geistige Kind des Dichters ꝛc., legt, auch die individuelle Persönlichkeit mit ihren verborgenen oder bekannten Charakterfehlern und Persönlichkeitsvorzügen herangezogen werden soll, muß von Fall zu Fall entschieden werden; ist das Geisteskind, das vorliegende Buch, mit dem Herzblut des Autors getränkt, genährt und liebevoll gepflegt, dann dürfte ein ruhiges sachliches Eingehen auf den individuellen Charakter des Autors wohl sicher

notwendig sein. Denn ein Studium der Welt- und Lebensstellung des Dichters schlägt die Brücke zum Verständnis des Lebenswerkes und bewahrt vor einseitiger Kritik und erfolglosem Suchen nach der grundlegenden Motivierung. Wer Schillers Philosophie kennt, versteht auch seine ästhetischen Anschauungen; wer Goethes vielseitiges Suchen nach einem in seinem Sinne motivierten Welt- und Lebensgedanken erfaßt, dürfte den abwechselnden Aeußerungen in seinen wahrheitsgemäßen Lebensbeichten nicht verständnislos gegenüberstehen. Wer Fr. Hebbels Leben, Suchen, Ringen und Beobachten schrittweise durchstudiert hat, sollte den Schlüssel zu seinen Dramen und Tagebüchern gefunden haben. Der berufene Dichter gibt eben, was er sein Eigenstes nennt. — Geht der Autor aber nicht von seinen eigenen bitteren und angenehmen Erfahrungen aus, porträtiert er nur das Leben, wie es ihm auf seinen Wanderfahrten in seinen Lehr- und Wanderjahren begegnet, so ist es meist zwecklos, mit der Diogeneslaterne in dem persönlichen Leben des Autors herumzusuchen und wertlose Personaldaten und gar unkontrollierbare Anekdoten aus Freund- und Feindesmund zu sammeln. Diese literarischen Unzulänglichkeiten — denn diesen Namen verdienen derartige Einseitigkeiten —, sollten in der modernen gebildeten Welt billig nicht mehr vorkommen. — Einem solchen Extrem wird der katholische Kritiker schon vom Standpunkte seiner Ethik nicht anheimfallen. Er ist zur Milde und gerechtem Urteile verpflichtet und behandelt seine Kritik vom Standpunkte des Gewissens, womit nicht gesagt werden soll, daß die anderen das nicht tun. —

c) Was wesentlich für die literarische Kritik überhaupt ist, dürfte die genaueste Untersuchung darüber sein, welchen Einfluß der zur Beurteilung stehende Dichter auf seine Mit- und Nachwelt in literarischer Hinsicht ausgeübt hat, und inwieweit seine poetischen Schaffenswurzeln in die seiner Zeit nähere und entferntere Vergangenheit mit saugender und Leben suchender Kraft eingedrungen sind; es ist demnach die Frage einwandfrei zu beantworten: Was nahm und gab der Dichter? Letzterer ist nämlich in der Regel das lebendige Verbindungsglied zwischen Vergangenheit und Zukunft durch sein individuelles Wirken in der Gegenwart. — Wenn die historische Forschung verständnisvoll den psychologischen, sozial-ethischen, religiös-volkstümlichen Fäden nachgeht, die von der Gegenwart zu vergangenen Tagen gewoben sind, wenn die moderne Geschichtsforschung gleichsam Wiederbelebungsversuche ergrauter Vergangenheit anstellt, so ist die literarische Forschung mit diesem kritischen Rüstzeug auch insofern ausgestattet, daß sie den vitalen Einfluß von Dichterwerk und Dichterpersönlichkeit auf Mit- und Nachwelt zu ergründen und mit objektiver Motivierung dauernd zu erfassen sucht, um so entsprechend der geschichtlichen Untersuchung Dichter und Werk in Dichters Landen zu verstehen. — Freilich ist diese Aufgabe in ihrer wissenschaftlichen Lösung nicht leicht. — Wie uns heute eine Welt- und Menschheitsgeschichte fehlt, die in dem oben erwähnten Sinne

vorwärts und rückwärts schaut, die mit ernster Akribie besonders den epochemachenden Wert dieses oder jenes historischen Ereignisses, das dem großzügigen Eingreifen einer weitschauenden Persönlichkeit mit zu verdanken ist, ins Auge faßt, wie gerade der Begriff „epochemachend" besagt, daß ein historischer Vorgang eine neue Wendung der Entwickelung eines einzelnen Volkes oder gar der gesamten Menschheit meist zu besseren Lebens- und Daseinsverhältnissen inaugurierte, so macht die literarische Kritik ebenfalls Halt bei Dichternaturen, literaturhistorischen Größen, deren Denken und Schaffen eine neue Aera in der ästhetischen und ideenbegründeten Geistesrichtung heraufgeführt hat. — Bei solchen Wendepunkten der literarischen Entwickelung eines Volkes, die meist einen Aufstieg zur möglichen Blüteperiode, allerdings auch eine Dekadenz bezeichnen können, muß der berufene Kritiker seine ganze Aufmerksamkeit, seinen logischen und psychologischen Scharfsinn, sein liebevolles Eingehen auf entferntere Ursachen bekunden, um auf diese Weise „stabile Werte der Kritik" zu schaffen und jenen erhöhten Standpunkt zu erklimmen suchen, der ihn über Tagesmeinung und Alltagskritik weit erhebt, seine ideale Berufsaufgabe in geachteter Würdigung und seine fördernde Arbeit bei Freund und Gegner in Ehren und Hochschätzung erscheinen läßt. — Auf diese selbstlose, nur dem literarisch Schönen, Guten und Wahren dienende Weise wird der moderne Kritiker der Führer und nicht selten auch der Retter manches Genies. Denn es entspricht dem Grundwesen der menschlichen Psyche, dem Wohllaut der liebevollen Gerechtigkeit und der Darlegung überzeugender Wahrheit gern zu lauschen und nach Möglichkeit zu folgen; auf diesem Wege ist mancher berufene Dichter zum höchsten Können und Schaffen geführt worden. Naturgemäß erübrigt sich solches Vorgehen der Kritik einem unter den Lebenden nicht mehr weilenden Dichter gegenüber. Aber auch bei diesem ist Milde in der kritischen Form, Verständnis auch für eventuelle Fehler und Charakterschwächen sehr geboten, ohne damit alles zu entschuldigen; das tout comprendre ist sicher das tout pardonner, aber nicht das tout excuser. Daß persönliche Gereiztheit ꝛc. bei dem modernen Kritiker zu unterbleiben hat, ist selbstverständlich; denn wer gibt ihm das Recht dazu? Autoren und Dichter in Gegenwart und Vergangenheit sind auch für ihn nur historische Erscheinungen, die seine Person immer nur indirekt tangieren. — Diese drei Grundsätze dürften wohl absolute Gültigkeit für sich beanspruchen können. Ideenkämpfe waren stete Begleiter der menschlichen Psyche in ihrem unentwegten Streben nach Licht und Liebe. — Ruhe in der abgeklärten natürlichen Erkenntnis, Ruhe im Besitz lautester Menschenliebe hat es nicht gegeben und ist nur im verklärten Besitze geläuterten Schauens und ewigen Gottesfriedens vergönnt. Die Unruhe der Menschenseele bringt mit sich den Antrieb

zum gesteigerten geistigen Ringen und zum Einsetzen der eigenen Idee. — All die zarten Seelenäußerungen sind Offenbarungen eines Lichtblickes aus jener Heimatssphäre, wo die Seele ihre letzte Wiegestätte findet. Das Goethesche: Warte nur, balde ruhest du auch", ist auch der Grundakkord der Weltliteratur, und alle Nüancen vom tiefsten Seelenschmerz auf schuldbewußter und unverschuldeter Lebensbahn bis zum sonnig-lichtvollen Kinderjubeln sind die kontrapunktorischen Entfaltungen des menschlichen Alltags- und Sonderlebens. Wahre Lyrik wandelt in diesem lebenswahren Seelenhauch und abseits von solcher Lebensbejahung und gehobenen sittlich reinen Sphäre verliert sie ihren Ewigkeitswert. Manche begeisterten Anhänger Goethes in verschwundenen Dezennien regel-, stil- und inhaltslosen Naturalismus' haben den Altmeister deutscher Lyrik in seiner ästhetischen Zartheit und lebensfrohen Wirklichkeit verkannt und ihn gegen seinen Willen zum Karikatur-Führer genommen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß Goethes praktisches Leben mit seinen ästhetisch-moralischen Ideen klangvoll in allseitiger Harmonie gestanden habe; darüber lese man neben Bielschowsky vor allem Stockmann nach, um sich über K. Fischer hinaus ein gut begründetes Urteil zu bilden. —

d) Die Zeiten der Decadence sind vorbei; deprimierende Nüchternheits-Stimmungen haben die Notwendigkeit erneuten psychischen Ringens auf anderem Wege erkennen lassen und neue Kräfte auf den Kampfplatz gerufen; die Sudermann, G. Hauptmann, Stillgebaur haben sich unfähig erwiesen, eine neue Literaturepoche heraufzuführen und auch Herzog, Lauff u. a. haben unserer vorwärts strebenden Zeit manche Enttäuschung gebracht, von dem anormalen Realismus eines H. Tovote, R. Dehmel, einer Helene Böhlau u. a. ganz zu schweigen, wenngleich die letztere Schriftstellerin nach der Ansicht Ad. Bartels uns mehr geben kann und auch will. Wir dürfen heute schon sagen: Von diesen ehemaligen Lichtern am literarischen Himmel können wir die neue Literaturepoche nicht erwarten. Und doch wird und muß sie kommen. Unter welchen Auspizien aber?

e) Zunächst hieße es in Gottscheds Schablonenfluch verfallen, wollte man dem berufenen modernen Seelenführer auf natürlichem Boden, als welchen wir den gottbegnadeten Dichter betrachten müssen, bestimmte Vorschriften bezüglich detaillierter Form und engbegrenzten Gedankeninhaltes machen. — Die Beckmesterei hat ein Ende, und die altbewährten Gesetze der Aesthetik verlangen ihren antiken Ehrensitz zurück. Außerdem geht es auch nicht an, die Sonde religiöser Geistesrichtung zum alleinigen Gradmesser zu machen; hier ist zarte Rücksichtnahme und echt menschliche Schonung besonders am Platze. Nur wenn es sich um streng historische Romane handelt, wie sie jüngst Enrica von Handel-Mazzetti uns schenkte, dann lassen sich manche historische Fixierungen nicht gut vermeiden, wenngleich ein gehobenes Genie auch an diesen Klippen vorbeikommt, wodurch kein Tadel

auf die berufene Dichterin fällt. — Was uns not tut, um der neuen Literaturepoche den Weg zu öffnen, ist folgendes:

α) Die solide Grundlage einer wohlbegründeten Welt- und Lebensanschauung. Ein Atheist kann eben keinen allgemein gültigen und wahren Bildungswert abgebenden Roman seiner Zeit geben, wenn er mit seiner vermeintlichen ethisch-religiösen Ueberzeugung nicht in Kollision geraten will; er kann wohl Situationen schildern, aber nicht aus tiefstem Seelenborn Herzensgold hervorheben, das zu höherem Denken und Ewigkeitswollen anfeuert. Die Negation führt zur seelischen Depression und diese zur ästhetischen Destruktion; wem das nicht einleuchtet, der kennt die letzten Folgerungen der modernen Psychologie nicht.

β) Um aber dem jungen vielversprechenden Geiste seinen Höhenflug zu ermöglichen, lasse man wirklich gute Leistungen in gebührender Würdigung bestehen und verabschiede endgültig den destruierenden Zug moderner Literaturkritik. — Dem Genie seinen Platz, dem Stümperer die Kritikhatz, bis er zur Selbsterkenntnis kommt. Die neue Literaturepoche wird außerhalb geschäftlichen Gebarens und kaufmännisch-theatralischer Routine stehen, und sie muß es; denn sonst erstickt die Materie den Geist, und die Ullstein- und Engelhornunternehmungen nehmen kein Ende. — Die goldene Mittelstraße führt auch hier vom psychologischen Standpunkt allein zum Ziele. Daß moderne Verleger infolgedessen selbstloser werden, und nicht nach der klingenden Münze das vorliegende Manuskript beurteilen dürfen, liegt auf der Hand. Gebe man also dem Volke, Gebildeten wie weniger Gebildeten, wieder gesunde Bildungskost, und führe der Dichter mit seelenkundigem Plektron zum Siege des Schönen, Wahren und ewig Guten.

γ) Was uns aber besonders not tut, dürfte ein vertieftes Studium der deutschen Volksseele sein, wie sie sich mit elementarer Kraft in der Gegenwart nach dem harten, blutigen Ringen um Freiheit, Vergangenheitsehre und um den treu gehüteten Väterbesitz an der unverrückbaren Grenze der heiligen Reichsmarken offenbart. In der Volksseele der deutschen Nation hat ein vollgerütteltes Maß echter Heldennatur geschlummert, und in dem Augenblicke, als der König rief, als die hehrsten Nationalgüter der deutschen Psyche in Gefahr waren, als mit Donnerstimme des Reiches Kraft und Wille dem Gegner mit überlegener Gemütsstärke die Stirne bot, da blitzte aus dem deutschen Heldenauge die große Seele, die ehedem so tief empfunden, so wacker gestritten, so gläubig gebetet und so selbstlos geduldet hatte. — Dieser völkische deutsche Nationalgeist, das Erbe des Germanen, wie zart ist sein Empfinden, wie stolz sein geschichtliches Bewußtsein, wie heldenhaft war seine Entfaltung und endlich wie eng verknüpft sein Denken mit den Tagen der Vergangenheit.

δ) Freilich mit der eigentlichen Romantik verschwand vielfach auch die wahre christliche Grundlage der deut-

schen Dichtung. Mit wenigen Ausnahmen bahnte sich die realistische Ideenrichtung eine Bahn, die von der zeitgenössischen Philosophie wesentlich unterstützt wurde. Wie wir schon betonten, ergab sich aus den mannigfaltigen Geistesverirrungen ein wildes Chaos von praktisch unmotivierten ästhetischen Anschauungen, die zuletzt in einem ausgesprochenen Gegensatze zur christlichen Religion und Ethik sich offenbarten. Die Literatur wurde benutzt, um dem Christentum Fehde und Feindschaft anzusagen, und fern waren die Tage der christlichen Poesie des Mittelalters, der zarten Regungen der romantischen Ideen eines Stolberg, der stille Engel einer besseren Sehnsucht, die freilich in dem wilden gesetz- und regellosen Treiben des literarischen Naturalismus verstummen mußte. So ist es geblieben, bis der Krieg kam, er hat eine Besserung der ästhetischen Gedanken nicht restlos bewirkt, und wir können angesichts seiner ernsten Forderungen vom wissenschaftlichen Standpunkte folgende Hauptmotive aufstellen. Sie entsprechen im wesentlichen den natürlichen Forderungen eines jeden Gebildeten.

ε) Die wahre, zum Herzen, zum Gemüte sprechende Literatur erwächst einzig auf dem Boden einer positiven, gott- und christusfreundlichen Weltanschauung. Sie empfängt auf dieser Basis den wohltuenden Hauch einer zielbewußten und geistesfrohen Ideenrichtung und wird veredelnd und dauernd wohltuend auf die Psyche einwirken. Die auf atheistischem Boden, im Geiste der Verneinung und der christusfeindlichen Gesinnung sich geltend machende Poesie trägt bereits den Keim der Sünde, des Unfriedens und der ethischen Entartung in sich. In ihrem Gefolge kann keine freudige Lebens- und Ewigkeitsgewißheit aufblühen, sie zerstört den reinen Gehalt eines gottgewollten Höherstrebens. Dazu kommt ferner:

ζ) Die echte für das gedeihliche sittliche Weiterkommen schaffende Poesie hat ihre zuversichtlich unversiegbare Quelle in dem gottfrohen Herzen, dem zu singen und zu sagen zu des Schöpfers Preis höchste Lebenswonne bedeutet. Außerdem beginnt von hier aus der Born eines wirkensfrischen Lebens, dem Kampf und Widerwärtigkeit die Freude am Schaffen, Leiden, Ringen und Entsagen nicht zu rauben vermögen. Gerade auch von diesem Gesichtspunkte aus will die wahre Poesie gewertet sein, und die verschiedenartigen Bestrebungen in und mit dem wahren Geiste der Literatur erhalten hier ihre höchste und ersprießliche Förderung. Der Eintagserfolg der modernen Literatur ist nicht zuletzt bedingt durch die absichtliche Entfernung vom Quell der wahren Intelligenz und des gesteigerten sittlichen Empfindens und Wollens und damit auch von den wahren Voraussetzungen einer dauerhaften Zukunftspoesie. — Nicht minder ist zu beachten, daß die Mittel der ästhetisch und sittlich wirkenden Poesie mit bedingt sind durch die Eigengesetzlichkeit des gesteigerten Kunststrebens. Was ist wahre, echte Kunst und welche Forderungen stellt sie an das Individuum und die soziale Gemeinschaft? Welche

natürlichen Mittel stehen ihr zur Verfügung, um in dauernder Selbstlosigkeit nur dem Guten, Wahren und Schönen zu dienen? Woher rührt ihre allumfassende Seelenkraft und ihre Macht, vom Herzen zum Herzen ihren gebietenden Einfluß geltend zu machen? Alle diese Fragen muß sich auch der gottbegnadete Sänger vorlegen.

η) Der Mangel einer zuversichtlichen Welt- und Lebensanschauung ist eben auch in letzter Beziehung der tiefste Grund der Zerfahrenheit, Stil- und Regellosigkeit in dem poetischen Schaffen. „Es zerrinnet diesen Geistern ihr Leben wie auch ihr Wirken." — Infolgedessen muß die dauerhaft fortwirkende Poesie sich von diesem Geiste der Negation freimachen; dazu scheint uns der vergangene Weltkrieg besonders geeignet zu sein. Er hat so manche atheistische Ideen zu Grabe getragen; er hat so manchem Irrtum ein verdientes jähes Ende bereitet; er scheint auch in der Dichtkunst neue Bahnen zu ebnen, ideale Gesichtspunkte zu zeigen und echt deutschem Geiste auf christlicher Grundlage den Ideensieg vorzubereiten. Allein soll hier ein Endsieg erfochten werden, soll hier ein solider Friede begründet werden, so ist eine starke selbstlose Hingabe an die höchsten Welt- und Lebensideen erforderlich. Schweigen muß aller Haß und neidische Bitterkeit; verstummen muß die unmotivierte Sucht nach irdischen Scheingütern; erwachen soll die Liebe, die in ihrem reinen Empfinden nur die werktätige Hochachtung dem Menschen gegenüber offenbart. Hier sind die starksprudelnden Quellen der wahren Poesie; hier heißt es zurück zur mittelalterlichen Poesie, zurück zum reinen Hauch und Gehalt der wahren Romantik. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf die einzelnen Konsequenzen noch näher eingehen. Es genügt, nur in Leitmotiven auf die Wunde und die Heilmittel, die zur literarischen Geisteserneuerung hinführen, hingewiesen zu haben.

ϑ) Für die Gebildeten unsere Zeit ergibt sich daraus die einleuchtende Notwendigkeit, daß nur auf der Basis einer religiösen und sittlichen Geisteserneuerung ein wahrer Fortschritt im ästhetischen Gehalt der Dichtkunst möglich ist. Hier ergeht an alle, die es mit der Zeiterneuerung ernst meinen, die gewichtige Mahnung, nach Kräften die in diesem Sinne gepflegten literarischen Bestrebungen unserer Tage zu unterstützen. Es ergeht nicht minder die Aufforderung, auch in finanzieller Hinsicht unsere katholische Literatur zu unterstützen, denn gerade diese vertritt unentwegt diesen Standpunkt, und von hier aus wird eine Gesundung unserer literarischen Aufgaben, Ziele und Bestrebungen mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten sein. — Mögen diese kurzen Notizen mithelfen, daß endlich die gebildete Menschheit sich aufrafft, den ideenvergessenden Schund einer religions- und sittenlosen Literatur zu verbrennen und die wahre für Gott und das psychische Beste der Menschen wirkende Literatur zu lieben, zu pflegen, zu verbreiten und zu fördern. Damit aber die Literatur die nach Wahrheit und Seelenfrieden dürstende Menschheit vollkommen befriedige, ist folgendes notwendig:

ι) Eine ernste Pflicht erwächst den Gebildeten unserer Tage, sich an der Hand der Vernunft, der zuverlässigen Wissenschaft und des von beiden begründeten Glaubens eine ernst würdige, christlich lebensvolle Denkungsart zu erhalten und somit jedem Schund in der belletristischen Literatur wirkungsvolle Fehde anzusagen. Es ist betrübend, wenn selbst während des Krieges, der letztlich doch nichts anderes als eine Zuchtrute in Gottes Hand ist, blasphemische Stimmen in Poesie und Prosa laut wurden. Gedichte wie die von Ellerbeck grenzen an eine Verhimmelung des monistisch-atheistischen Lebensgedankens, daß nüchterne Zeitbeobachter ein Grausen ob der Folgen einer solchen Ideenverwirrung erfaßt. Es ging aber diese Art Kriegsliteratur unter das Volk, in das deutsche Haus und wirkte hier nach und nach wie ein verzehrendes Feuer zum Schaden des Individuums und der menschlichen Gesellschaft. Hier gilt es, entschieden eine derartige religions- und sittenfeindliche Literatur abzulehnen und sich bewußt der Verbreitung guter christlicher Schriften zu widmen.

κ) Notwendig ist ferner eine Abkehr von der in manchen Gesellschaftskreisen fortwuchernden, verwaschenen Welt- und Lebensanschauung. Da kann man sich vielerorts von dem leichten, oft lasziven Tone in der Unterhaltung, in der vor dem Kriege üppig ins Kraut schießenden erotischen Literatur nicht entfernen. Man huldigt einer frivolen Konzession an die recht bedenklichen Mittel der Erholung und Zerstreuung, indem man eine angenehme Lektüre wünscht, die auch der impulsiven Phantasie gerecht wird. Fort mit einem solchen Tand; die Not der Zeit redet eine andere Sprache und das Schicksal der Völker wird ernster gewogen, als eine leichtlebige Menschheit wähnt.

Vor allem unterstütze man unsere literarischen Unternehmungen und kaufe in Buchhandlungen, auf Bahnhöfen usw. die christlich-katholische Literatur und mache aus seiner Ueberzeugung kein Hehl. Gerade hierin liegt eine ernste Zeitforderung, auf die wir in anderem Zusammenhange zurückkommen werden. — Damit möchten wir unsere Aphorismen schließen in der Hoffnung, daß das deutsche Volk sich seiner ethisch-religiösen und völkisch-erhabenen Güter bewußt bleibt. Nur ein zur sittlichen Selbstbesinnung, zu selbstlosem Kulturwirken erstarktes Volk ist imstande, aus dem abgrundtiefen Sturze sich zu erheben. Wahre christliche Gesinnung kann allein die erlösende Rettungsstunde in hoffende Nähe bringen. — Dem katholischen Volke aber diene als Parole: „Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!“ Auf die Grundvoraussetzungen dieses zeitgemäßen Ringens um den wahren Lebensinhalt werden wir in einem der folgenden Beiträge zurückkommen.

Das beste Buch der Jetztzeit zur Verteidigung der katholischen Religion.

Ausgezeichnet durch ein Breve Papst Leo XIII. und approbiert durch Kardinal Langenieux, Erzbischof von Reims:

Christliche Apologetik

Von Monsignore E. Cauly, Apostolischer Protonotar und Generalvikar.

Preis bei portofreier Zusendung Mark 4.70.

Nach der achten Auflage des Französischen übertragen von Alexandrine Freiin von Landsberg-Velen.

Aus dem Vorwort:

Im allgemeinen läßt man dem Christentum noch die Gerechtigkeit widerfahren, daß man es als die vollkommenste Religion anerkennt, welche jemals auf Erden existierte. Seine Lehren über Gott, über die menschliche Seele, über das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer sind in der Tat unendlich erhabener als alles, was die heidnische Weisheit ersinnen und lehren konnte. Allgemein wird die Sittenlehre des Christentums als die reinste anerkannt, und man gibt zu, daß die Welt ein wunderbares Schauspiel von Eintracht, Unschuld und Tugend bieten würde, wenn alle Menschen sie getreu befolgten.

In unseren Tagen finden wir neben aufrichtiger, ehrlicher Bewunderung eine neue Art des Widerspruchs. Es ist nicht mehr ein einzelner Punkt, über den man streitet, wie in den Zeiten der alten Irrlehren, selbst der Grundsatz der kirchlichen Autorität ist es nicht mehr, was man angreift, wie zur Zeit des Protestantismus; der Feind von heute ist vielmehr der Menschengeist selbst, welcher stolz auf seine Fortschritte und Entdeckungen jetzt alles selbst beurteilen und seiner eigenen Beurteilung unterwerfen will.

Die erste Folge dessen ist die Leugnung aller Geheimnisse des Christentums unter dem Gesichtspunkt, daß sie dem Lichte des Verstandes widersprechen, welches Gott selbst uns gegeben hat.

Man stellt ferner den gebildeten Kreisen die Unveränderlichkeit der alten Glaubenssätze inmitten des modernen wissenschaftlichen Fortschritts als ein Zeichen eines nahen Verfalles dar.

Gegenüber dem Vorgehen unserer Zeit scheint es nicht mehr ausreichend, bloß die göttliche Wahrheit des Christentums und der katholischen Kirche positiv zu beweisen, sondern es ist auch eine Zurückweisung der Angriffe dringend erforderlich. Das ist die Aufgabe der christlichen Apologetik unserer Zeit.

Breer & Thiemann, Verlagsbuchhandlung,

Hamm (Westf.).

Reinertrag für den Andreas Hoferbund

Vom Garten des Glaubens

Kleine Geschichten aus Tirol
von Heinrich von Schullern

8° (94 Seiten); geh. M. 4.15, geb. M. 5.20. Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

Verlagsanstalt Tyrolia
Innsbruck / Wien / München / Bozen

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (39)

Unser Heiliger Vater Benedikt XV.

Ein Lebensbild von Prälat **Dr. Anton de Waal,**
† Rektor des Campo Santo bei St. Peter und
apostolischer Protonotar.

Mit Bildnis Sr. Heiligkeit und 18 Einschaltbildern, meist nach Sonderaufnahmen des päpstlichen Hofphotographen in Rom, sowie mit einer Nachbildung des Wahlspruches Sr. Heiligkeit.

Preis: geheftet **Mark 5.20,** vornehm gebunden **Mark 11.70** einschließlich Zusendungsgebühr.

Die eigenartige, durch den Weltkrieg vor unseren Augen so bedeutend herausgewachsene Persönlichkeit des Hl. Vaters **Benedikt XV.** muß **jeder gebildete Katholik** kennen lernen. Lebensgeschichte und Entwickelungsgang des Papstes hat der **in der ganzen katholischen Welt** wohlbekannte, leider inzwischen verstorbene Rektor des deutschen Campo Santo in Rom wie kein Zweiter im vorliegenden Buch geschrieben. **Papst Benedikt XV. hatte die Gnade, dem Verfasser für seine Arbeit persönlich Belehrungen zu erteilen. Der Wert des Buches wird hierdurch noch bedeutend erhöht.**

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages durch alle Buchhandlungen oder den Verlag

Breer & Thiemann, Hamm.

HARVARD COLLEGE
Oct. 21, 1921
LIBRARY
PGerm 250

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.

Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 7.20, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Hilfsdienst in der Pfarr-Seelsorge

Ein Mittel zur Gewinnung der Abseitsstehenden

Von

Rechtsanwalt Schmitz-Proenen

Juli 1920 XXXIX. Band 10. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

Ein herrliches Buch, eine glänzende Verteidigung der Katholiken Deutschlands sind die

Wege des Wohltuns.

Eine Zusammenfassung und Uebersicht katholischer Liebestätigkeit in unserem Vaterlande.

Unentbehrliches Nachschlagewerk für alle, die in der christlichen Caritas arbeiten.

Dieses Buch vermittelt ein Ineinandergreifen und Zusammenarbeiten aller caritativen Vereine und Anstalten. Wertvolle Aufsätze und Winke über Armenpflege, Jugendfürsorge, Jugendpflege, Bahnhofsmission, Kriegsbeschädigtenfürsorge, Schulwesen, Diaspora und Missionen.

Preis: Sammelband 6.— Mark, Band 1 und 2 2.50 Mark, Band 3—6 jeder 1.50 Mark.

Zwei wirksame Schriften, besonders geeignet zum Vertrieb bei Volksmissionen sind: Haw, Etwas aus dem dunklen Jenseits. 2.40 Mark. Haw, Du Himmel auf Erden. 2.40 Mark.

Kreuzbündnis-Buchhandlung: Morgen-Verlag

Frankfurt am Main, Domplatz 6.

Allen Freunden und Verehrern des hl. Franziskus dringend empfohlen:

Franziskus-Stimmen.

Religiöse Monatsschrift zur Pflege des inneren Lebens im Geiste des hl. Franziskus, herausgegeben von Mitgliedern des Franziskanerordens.

Preis des Jahrganges 6.— Mk. Bestellungen nimmt entgegen jede Postanstalt und Buchhdlg. sowie die Bonifatius-Druckerei in Paderborn.

„Die Zeitschrift verdient reichste Verbreitung. Sie ist bestimmt, unserer religiös gleichgültigen Welt und unserer freudearmen Zeit mehr Freude und gediegene Aufklärung zu bringen."

Köln. Volkszeitung.

„Die Zeitschrift möchten wir in den Kreisen aller katholischen Familien sehen und besonders in den Händen unserer Jugend."

Westf. Merkur.

„Wir empfehlen diese sehr billige Monatsschrift aufs wärmste, da sie in einer geradezu mustergültigen Form und in wahrhaft vorbildlicher Weise den christlichen Sozialismus von seiner religiösen und praktischen Seite zum Ausdruck bringt."

Conveniat-Nachrichten, Frankfurt.

Alle sollten sie lesen, „die Sehnsucht haben nach den reinen und frischen Quellen hingebender Gottesfreudigkeit."

Westd. Arbeiterzeitung.

Schriftleitung u. Verlag der Franziskus-Stimmen

Paderborn, Franziskanerkloster.

Hilfsdienst in der Pfarr-Seelsorge.

Ein Mittel zur Gewinnung der Abseitsstehenden.

Von Rechtsanwalt Schmitz-Proenen.

Begriff und Geschichtliche Entwicklung.

1. Um die richtige Stellung zu unserem Thema zu gewinnen, wollen wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß alle kirchliche Seelsorge Fortsetzung des Wirkens Jesu sein soll und den Zwecken der Erlösung zu dienen bestimmt ist. Nun aber ist es Tatsache, daß Jesus bei all seinen Bemühungen, das Volk an sich zu ziehen, dreierlei Mittel anwandte. Zunächst eine Lehre, welche auf Gott hinweisen sollte, aber durchgehends an die Interessen und Gedankengänge seiner Zuhörer anknüpfte (Parabeln!) und nicht nur im Tempel, sondern auch in Synagogen und Häusern, auf Straßen und Plätzen vorgetragen wurde; sodann eine weitgehende Fürsorge in mancherlei Nöten des Leibes und der Seele, die so weit ging, daß Petri Wort „pertransiit benefaciendo" gleichsam wie eine kurze Inhaltsangabe seiner gesamten Tätigkeit klingt; endlich eine opferwillige Hingabe seiner selbst in Arbeit und Gebet, in Leben und Tod. Wenn nun die Kirche sein Werk fortsetzen und dadurch die Früchte seiner Verdienste den Menschen zuwenden soll, so muß es als durchaus folgerichtig erscheinen, wenn sich die Tätigkeit ausprägt in der dreifachen Gestalt des Lehramts, Hirtenamts und Priesteramts.[1]) Gewiß, alles ist nicht so, wie bei Jesus. Die Lehre kann nicht so sein, wie die seine, von der die Juden mit Erstaunen sagten: Er lehrt wie einer der Macht hat — die Hirtenfürsorge ist nicht so von Wundern begleitet, als die Wege des Wohltuns, die Jesus wandelte — das Priestertum ist nicht gleich demjenigen, von dem es hieß: Er ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.

Aber die Pflicht zum Streben nach dem Ideal, zur Nachfolge Jesu, besteht und wird beachtet.

Das gilt nicht nur für die, welche der Herr als seine eigentlichen Arbeiter im Weinberge berufen hat, sondern auch für viele, welche diesen Kreisen heiligen Hilfsdienst leisten. Hilfsdienst, wie er einst auch Jesu geleistet wurde. Folgte ihm doch außer den Mitarbeitern des engeren Kreises seiner Jünger auch eine Anzahl Frauen, die ihm dienten mit ihrem Vermögen, während die Namen Lazarus und Nikodemus an Helfer aus der Männerwelt erinnern.

---

[1]) Man vergl. zu vorliegender Arbeit auch die Aufsätze des Referenten in der K. V., 1919, Nr. 825, 875, 891, 980.

Der Dienst Jesu an der Menschheit wurde von den Aposteln fortgesetzt, der Hilfsdienst von den Diakonen und gottgeweihten Witwen.

Und so entwickelte sich allmählich die Dreiteilung der kirchlichen Gemeinschaft im Weltklerus, in den Ordensleuten (Religiosen)[2]) und dem Laientum, wobei alle drei Stände in Dienst oder Hilfsdienst beschäftigt blieben.

Dem innern und äußern Wachstum der Kirche entsprechend trat an die Stelle der einfacheren Ordnung in der Urkirche eine mannigfaltigere Ausgestaltung in den seelsorglichen Bemühungen.

Um sich in den heutigen Zuständen zurechtzufinden, empfiehlt es sich, Klarheit zu schaffen in doppelter Beziehung: in begrifflicher und geschichtlicher.

2. Zunächst kann nicht unerwähnt bleiben, daß das Feld der Seelsorge ein dreifaches ist. Einmal die Seelsorge in christlichen, katholischen Gemeinden, sodann solche in der Diaspora und endlich in den Missionsgebieten. Dementsprechend könnte man auch dreierlei Hilfsdienst zu erörtern geneigt sein, zumal die drei Arten gewisse gemeinsame Merkmale aufzuweisen haben. Doch soll hier nur von der Hilfe in der Pfarrseelsorge die Rede sein — von „Gemeindehilfe" im Gegensatz zu Missions- und Diaspora-Hilfe. Dabei kann von dem ganzen Gebiet der Anstaltsfürsorge (für Kranke, Invalide usw.) abgesehen werden.

Aus praktischen Gründen sollen vornehmlich die Verhältnisse Nord-West-Deutschlands berücksichtigt werden.

Der Hilfsdienst kann sich in drei Stufen bekunden, bei denen es sich stets um eine, neben die pflichtgemäße Förderung der eigenen Seele tretende, Fürsorge für andere handelt; also im Gegensatz zum engen Egoismus des Einzelnen und zu dem Kollektiv-Egoismus von gleichinteressierten Personen (Solidarismus?) um eine Gesinnung, die man allgemein Altruismus nennt und die, insoweit sie im Hinblick auf Gott erfolgt, als „Caritas" im weitesten Sinne zu bezeichnen ist. Die drei Stufen sind:

a) Bekundung einer gewissen Anteilnahme in Gedanken (Gebet, Lektüre), Worten (im Verkehr mit andern) und Werken (Geldopfer), — christlicher Gemeinsinn,

b) Mitarbeit durch tätige Unterstützung, durch Uebernahme spezieller Aufgaben neben den eigenen Berufsgeschäften,

c) völlige Hingabe der Person, in der Regel beruflicher Hilfsdienst.

Bei den letzteren Stufen wird zu unterscheiden sein, ob der Hilfsdienst geschieht im unmittelbaren Auftrage und in Abhän-

---

[2]) Es ist hier der Ausdruck Religiosen gebracht, um nicht nur die Orden im engeren Sinne zu umfassen, sondern auch die neueren Gesellschaften, die entstanden sind oder etwa noch entstehen werden.

tigkeit von der kirchlichen Dienststelle, etwa auf Grund eines Dienstvertrags mit einem Pfarrer, Kirchenvorstand, Bischof, oder nicht.

Auch kann man noch unterscheiden zwischen gebundenen und freien Kräften; hierbei ist daran gedacht, daß die Gebundenheit zunächst auf einem inneren Akt, etwa einem Gelübde, beruht oder einem besonders begründeten Gehorsam entspricht, und daß diese Gebundenheit dazu anhält, sich in größerem oder geringerem Maß zur Verfügung zu stellen.

Zur Erläuterung mögen folgende Beispiele dienen: Küster, Organist, Rendant leisten in der Regel Hilfsdienst auf Grund eines Dienstvertrages, sind Kirchendiener in diesem Sinne, wobei eine altruistische oder caritative Absicht nicht zu bestehen braucht; ein Pater, der im Beichtstuhl aushilft, ist eine gebundene, aber nicht vom Pfarrer abhängige Kraft; eine Dame des Laienstandes, die wöchentlich eine bestimmte Hilfe leistet, kann dies als gebundene oder freie Kraft tun.

Wie die Beispiele zeigen, kann es sich im Gesamtrahmen des Hilfsdienstes sowohl um Laien als um Religiose handeln; ob auf jedem einzelnen Gebiet sowohl die Hilfe des einen wie des andern Standes in Betracht kommt, das ist von Fall zu Fall zu prüfen.

Endlich mag noch erwähnt werden, daß nicht nur einzelne, wie man aus den angeführten Beispielen entnehmen könnte, als Helfer auftreten können, sondern auch ganze Gemeinschaften, Vereine und Orden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß gewisse viel angewandte Worte den Begriff nicht decken. Es wäre nicht zutreffend, den gesamten Hilfsdienst als „Laienapostolat" anzusprechen, weil dann die Religiosen vergessen wären; bei „Caritashilfe in der Seelsorge" dürfte man nicht an die heutigen Kirchendiener denken; „Innere Mission" würde nicht nur die „Aeußere Mission", sondern auch den vielleicht heute besonders wichtigen Zweig der Auswandererfürsorge übersehen.

Um eine kurze Bezeichnung zu haben, wäre vielleicht „Pastoral-Hilfe" zu wählen.[3])

3. Die Entwicklung des Hilfsdienstes wurde in weitgehendem Maße von dem Gang der Geschichte beeinflußt. Unter anderem kann die Beobachtung gemacht werden, daß mancherlei, was vordem ganz in Händen der Kirche, insbesondere der Orden, lag, später mehr und mehr in den Tätigkeitsbereich des Staates überging. Wenn wir hören von den Kulturarbeiten der Einsiedler Aegyptens oder der Benediktiner Italiens, Irlands, Deutschlands oder von den Montes pietatis (Leihhäusern) der Franziskaner oder von den Lehranstalten der Jesuiten oder den Krankenanstalten der Vinzentinerinnen und der zahlreichen späteren ähnlichen Genossenschaften, so lehrt für die Gegenwart ein Blick auf die Wege und Forsten im Lande und die Einrichtungen für

[3]) Dabei müßte man allerdings davon absehen, wie es früher vom Referenten geschehen, dies Wort zu Caritashilfe als Fürsorge in leiblichen Nöten in konträren Gegensatz zu bringen, vielmehr Caritashilfe als ein Teil jener auffassen.

Unterricht und Wohlfahrt, wie sich die Zuständigkeiten verschoben haben.

Ein anderes Moment liegt darin, daß die Ordensform immer freier wird. Von den abgeschiedenen Eremiten geht es zu den, zwar abseits der großen Ortschaften, aber doch miteinander gesellig wohnenden Coenobiten (z. B. Benediktinern); die Franziskaner kommen in die Städte und leben mit dem Volk, wenn auch noch im Mönchsgewand; die Jesuiten verzichten auch auf dies, sowie auf das gemeinsame Chorgebet. Während Franziskus wenigstens die Frauen, Klarissen, noch fest an das Kloster bannte, nahmen die Englischen Fräulein mit der Regel der Jesuiten auch deren freiere Form an. In gleicher Weise verzichtete auch Vinzenz für seine Schwestern auf jede Klausur. Im allgemeinen wird die Absonderung immer geringer und der Conner mit dem Volk immer intensiver.[4])

Weiterhin ist bemerkenswert die Entwicklung eines Instituts, das man ganz allgemein als Tertiarentum bezeichnen kann. Schon bei den Benediktinern finden wir nicht nur einen männlichen und einen weiblichen Ordenszweig, sondern auch sogenannte Oblaten, Laien oder Geistliche, die sich unter die Leitung des Ordens stellen. Zur Zeit der Blüte der Cisterzienser und Prämonstratenser finden wir Conversen, Sacrati, Deodatae; im Schutz dieser Orden entwickelte sich auch das Beghinentum, das zeitweise ein nordländisches Gegenstück zu dem südländischen Franziskanischen Tertiarentum bildete und später vielfach sich dieser so weit verbreiteten Organisation anschloß. Dasselbe Prinzip, dem Orden Einfluß auf das Laientum zu verschaffen, ihm von seinem Geist mitzuteilen, finden wir bei den Marianischen Kongregationen der Jesuiten, bei dem 3. Orden der Karmeliter und bei den Gründungen des hl. Vinzenz, den „Damen" und „Schwestern der Liebe", deren Zweck heute von den Vinzenz- und den Elisabethenvereinen verfolgt wird. Auch bei neueren Orden sehen wir ähnliches.

Die Entwicklung war nicht so, daß Altes restlos verdrängt wurde. Vielmehr bestanden und bestehen die verschiedenen Orden und Tertiaren nebeneinander und behielten eine größere oder geringere Bedeutung.

Die Hauptarten dieses Tertiarentums haben nacheinander sich über die ganze Welt ausgebreitet

---

[4]) Auch das Andachtsleben änderte sich in Beziehung auf den Nächsten. Die Benediktiner beten als Familie, als Gemeinde, als Teil der Kirche zu Gott Vater für das allgemeine Wohl (soziales Gebet). Im Gegensatz dazu darf man vielleicht sagen, daß die Franziskaner Jesus in der Krippe, am Kreuze verehren, daß sie lieben das Kind, den sich selbst opfernden Bräutigam der Seele (individualistisches Gebet), erst aus Liebe zu ihm, also indirekt, lieben sie den Mitmenschen — und im Laufe der Geschichte findet man kaum eine entsprechend weite Verbreitung des Gebetes zum heiligen Geist, oder ein unmittelbar caritatives, altruistisches Gebet.

und in größerem Umfang sich der Pastoralhilfe angenommen. Was sie dabei geleistet, gereicht zugleich den betreffenden Orden zum Ruhm, da ihre Arbeit unter dem Einfluß und meist auch Leitung derselben stand.

Zunächst berichtet uns die Geschichte über das Wirken der Franziskaner-Tertiaren, zu denen sich im Mittelalter Könige und Fürsten, Gelehrte und Künstler, Vertreter aller Stände in großer Zahl gesellten.

Der Einfluß des hl. Franziskus war so groß, daß häufig die gesamten Bewohner von Ortschaften von ihm in seinen Orden aufgenommen werden wollten, und Franziskus ihrem Begehren wenigstens durch Aufnahme in den dritten Orden entgegenkommen mußte.

Die damalige Bedeutung der Tertiaren zeigte sich z. B. darin, daß durch ihr Wirken das Parteiwesen, welches damals zumal die italienischen Städte zerklüftete, erheblich zurückgedrängt wurde, sodann in der Sorge für Arme und Verlassene, in Bekämpfung der Genußsucht und des Sittenverfalles. „Der dritte Orden hat ganze Fürstenhäuser in Klöster verwandelt, Dörfer und Städte christlich gehalten, die Ehe geheiligt, die Erziehung der Jugend christlich, den Reichen mild, den Arbeiter genügsam, den Armen geduldig gemacht."

Er hat wesentlich dazu geholfen, die gefahrdrohenden radikalen Bestrebungen, wie sie bei den Arianern in Lyon, Waldensern und Albigensern sich offenbarten, zu überwinden.[5])

Von den Kongregationen[6]) lesen wir, daß sie die Pflege der Kranken in Spitälern und den Besuch der Gefangenen ausübten, daß eine Kongregation von Juristen es unternahm, die gesamte Handhabung der Rechtspflege zu reformieren, eine andere wieder die Armenpflege einer Stadt, die Ausstattung unbemittelter Töchter besorgte, daß sie Feindschaften schlichteten, daß sie all das taten, was heute Vinzenzverein und Borromäusverein, unsere Mäßigkeitsvereine, unsere Standesvereine erstreben. Wir erfahren, daß gerade sie z. Zt. der Gegenreformation vornehmlich zur Erhaltung des Glaubens beitrugen, und daß z. B. Köln nur durch sie gehalten wurde.

Von Wichtigkeit scheint auch die Nachricht, zumal es sich um Vorläufer für die spätere Organisation des Vinzenzvereins handelt, daß die Kongregationen auch nach der französischen Revolution zur Umgestaltung von Paris vornehmlichst Hand anlegten. Aus der Kongregation erwuchs dann 1820 „Die Gesellschaft der guten Werke". In drei Sektionen, die unter Leitung eines besonderen Ausschusses — also nicht des Präses — standen, sorgte man für Spitäler, Gefängnisse und die Jugend, namentlich die „Savoyarden". Dazu gesellte sich die „Gesellschaft der guten Studien", eine Organisation für Schüler, und die Gesellschaft des hl. Franz Regis zur Förderung der kirchlichen Eheschließung. Die Kongreganisten „versammelten sich zum Gebet und gingen auseinander zu Werken des Seeleneifers" — bis ihre Organisation 1830 vom Staate aufgelöst wurde.

Vom Vinzenzverein, der nach seiner Gründung im Jahre 1833 in Paris da weiter arbeitete, wo die oben erwähnten Gesellschaften 1830 aufhörten, werden die mannigfachsten Leistungen berichtet. Das Streben nach Selbstförderung, verbunden mit der religiösen Ein-

[5]) Vergl. Bericht über den ersten norddeutschen Tertiarenkongreß, 1913, Köln, Bachem.

[6]) Vergl. Löffler, Zur Jahrhundertfeier der Marianischen Kongregation, 1884, Freiburg, Herder. (3. Aufl. 1911.)

wirkung auf die Armen, ging Hand in Hand mit der Gründung von Unternehmungen großzügiger Art. So ist es nicht bei den Hausbesuchen der Armen geblieben. Das Handbuch des Vereins zählt allein aus dem heute so aktuellen Gebiet der Jugendfürsorge und Jugendpflege folgende Einrichtungen des Vereins auf: Krippen und Bewahrschulen, Jugendhorte, Vormundschaften, Jugendgerichtshilfe, Patronagen für Schulkinder und Lehrlinge, jugendliche Fabrikarbeiter, ja Arbeiter- und Gesellenvereine; ferner werden genannt Kleiderkammern, Wohnungsfürsorge (es wurden z. B. Preise für Reinlichkeit gegeben), Stellenvermittlung, Rechtsvertretung, Sparkassen, Mietskassen, ärztliche Hilfe, Volksküche, Bibliotheken, Fortbildungsschulen, Gefangenenfürsorge, Besuch von Hospitälern, Pflegehäuser für Greise usw. Ja, die Gründer des Vereins selbst, Pariser Studenten, die selbst nicht viel hatten, haben schon im Jahre 1835 ein Waisenhaus unterhalten, und haben auch junge Gefangene besucht.

Bemerkenswert ist, daß der Verein in sich Elemente aller drei Tertiaren-Gruppen vereinigte. Da sein Gründer Ozanam zu den Franziskaner-Tertiaren gehörte, so wurde ihm deren Geist eingepflanzt; in seinen Arbeiten war er zugleich Erbe der caritativen Gründungen der Pariser Kongregationen und der von Vinzenz ins Leben gerufenen Gesellschaften.

4. Man hat den Eindruck, als ob ein Franziskanischer Liebesstrom nach 2—300 Jahren abgelöst worden sei von einem Ignatianischen und dieser nach Ablauf eines gleichen Zeitraums von einem Vinzentinischen. Oder man möchte mit anderem Vergleich von dem Baume des hl. Franziskus, des hl. Ignatius und des hl. Vinzenz reden, die sich mit großer Kraft entfaltet haben, um jeder zu seiner Zeit reichen Segen zu bringen.

Um diese drei Bäume sammelten sich dann mannigfache neue Pflanzen; aber man fragte sich, ob nicht der neuen Zeit auch ein neuer, mit neuem Leben erfüllter Baum entspräche.

Aber wo war der Gärtner, der den rechten brachte? Wo war der neue Heilige, der der Kirche eine neue Organisation schuf — der wieder einmal das ganze Volk für die Sache Gottes begeisterte und auf Grund dieses allgemeinen Interesses zahlreiche Mithelfer und eifrige Berufsarbeiter für Seelsorgshilfe gewann?

Ob er noch kommen wird, weiß man nicht. Ob bald oder erst nach Jahrzehnten? In müßiger Erwartung die Hände in den Schoß legen darf man nicht. Vielleicht dürfen wir überhaupt nichts ganz Neues erwarten.

Aus solcher Stimmung heraus ist es verständlich, daß man versuchte, neue Richtlinien zu finden, ein neues Programm, neue Grundsätze aufzustellen für die Hilfe in der Seelsorge, welche im Gegensatz zu der vielfach zutage getretenen Praxis bestrebt sein muß, nicht nur an die Kirchentreuen heranzukommen.

Und so entstand, angeregt durch Schriften und Vorschläge von Prof. Faßbender, eine große Diskussion, die sich eingehend mit der Frage nach geeigneten Kräften befaßte und sich einerseits um das sogenannte Laienapostolat, andererseits um die Notwendigkeit von neuen Berufskräften drehte, und deren Ergebnis vorläufig zusammengefaßt ist in der Schrift von Gerst „Caritashilfe in der Seelsorge".

Hierbei wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht Altes zu neuem Leben erweckt werden könne. Es war sowohl von dem Franziskanischen Dritten Orden als auch von Vinzenzverein und Kongregationen als Träger des „Laienapostolates" die Rede. Damit war die Diskussion aber noch nicht abgeschlossen.

Auf alle Einzelheiten hier einzugehen, ist nicht möglich.[7]) Doch können wir nicht umhin, zu den Hauptgedanken derselben Stellung zu nehmen.

Bevor wir dieses jedoch tun, scheint es uns wichtig zu sein, zunächst zwei andere Punkte zu besprechen.

Denn da sich die Kräfte nach den notwendigen Arbeiten richten müssen, so können wir nicht wohl erörtern, wie die Kräfte beschaffen sein sollen, bevor wir wissen, was sie in der heutigen Zeit zu tun hätten, zumal in Rücksicht auf die große Zahl der Abseitsstehenden.

Ferner wollen wir uns erinnern, daß zur Förderung der Pastoralhilfe eine dreifach abgestufte Tätigkeit in Frage kommt, nämlich außer der Mitarbeit und Berufsarbeit auch die Anteilnahme an derselben in Bekundung des christlichen Gemeinsinns.

Demgemäß soll hier zunächst eine kurze Umschau über das Arbeitsfeld eingeschaltet werden. Indem wir dabei kurz darlegen, was geschieht, und andeuten, was noch geschehen könnte, werden wir ohne weiteres erkennen, was ungefähr Sache des Hilfsdienstes sein würde, und uns so auf die späteren Erörterungen vorbereiten.[8]) Sodann soll über die Weckung des allgemeinen Interesses gehandelt werden, woran sich zwanglos die Erörterung über die beiden anderen Stufen des Hilfsdienstes anschließen kann.

---

[7]) Man vergl. die Literatur; insbesondere Faßbender, Laienapostolat und Volkspflege, Caritas-Verlag, 1906; Chwala, Die Hausseelsorge und ihre modernen Hilfsmittel, Laumann, 1913; Gerst, Caritashilfe in der Seelsorge, Caritas-Verlag, 1911 — mit eingehenden Literaturnachweisen; Hermann, Zum inneren Volksfrieden, Geiselberger, Altötting, 1917; Mayer, Neue Wege . . ., Soziale Kultur 1908, S. 273 ff.

[8]) Einzelne Gebiete sind näher behandelt in: Wege des Wohltuns (Schilderungen und Abhandlungen verschiedener Mitarbeiter. Herausgegeben vom Referenten). Morgen-Verlag, Leutesdorf.

Umschau über das Arbeitsfeld.

Wir folgen hier der früher erwähnten Gliederung, wie sie durch die Worte: Priesteramt, Lehramt, Hirtenamt gekennzeichnet ist.

1. Die Aufgaben des Priesteramts erstrecken sich zunächst auf die Pflege des kirchlichen Kultus. Dieser ist seinem Wesen nach wohl geeignet, der Seelsorge zu dienen. Sind doch Meßopfer und Sakramentenspendung unmittelbar der Heiligung der Seelen gewidmet. Aber gerade hier wird auch offenbar, wie viele abseits stehen. Um diese zu gewinnen, könnte gewiß noch manches geschehen. Man müßte z. B. danach streben, die Kultusfeiern möglichst anziehend und würdig zu gestalten. Welche Bedeutung das haben kann, das sehen wir ohne weiteres ein, wenn wir uns erinnern, wie manche Konvertiten zuerst gerade durch einen schönen Gottesdienst beeinflußt worden sind.

Es müßten wenigstens hier und da Mustergottesdienste eingerichtet werden, mag es sich um Hochämter, Singmessen oder Andachten handeln. Man müßte die Besucher mehr als bisher anleiten, dem Gang der Handlung zu folgen und aus ihr Frucht zu ziehen. Die Mittel, welche die Verbindung von Religion und Kunst bietet, seien mit allem Eifer angewandt.*)

Die vielfach zu Tage tretenden Mängel beruhen zum großen Teil darauf, daß vielfach weder die in Betracht kommenden Kirchendiener noch die zuständigen Vereine für kirchliche Kunst den rechten Geist der Pastoralhilfe erfaßt haben. Auch in dieser Beziehung müßte Abhilfe geschaffen werden.

Weiterhin wäre zu erwägen, ob nicht durch Mysterienspiele und Oratorien religiöse Gedanken an manchen herangebracht werden könnten, der dem kirchlichen Kultus fern steht. Auch könnte vielleicht durch Aufführungen in der Kirche der eine oder andere zu einem Besuch derselben veranlaßt und hier durch das Schöne zum Guten geführt werden. Man denke an die musikalischen Andachten der Cäcilienvereine oder an die früheren Oster- und Weihnachtsspiele im Gotteshaus.

Es wird allerdings nicht leicht sein, an die Richtigen heranzukommen. Vielleicht geht es am besten, wenn wir die Kinder einladen und die Greise. Sie werden sich wohl am ehesten bereit finden zu kommen, zumal sie nicht durch andere Dinge (Kino, Theater, Vereinsdarbietungen) so sehr gefesselt sind. Es wäre schon viel gewonnen, wenn deren Erzählungen eine Idee von den Schönheiten religiöser Kunst in die Familien trügen; noch mehr, wenn durch diese andere bewogen würden, auch einmal zu erscheinen.

Daneben müßte man sich bemühen, durch Förderung des religiösen Dramas auch die Kreise zu erfassen, denen das Mysterienspiel nicht zusagt.

---

*) Mit Rücksicht auf die zentrale Bedeutung des Kultus und auf den Umstand, daß gerade hiervon bisher wenig die Rede war, wäre es zweckmäßig gewesen, hierauf näher einzugehen. Leider gestattet dieses der vorgesehene Umfang der Arbeit nicht.

Und da kann nur gelten, je mehr solche Aufführungen nach außen hin die kirchliche oder katholische Etikette vermeiden, desto besser ist es. Darum sind allgemein zugängliche Aufführungen im Stadttheater am wirkungsvollsten.

Wir sollen uns von dem Gedanken leiten lassen, daß die dramatische Kunst aus der Liturgie herausgewachsen ist, und daß die Welt durch das religiöse Schauspiel über das Mysterienspiel wieder zur Liturgie zurückgeführt werden sollte.

Verwandt mit der dramatischen Kunst sind auch die Prozessionen, die als Bewegung einer geordneten Masse dem Wesen nach denselben Charakter aufzuweisen haben. Auch hier könnte manches würdiger sein.

Auf die Bedeutung der bildenden Kunst in Paramentik, Figurenschmuck usw. sei nur kurz hingewiesen.

2. Während es für uns hier sich auf dem Gebiet des Prieseramts vornehmlich um Förderung des Schönen handelt, ist es Sache des Lehramts, der Wahrheit zu dienen. Die Kirche steht dort in weitgehendem Maße im Wettstreit mit der profanen und sogenannten Kunst, hier aber mit den weltlichen Bestrebungen zur Volksbildung und Volksaufklärung.[10])

Gewiß stehen ihr auch hier vorzügliche Mittel zu Gebote, welche der Seelsorge zu dienen vermögen. Anfangend mit der Christenlehre, der sonntäglichen und festtäglichen Predigt bis zu den besonderen Veranstaltungen der Missionen und Exerzitien, bietet sich schon im Gotteshaus reiche Gelegenheit; dazu kommt der Unterricht in öffentlichen und privaten Schulen, die Erziehung in den Anstalten der Orden, ferner die Abhaltung von Standesvorträgen in Kirche und Verein — alles Maßnahmen, welche äußerst wertvoll sind.

Zum gesprochenen Wort gesellen sich die Schriftwerke: Kirchenzeitung und Tagespresse, Standesorgane und Familienzeitschriften, volkstümliche und wissenschaftlich gehaltene Broschüren, Kalender und Flugschriften tragen katholische Prägung.

Der Volksbildung und Volksaufklärung dienen ferner noch besondere Vereine. Der große Borromäusverein, zu dem sich neuerdings die Bildungsausschüsse gesellt haben, die übrigen Organisationen im Bücherwesen, die Sittlichkeitsvereine und das Kreuzbündnis leisten wahrhaft Großes. Aber werden alle Kreise von diesen Dingen hinreichend erfaßt? Die Frage aufwerfen, heißt sie verneinen.

Es handelt sich demnach um zweierlei: Zunächst Propaganda bei denen, welche aus Lauheit sich der Einwirkung der geschilderten Einrichtungen, wie kirchlicher Unterricht, Presse, Vereine,

---

[10]) All dies rechnet man zur Volkspflege. Vergl. über Wesen, Begriff derselben usw., ihren Gegensatz zur Volksfürsorge die Schrift des Referenten: Vom Helfen. Bd. VI der Wege des Wohltuns.

entziehen, sowie Aufbringung von Mitteln und Leistung von unmittelbaren Arbeiten für jene.

Sodann Beeinflussung derjenigen, welche der Kirche vollständig fremd geworden und für diese Dinge zurzeit überhaupt nicht zu gewinnen sind.

Um dem abzuhelfen, wäre erforderlich, daß man religiöse Vorträge auch außerhalb des Gotteshauses abhält und zwar in Sälen, in welchen sich nicht gewöhnlich nur gläubige Katholiken einfinden. Denn sonst kommen nicht diejenigen, um die es uns gerade zu tun ist.

Auch wäre zu erwägen, ob nicht wie anderswo (London, Wien) Vorträge auf öffentlichen Plätzen, in öffentlichen Anlagen in Betracht zu ziehen wären. Für Art und Ort solcher Vorträge könnte die Praxis Jesu als Vorbild gelten.

Vermutlich kommen wir auch in die Lage, für den Unterricht der Kinder außerhalb von Kirche und Schule zu sorgen. (Laienkatechese.)

Dringend notwendig wäre eine Hauskolportage, sowie eine Organisation des kleinen Händlertums auf dem Gebiet des Bücherwesens. Soweit letzteres guten Willen hat, müßte es besonders beraten und unterstützt werden. (Schreibwaren-, Devotionaliengeschäfte, Buchbinder.) Vielleicht wäre auch an die Herstellung geeigneter Druckschriften zu denken.

Ungemein wichtig wäre endlich die Errichtung von Volksheimen,[11]) Gemeinschaftsstuben — Räumen, in denen man einen angenehmen Aufenthalt, sowie geeignete Lektüre und zuvorkommenden Rat oder Vermittlung von Auskünften finden würde.

All dies wäre immer noch Massenseelsorge, bezw. Hilfsdienst in solcher. Einzelseelsorge wäre aber nötig. Man müßte dieserhalb an Mann und Frau, Jugend und Greis herankommen, in Haus und Werkstatt, auf der Straße und auf dem Wege zu Stätten des Vergnügens und des Verderbens durch Alkohol und Venus.

Zum Gebiet des Hirtenamts gehören die Aufgaben der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit.[12]) Während diese mehr unmittelbar der Seelsorge und der Gewinnung der Abseitsstehenden dienen, sind jene hierfür mehr mittelbar oder in Verbindung mit der andern Art von Bedeutung. Indem wir, wie eingangs bemerkt, von der gesamten Anstaltsfürsorge

---

[11]) Vergl. z. B. die englischen Settlements, die Volksheime Hamburgs.

[12]) Auf die Parallele: Priesteramt — Kunst, Lehramt — Volksbildung ist schon hingewiesen. In gleicher Weise können Hirtenamt und profane Wohltätigkeit (Fürsorge) in Beziehung gebracht werden. — Weiterhin scheinen zwischen Kunst (Theater), Volksbildung (Presse), Fürsorge einerseits und Freimaurertum, Liberalismus, Sozialismus andererseits besondere Fäden zu laufen.

absehen, können wir uns auf die anderweitige Fürsorge für Einzelpersonen, sowie die Familienfürsorge beschränken.

3. Von der Familienfürsorge wollen wir ausgehen. Diese setzt sich zum Ziele, durch Tätigkeit in Familien anderer sittliche und materielle Not zu bekämpfen, sobald solche offenbar wird. Die berufenen Organisationen für Familienfürsorge sind zurzeit die Vinzenz- und Elisabethen-Konferenzen, denen jedoch vielfach ein lebendigeres Wirken zu wünschen wäre, getreu den Grundsätzen ihrer Statuten. Man geht in der Regel von der Verarmung aus und sucht nur deren Symptome zu bekämpfen, und zwar mit Mitteln, die gegenüber der „Konkurrenz" der Gemeinden bei manchen geradezu dürftig erscheinen müssen. Was man sonst an Hilfe bieten sollte, und als gläubiger Christ auch bieten könnte, vernachlässigt man mancherorts zu sehr. Man müßte bei der materiellen Unterstützung auch ernstlich die Zwecke der Pastoralhilfe verfolgen, viel mehr die Werke der geistigen Barmherzigkeit pflegen und jeden gebotenen Anlaß — nicht nur Armut — zum Eingreifen benutzen.

Gewisse Ereignisse, wie: Bekanntschaft, Eheschließung, Geburt, Kinderbeichte, Kommunion, Letzte Oelung, können uns verpflichten, für ordnungsgemäßen Empfang der Sakramente zu sorgen. In Hinsicht auf Ehezwist, Scheidung, Gefährdung der Kinder, unsittliche oder strafbare Handlungen einerseits, und andererseits Krankheit, Unfall, Vermögensverfall, Verlust der Stellung, Todesfall, kann es unsere Aufgabe sein, zu sorgen, daß die Ereignisse nach Möglichkeit verhindert, in ihrer Wirkung abgeschwächt werden und nicht zu schlimmeren Zuständen führen — etwa Armut, Trunksucht, Unsittlichkeit, wilde Ehe. Auch können wir von hier aus die Bemühungen des Priester- und Lehramts unterstützen, indem wir bei unserer Fürsorgetätigkeit unser Augenmerk darauf richten, ob etwa Kinder ausbleiben beim Unterricht oder Gottesdienst, ob Jugendliche oder Erwachsene der Volksbibliothek oder dem Vereinswesen fernbleiben, und müssen hierbei uns dem „Schleppdienst" widmen.[13])

Ferner werden uns besondere Beziehungen ein Eingreifen nahelegen, ermöglichen oder gar zur Pflicht machen. Hierhin gehören: Beziehungen zu Verwandten, Bekannten, Mündeln und Patenkindern, Wohnungs- oder Arbeitsnachbarschaft, Dienstverhältnis. Diese können unmittelbare oder mittelbare sein — d. h. wir selbst haben solche, oder aber können an Personen herankommen, die ihrerseits unsern Schützlingen nahestehen. Die so gebotenen Gelegenheiten müssen ausgenutzt werden.

4. Bei all dem wird es sich stets um kürzere Besuche handeln. Es kann sich aber herausstellen, daß zur Behebung von

---

[13]) Von der eigentlichen Hilfsarbeit im Dienste des Priesteramts und Lehramts unterscheiden sich diese Bemühungen durch die Methode oder den Anknüpfungspunkt.

Mängeln in der Familie gewisse dauernde Maßnahmen notwendig sind, etwa Unterbringung von Kindern in Bewahrschulen und Horten.

Wichtiger scheint aber oft eine länger dauernde stetige Wirksamkeit innerhalb einer Familie zu sein, um deren für Religion und Sittlichkeit, für das Heil der Seele wichtigen Bestand im ganzen zu sichern. Dies kann zu empfehlen, ja geradezu notwendig sein, wenn Vater oder Mutter gänzlich oder in sehr großem Maße verhindert sind, ihren Pflichten nachzukommen.

Wenn z. B. die Frau den Haushalt nicht versorgen kann, weil sie längere Zeit krank ist oder denselben nicht versteht, und somit Gefahr vorliegt, daß die Kinder verwahrlosen und der Mann die Freude am Heim verliert und etwa außerhalb Ersatz sucht, daß sogar Entfremdung unter den Eheleuten und schließlich auch Untergrabung der Religion herbeigeführt wird, so ist gewiß geboten, gründlich einzugreifen.

Dies geschieht durch die sogen. Haushaltsfürsorge, wie sie besonders auch von Tertiarinnen des hl. Franziskus und Dominikus ausgeübt wird. Diese besteht darin, daß man für längere Zeit,[14]) Tage, Wochen, ja Monate die Verrichtung der häuslichen Arbeiten wie Kochen, Putzen, Waschen, Bügeln übernimmt und vor allem auch, soweit erforderlich, die Krankenpflege.

An einer Stelle, in Krefeld,[15]) wirken hauptsächlich Tertiarinnen neben ihren sonstigen Berufsgeschäften, und nur wenige Kräfte sind für den Zweck von der Tertiarengemeinde berufsmäßig angestellt. Anderswo, im Ruhrgebiet, sind mehr Berufskräfte tätig. Dort fing man im August 1918 an und zählte Ende 1919 schon über 100 derselben.

In ähnlicher Weise, wie bei der Haushaltsfürsorge ist für den Bestand der Familie zu sorgen, wenn es sich nicht um ein Versagen der Frau handelt, sondern um ein solches des Mannes. Wenn dieser infolge Krankheit, Invalidität, Kriegsbeschädigung oder eines Charakterfehlers das tägliche Brot nicht schafft, so ist alles Mühen der Frau umsonst. Da kann auch weibliche Hilfe kaum — es sei denn in der Buchführung — etwas ausrichten. Hier müßte schon Manneskraft für

---

[14]) Die sogen. Pfarrschwestern für Armen- und Krankenpflege, z. B. Franziskanerinnen, machen in der Regel nur kürzere Besuche.

[15]) Was eine solche Arbeit erfordert, besagen folgende Angaben eines Jahresberichts: 149 Fälle waren gemeldet; in 115 Fällen konnte man helfen. Auf eine Berufspflegerin entfielen 1221 Stunden ohne Krankenpflege (reine Hauspflege), 678 Stunden Krankenpflege, 48 ganze Nachtwachen und 325 Familienbesuche. Eine Anzahl freiwilliger Helferinnen haben im ganzen 5240 Stunden geopfert (2551 Stunden für Putzen, 569 Stunden für Waschen, 383 Stunden für Nähen, Flicken und Bügeln, und 1710 Stunden für Nachtwachen). Für 23 Familien ist an 1754 Tagen das Essen besorgt worden. Zu Weihnachten konnten 63 Familien mit ca. 600 Kleidern und Wäschestücken beschenkt werden. (Vergl. P. Marcus, in Wege des Wohtuns. S. 88.)

den Hausstand sorgen. Etwa durch Führung des Geschäfts eines Kaufmannes oder Handwerkers, durch Herstellung der zu liefernden Arbeiten, also durch freiwillige Tätigkeit als Geschäftsführer oder Geselle im Dienste der Nächstenliebe. (Hausstands-Fürsorge.)

Von großer Bedeutung wäre es übrigens, wenn man nicht nur zur Erhaltung von Haushalt und Hausstand beitragen wollte, sondern auch zur Begründung neuer und Wiederaufrichtung zertrümmerter Wirtschaften. Auch hierfür könnte recht wohl neben den sozialen Maßnahmen, welche die allgemeinen Grundlagen schaffen, ein unmittelbares caritatives Helfen in ähnlicher Weise, wie oben geschildert, angebracht sein.[16])

5. Es wäre gut, wenn wir uns darauf beschränken könnten, innerhalb des Familienlebens zu wirken. Leider aber müssen nur zu viele der Wohltaten eines solchen entbehren. Sie kennen nicht das heim—liche eines solchen, sie sind heim—los. Darum müssen wir hier noch von Heimlosenfürsorge sprechen.

Heimlos im eigentlichen oder übertragenen Sinn sind Waisenkinder und alte Leute, sowie alle Vereinsamten — unverehelicht gebliebene oder solche Verwitwete und Eheverlassene, denen auch der Zusammenhalt mit Kindern oder sonstigen Verwandten fehlt. Heimlos sind auch die, die Charakterveranlagung oder Unglück oder Sünde aus der Familie vertrieben hat — es sind die Verbitterten, Verzagten, es sind die verwahrlosten und gefährdeten Jugendlichen, die Unterlegenen im Lebenskampf, die Straffälligen und entlassenen Gefangenen, es sind die chronisch Arbeitslosen, die Obdachlosen.

Kaum etwas anderes kann unsere Seele mehr bewegen als der Gedanke an den furchtbaren Inhalt des Wortes „heimlos"! Nirgendwo ist aber auch mehr zu tun als hier! Nirgendwo ist aber auch so oft der Connex mit der Seelsorge gelöst wie hier.

Es kann nicht genug sein, Waisenhäuser, Invalidenanstalten, Obdachlosenasyle oder Besserungsanstalten zu errichten. Richtiger wäre es schon, wenn mehr Kinder und Jugendliche Aufnahme in apostolisch gesinnten Familien fänden, wenn wir den Invaliden und den Opfern von eigener oder fremder Schuld mehr Sonnenschein ins Leben bringen würden, sei es, indem wir ihnen den Aufenthalt in Anstalten und Wohnquartieren angenehmer gestalteten,[17]) oder sie in eine neue Umgebung[18]) pflanzten.

Heimlos sind ferner die, welche infolge des heutigen Wirtschaftslebens und der „liberalen Wohltaten" der Freizügig-

---

[16]) Als Beispiel aus der Vergangenheit sei an die Kulturarbeiten der Benediktiner und deren Fürsorge für Ansiedler erinnert.

[17]) Man erinnere sich, wie im Kriege Gesang- und Musikvereine, Schillerchöre und Damen der Gesellschaft stets neue Mittel erfanden, um die Verwundeten zu erfreuen. Auch hier handelt es sich um „Verwundete".

[18]) Eine Aufgabe für ländliche Gegenden?

keit aus dem Familienverband hinausgeführt werden. Vor allem handelt es sich um junge Leute, die in Familien, Gasthöfen, Gewerbebetrieben, Handelshäusern usw. Beschäftigung finden. Diese schon bei ihrer Ankunft an ihrem Arbeitsort zu erfassen, wäre die erste Aufgabe. Darum wäre eine Bahnhofsmission nicht nur für und durch weibliche Personen notwendig. Auch genügen nicht Stellennachweise von Vereinen oder die Ledigenheime des Gesellenvereins oder des Mädchenschutzvereins, sondern es müßte ein allgemeiner Stellen- und Wohnungsnachweis auf christlicher Grundlage bestehen und ausreichend für geeignete Unterbringung in Familien oder Heimen gesorgt sein.

All diese Dinge haben eines gemeinsam. Es handelt sich um Menschen, welche infolge irgend eines Umstandes nicht in normalen Verhältnissen leben und deshalb eines Schutzes bedürfen.

Für sie genügen nicht die allgemeinen Maßnahmen der Volkspflege (vergl. die Maßnahmen im Rahmen des Lehramts), während diejenigen der Volksfürsorge nicht, noch nicht, oder nicht mehr in Betracht kommen, es sei denn, daß eine unmittelbare Notlage vorliegt. Letzteres braucht z. B. nicht zuzutreffen bei den Waisen, Altersschwachen, Arbeitslosen, erst recht nicht bei zugezogenen Arbeitskräften, während es für die gefährdete Jugend in vielen Fällen anzunehmen sein wird. Man wird daher z. B. noch einen Jugend-Schutz neben der Jugend-Fürsorge und Jugend-Pflege einrichten müssen.

Weiterhin kann man sagen, daß es sich um gewisse Kategorien der Bevölkerung handelt, die sich hinsichtlich ihres Alters, Standes, oder auch Charakterveranlagung, sowie wirtschaftlicher Verhältnisse herausheben. Insofern kann die Heimlosenfürsorge zur Standesfürsorge werden.

Für all diese Arbeiten fehlen die Kräfte fast noch ganz. Die Worte Mädchenschutz und Bahnhofsmission zeigen, wo man zu helfen sucht. Sonst wäre aber auch kaum etwas anzuführen.

In etwa allerdings gehört in das Gebiet der Heimlosenfürsorge die Tätigkeit der in der Jugendfürsorge wirkenden Männer- und Frauen-Fürsorge-Vereine, insofern es sich um heimlose Jugendliche handeln kann. Vielfach wird aber deren Arbeit an die Familienfürsorge anknüpfen. Handelt es sich doch hierbei einerseits darum, den Eltern zu helfen, Ordnung in der Familie zu erhalten, — Jugendgerichtshilfe, Beistandschaft, Pflegschaft — und anderseits um Ersetzung der elterlichen Autorität in der Vormundschaft.

Der Hilfsdienst.

Die vorstehende Darstellung des Arbeitsgebietes läßt uns erkennen, wie angebracht es wäre, nach Möglichkeit Kräfte und Mittel für die Pastoralhilfe zu sammeln.

Neben der Werbung von Mitarbeitern im eigentlichen Sinne ist es nicht zuletzt von Wichtigkeit, allgemein für die Sache zu

interessieren, einen echten christlichen Gemeinsinn zu wecken und nutzbar zu machen.

I. Diese Anteilnahme weitester Kreise von „Interessenten" ist schon deshalb nötig, weil man ohne eine solche einerseits nicht genügend Mitarbeiter erhalten wird, da erst Berufe hierfür geweckt werden müssen, und anderseits, weil man mangels einer solchen das Erdreich nicht genügend vorbereitet findet, wenn man an die Arbeit gehen will. Nur wenn die Arbeit von allgemeinem Verständnis unter den Katholiken begleitet ist, kann sie vollen Erfolg haben.

So war es ja auch sonst. Nur dadurch z. B., daß im 13. Jahrhundert weithin eine franziskanische Bewegung entstand, ergab sich der große Zulauf zu dem Dritten Orden, nur so fand sein vom Ersten Orden geleitetes Streben Anklang und Förderung bei hoch und niedrig.

Zur Zeit fehlt es noch vollständig an einer Bewegung für Pastoralhilfe, für apostolisches, caritatives, altruistisches Wirken, soweit es sich nicht etwa um die hier nicht in Betracht kommende Diaspora oder äußere Mission handelt.

So haben wir z. B. für die Kinder noch kein Gegenstück zu dem allgemein verbreiteten Kindheit-Jesu-Verein, in welchem allein in Deutschland 1917/18 2,6 Millionen Mark für die äußere Mission aufgebracht wurden.

Man sagt zwar, für letztere zu interessieren sei leichter, weil es eben von fremden Ländern handele. Nun wohl, von fremden Ländern, unbekanntem — wenn auch nicht immer fernem — Gebiet zu reden, gilt auch hier.[19])

Aehnliches gilt für die Jugend, soweit sie nicht mehr schulpflichtig ist, möge sie zu der studierenden oder erwerbstätigen gehören. Unter dem Hinweis auf ihre gesicherte wirtschaftliche und sittliche Lage wäre ihnen nahe zu bringen der Gedanke an so viele ohne geeignete sittliche und wirtschaftliche Anleitung, ohne Halt, an so viele, die vor Jugendgericht und Vormundschaftrichter eine Korrektur ihres Verhaltens erfahren müssen.

Daß es in der Tat möglich ist, christlichen Gemeinsinn und Opfermut bei der Jugend zu wecken, lehren mannigfache Erfahrungen.[20]) Es wäre ja auch zu eigenartig, wenn zwar die ausländische Jugend z. B. in den äußerst zahlreichen Jugend-Vinzenz-Konferenzen sich im Sinne unserer Ausführungen betätigen, die deutsche katholische Jugend aber

[19]) Wer dies aus eigener Anschauung nicht kann, dem mögen geeignete Schriften Anregung geben. Vergl. Classen, Großstadtheimat, Hamburg Boysen, sowie die Angaben über Kinderelend im „Wege des Wohltuns" S. 49 ff.

[20]) Dies tut z. B. ein in Duisburg für Volksschüler gegründeter „Jugendbund". Solche „Kinderhilfe" könnte ihr Seitenstück finden in einer Jugendhilfe (14—18jährige) und Jungmannenhilfe (18—24jährige) bezw. Jungmädchenhilfe. Das Ganze mehr als Aktionen als Organisation gedacht.

versagen würde.[21]) Es braucht nur das, was hier und da sich regt, unterstützt, ausgebaut und allgemein verbreitet zu werden.

Die Erwachsenen wären in ihren Standesgruppen zu erfassen, Beamte und Kaufleute, Handwerker und Arbeiter hätten den Gedanken der Fürsorge für andere unter besonderen, ihnen naheliegenden Gesichtspunkten zu betrachten.

Es müßte in den zuständigen Vereinen und Zeitschriften häufiger von Caritas, Apostolat, christlichem Gemeinsinn die Rede sein, als es zur Zeit üblich ist. Es sollten zum mindesten Vorträge aus der Geschichte dieser Bestrebungen gehalten werden.

Aehnliches gilt auch von dem Leben im Gotteshaus. Es genügt nicht, von der Nächstenliebe im allgemeinen zu sprechen. Die einzelnen Aufgaben sollten zur Sprache gebracht und vor allem immer wieder die Neigung, der Wille zum Helfen geweckt werden. Christenlehre und Predigt müßten nutzbar gemacht, Gebete und Gesänge caritativer und apostolischer Tendenz[22]) hervorgeholt oder geschaffen, besondere „Caritas"-Sonntage, Apostolatssonntage, Erneuerungstage — ähnlich den Missionssonntagen bei Pfarrgemeinden und katholischen Organisationen allgemein üblich werden.

Kirchenzeitung und Borromäusbibliothek wären in den Dienst der Sache zu stellen.

Hinsichtlich einer weiteren Propaganda muß man leider sagen, daß geeignete populäre Schriften nicht sehr zahlreich sind.

Während für die äußere Mission eine große Zahl von Zeitschriften, Kalendern, Broschüren, Büchern bestehen, gibt es für die Caritas im engeren Sinne nur die eine populäre Zeitschrift „Caritasstimmen", für die Pflege des Apostolates oder des christlichen Gemeinsinns überhaupt zurzeit noch keine einzige. Von Broschüren gibt es, wenn man nicht die noch unvollständige Sammlung „Wege des Wohltuns" hierhin rechnen darf, kaum etwas geeignetes. Es wird ja schwer werden, heute neues zu schaffen. Unmöglich sollte es nicht sein. Immerhin dürfte es sich als Behelf empfehlen, daß bestehende religiöse Zeitschriften für die Pflege der christlichen Hilfsbereitschaft eine besondere Abteilung einrichteten, wie dieses schon an einer Stelle geschehen ist.[23]) Vielleicht könnten auch die Familienzeitschriften sich etwas mehr der Idee des christlichen Gemeinsinns, ihrer Prinzipien, ihrer Geschichte, ihrer gegenwärtigen Aufgaben annehmen.

Bei all diesen Dingen handelt es sich weniger um unmittelbare Gewinnung für caritative und apostolische Taten als vielmehr um Vorbereitung der Herzen, um Beeinflussung

---

[21]) Vergl. Pechmann, Pariser Lehrlinge als Jünger der Caritas, in Caritas 1902, S. 223 ff.: „Die Pfleglinge der Lehrlings-Konferenzen (d. h. Jugend-Vinzenz-Konferenzen) sind meist Greise und Greisinnen .... Es herrscht eine instinktive Sympathie zwischen jenen, deren Leben zur Neige geht, und zwischen denen, vor denen es sich auftut ...."

[22]) Eine Sammlung solcher ist in Vorbereitung.

[23]) Die Franziskusstimmen, Paderborn, bringen eine Beilage: „Lehrstunde der Caritas", die auch partieweise gesondert zu beziehen ist.

der Neigungen, um Pflege des Gemeinsinns, um Verbreitung einer allgemeinen menschenfreundlichen Gesinnung.

Dementsprechend wäre es ein Fehler, wenn wir nicht betonen würden, daß das tägliche Leben einem jeden Gelegenheit gibt, dies „Apostolat des Wohlwollens" auszuüben, welches Faber in einer vorzüglichen Schrift als die größte Großmacht[24]) bezeichnet.

Zu Hause, in der Schule, an der Dienst- und Arbeitsstätte, auf Wegen und Fahrten, gegenüber Vorgesetzten und Untergebenen, bei Einkäufen und Bestellungen den christlichen Gemeinsinn zu bekunden, das wäre nicht zuletzt zu empfehlen.

Die Anwendung all dieser Maßnahmen und Berücksichtigung entsprechender Richtlinien würde in der christlichen Gesellschaft das harte Erdreich lockern, die Lebenskraft für neue, gesunde und starke Triebe sammeln, und so könnte der neue Samen mit Zuversicht auf guten, hundertfältigen Erfolg ausgestreut werden.[25])

II. Mitarbeiter und Berufskräfte. — Hinsichtlich der Kräfte, welche sich unmittelbar und in praktischer Arbeit an der Erhaltung der zahlreichen Aufgaben der Pastoralhilfe beteiligen wollen, müssen wir erörtern, welche Forderungen wir an deren Eigenschaften im allgemeinen stellen müssen, welche Personen diese besitzen werden und wie diese Personen nutzbar zu machen sind. Dabei werden wir insbesondere die Fragen der Schulung und Organisation erwägen müssen. Bei allem aber wird zu unterscheiden sein, ob es sich um „Mitarbeit" oder „völlige Hingabe" im Sinne der mehrfach erwähnten Stufen handelt.

Bei der früher erwähnten Diskussion hatte man sich schon mit solchen Fragen befaßt.

1. Von vornherein hatte Faßbender an die Eigenschaften der zu gewinnenden Kräfte eine ganz bestimmte Forderung gestellt. Er verlangte von ihnen Tertiarengeist. Er wollte

---

[24]) Faber, Die größte Großmacht, Werbegedanken für das Apostolat des Wohlwollens, Graz, St. Paulusverlag vom Weißen Kreuz.

[25]) Die Förderung des christlichen, altruistischen Gemeinsinns hätte auch noch folgende Vorteile: Er würde dazu beitragen, die jetzige Zerrissenheit, Unduldsamkeit, Rücksichtslosigkeit und Gehässigkeit, die unser Volk so unglücklich macht, zu bekämpfen. Er wäre auch das beste Gegengewicht gegen die Tendenz — die hier nicht verurteilt werden soll — an die Gesellschaft Forderungen zu stellen. Wenn der darin liegende Kollektiv-Egoismus nicht zu einseitiger Orientierung führen soll, muß er einen Ausgleich finden in einer altruistischen Gesinnung gegenüber den Schwächeren. Insbesondere dürfte jetzt für den vierten Stand der Augenblick gekommen sein, wo er sich der caritativen und apostolischen Pflicht gegenüber dem fünften Stand zu erinnern verpflichtet ist. Lange war der dritte Stand Hauptträger der Caritas und war dessen Wirken vielfach die Wegbahnung für die spätere Selbsthilfe des vierten Standes. Nun wohl, jetzt hat dieser dieselbe Pflicht gegenüber der nachrückenden Schicht.

aus einer „Verbindung des Tertiarengeistes mit der Vinzenzidee“ neue Mitarbeiter, „Laienapostel“, zu gewinnen suchen.

Diesen Gedanken, der mit der Idee der letzten Päpste zusammentrifft, welche dem Dritten Orden eine ganz besondere Bedeutung für unsere Zeit beimessen, kann man wohl in der Weise annehmen, daß man den Begriff des „Tertiarentums“, so wie es hier schon geschehen ist, allgemeiner faßt und aus dem gesamten Tertiarentum neues Leben zu wecken sucht.

Gewiß steht das Franziskanische Tertiarentum im Vordergrund des Interesses, aber das ihm Wesentliche weisen auch Kongregation, Vinzenzverein und andere auf: Zusammenhang mit einem ersten Orden, Streben der nach dem Auslese-prinzip gewonnenen Mitglieder nach Selbstheiligung und zugleich Förderung anderer.

Mit gleichen Merkmalen könnten noch weitere Tertiarengruppen entstehen, sei es in Anknüpfung an alte Institutionen, wie bei den Benediktiner-Oblaten, oder — zumal bei neueren Orden — durch Schaffung neuer Arten. Man könnte es nur begrüßen, wenn mittels einer allgemeinen Verbreitung des Tertiarentums möglichst viele Laien unter die geistige „Patenschaft“ von ersten und zweiten Orden treten[26]) und von den ersten ihre religiöse Beeinflussung, von den zweiten die Unterstützung durch Gebet erhalten würden.

Mit Rücksicht darauf, daß innerhalb des Laientums mit Vorliebe und Abneigung gegenüber einzelnen Orden zu rechnen wäre, könnte es recht wohl von Vorteil sein, wenn neben den drei hauptsächlich angeführten Formen des Tertiarentums sich noch weitere betätigten.

Es wäre wohl möglich, wie z. B. auch alte Orden durch Gründung neuer Zweige (Cisterzienser, Kapuziner) zu neuem Leben geführt wurden, neue Gruppen auf Grund der alten Statuten und mit neu erwecktem, altem, gutem Geiste zu bilden.[27]) Es würde sich nicht so sehr um Heranziehung der heutigen Tertiaren oder Gruppen handeln, als vielmehr um Nutzbarmachung des Tertiarentums, der Idee als solcher, durch Neuorganisation.

Neue Triebe aus alten Wurzeln, muß also die Losung sein.

---

[26]) Auch wo schon neue Vereinigungen für Laienapostolat entstanden sind, möchte man ihnen solche Patenschaft und somit den Charakter als Tertiaren wünschen.

[27]) Wo im Laufe der Zeit Statuten geändert, etwa gemildert sind, wird sich vielleicht Rückkehr zum Alten empfehlen. Wo eigene Tertiaren-Statuten fehlen, mag man sich an fremde Statuten anlehnen. (Vergl. das im Nachtrag veröffentlichte Material.) Ein Versuch, die alten Gruppen zu neuem Leben zu wecken, würde erfahrungsgemäß selten zum Erfolg führen; denn einerseits ist der alte Mitgliederbestand vielerorts weniger tauglich, andrerseits tun neue Kräfte nicht mit, wenn sie von den alten Hindernisse zu erwarten haben.

Man kann sich auch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß nur der Tertiarengeist zu helfen vermag. Nur wo Selbstheiligung und Fürsorge für andere zusammen wirken, wo demnach die äußere Tätigkeit von christlichem Opfermut getragen ist, wo zudem eine gewisse innere Bindung durch entsprechende Regeln oder Statuten vorliegt, wo das „ora et labora" in der richtigen Reihenfolge beachtet wird, wo der gute Wille des Laientums immer wieder genährt wird von der heißen Heilandsliebe des Ordensstandes, da wird man ausdauernde, intensive, nicht nur vorübergehende oder extensive Arbeit erwarten können. Da vor allem nur, wo Dritt-Orden-Geist waltet, da wird die innere Wärme des religiösen Lebens ausreichen, um erkaltete Seelen wenigstens einigermaßen auf die normale Temperatur zu bringen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Arbeit anderer Personen oder Vereinigungen nicht zu nutzen vermöge. Aber das ist sicher, wenn wir gegenüber Freimaurertum, Liberalismus und Sozialismus durchgreifend wirken wollen, wenn wir deren beherrschendem Einfluß auf Kunst und Theater, Wissenschaft und Presse, Wirtschaft und Wohlfahrtspflege, und damit auf den Sinn des Geschöpfes für das Schöne, Wahre und Gute, für das Vollkommene schlechthin, eine gleichwertige Macht entgegensetzen wollen, dann nützt uns nur eine Gattung von Menschen, die so von Liebe zu Gott beseelt ist, wie die überzeugten Anhänger jener von Abneigung gegen seine Einrichtungen.

2. Um nun wirklich „Neue Gruppen auf Grund alter Statuten" bilden zu können, dazu gehörten natürlich zunächst geeignete Einzelpersonen. Diese wären zu suchen unter Frauen und Männern, Jungfrauen und Jünglingen, und zwar innerhalb und außerhalb der bisher bestehenden Tertiarengruppen. Es ist sicher, daß manch einer sich etwa einer neuen lebendigen Gruppe von Franziskaner-Tertiaren anschließen wird, dem die alten nicht zusagen. Dasselbe gilt für Vinzenz- und Elisabethenvereine. Für eine Erneuerung der Kongregationsidee kämen vielleicht die in einzelnen Standesorganisationen bestehenden eucharistischen Abteilungen in Betracht, vielleicht auch der Ausbau des sogenannten Männerapostolats. Gehören doch Eucharistie und seeleneifrige Caritas, Pastoralhilfe, zusammen.

Die neuen Gruppen müßten prinzipiell einen eigenen Vorstand haben, wenn auch Personalunion mit alten Gruppen nicht ausgeschlossen zu sein brauchte. Eine solche Personalunion könnte z. B. bei Kongregationen hinsichtlich des Präses angebracht sein, da man wohl nicht dem oben erwähnten Beispiel der Pariser Kongregationen zu folgen brauchte, welche die Gesellschaft der guten Werke diesem nicht unterstellten.

Als Mitglieder der Gruppen könnte man nicht wie Bruderschaften oder Geldsammel-Vereine oder auch losere Caritas-Verbände wahllos jeden aufnehmen, sondern müßte Geeignetheit und guten Willen verlangen. Es wäre sorgfältig Auslese zu

halten und diese auf nur Tüchtige und Eifrige zu erstrecken, mögen sie nun bisher „Tertiaren" gewesen sein oder nicht. Infolgedessen wird es dann wohl von selbst bei kleineren Gruppen bleiben und die Gefahr des Massenbetriebs ferngehalten. Nicht das Muster der großen Tertiarengemeinden und Kongregationen, sondern das der kleineren Vinzenz-Konferenzen müßte maßgebend sein. Auch sollte man das hoch halten, was das Statut des Vinzenzvereins sagt, nämlich, daß es sich um eine Vereinigung junger Christen handele.[28]) Demgemäß sollte man sich vornehmlich um 20- bis 40jährige bemühen.

Die so entstandene neue Tertiarenschar sollte in eifriger Selbstheiligung da anfangen, wo der Grund zu aller Reform zu legen ist — in Reform seiner selbst. Sie sollte über die übliche Norm hinausgehen und sich nicht mit den 12 Vaterunser der Franziskaner-Tertiaren begnügen oder mit der Monatskommunion der Kongregationen oder dem Vereinsgebet der Vinzenzgruppen. Sie sollte hinsichtlich der Eucharistie sich dem Ideal des Weißen Kreuzes[29]) nähern und im übrigen eifrig das caritative Gebet üben und zu fördern suchen.

Sie sollte sich auch klar darüber sein, daß nicht der sogenannte gute Wille, das weiche Herz oder die freigebige Hand genügt, sondern daß alle Seelenkräfte in den Dienst der Sache zu stellen wären. Nicht zuletzt gälte dies für die Verstandeskräfte. Darum wäre wenigstens insofern ein ernstliches Studium zu treiben, als man in regelmäßigen Sitzungen die einschlägigen Fragen systematisch erörtern und eine eingehende Lektüre passender Werke üben würde. Daneben wäre in besonderen mehrtägigen Kursen oder religiös-caritativen Exerzitien für ausreichende Fortbildung zu sorgen. Ja schließlich müßte man nach Möglichkeit ein- oder mehrwöchige Kurse besuchen oder geeignete Mitbrüder solche auf gemeinsame Kosten besuchen lassen. Im Zusammenhang damit würden die eingehenderen Lehrgänge für gebundene Kräfte stehen.

Die ganze Tätigkeit müßte von rechtem Opfergeist getragen sein, der nicht peinlich danach fragen würde, was die Statuten verlangen, sondern danach, was die Liebe zu Gott und die Rettung der Seelen erfordern. In diesem Geiste wäre ab und zu auf Annehmlichkeiten zu verzichten, um mehr im Sinne des ora et labora wirken zu können, in diesem Geiste würde man zu besonderen Zeiten sich Genußmittel versagen, um das ersparte Geld der Sache zur Verfügung zu stellen, erhöhter Opfergeist

---

[28]) Daß dieses Letztere nur im alten Statut des Vereins steht und nicht in dem für Deutschland vor einigen Jahren für ein neues Handbuch zurecht gemachten, ist als Anpassung an die vorhandene Praxis bezeichnend. Gleichwohl sei dies Handbuch (1916 — Verlag des Generalsekretariats in Köln) empfohlen.

[29]) Vergl. den Nachtrag.

müßte dazu beitragen, Unternehmungen durchzuhalten, die sonst im Konkurrenzkampf mit dem Gegner nicht bestehen könnten.[30])

Der Opfergeist müßte das Tertiarentum veranlassen, alles aus der Idee des Gehorsams und der Dienstwilligkeit heraus zu tun. Selbst der einfache Mitarbeiter müßte sich durch das Tertiarengelöbnis gebunden fühlen, alles zu tun, was im Interesse der Sache liegt, und bereit sein, persönliche Wünsche zurückzustellen; er müßte sich durch Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit auszeichnen. Soweit seine Verhältnisse erlaubten, müßte er sich für bestimmte Zeitabschnitte zur Verfügung stellen, wie das z. B. für Bahnhofsmission, Haushaltsfürsorge schon heute üblich ist.

Die an die Mitarbeiter zu stellenden Forderungen lassen es auch ratsam erscheinen, es ernst zu nehmen mit der in den einschlägigen Statuten vorgesehenen Probezeit.

Die gesamte Arbeit wäre hinsichtlich der inneren Bindung, zur Erhaltung des rechten Geistes, der Leitung eines Spirituals zu unterstellen, der in der Regel den zuständigen Religiosen zu entnehmen wäre.

3. Wenn so die rechten Mitglieder gewonnen wären, dann könnten die einzelnen Gruppen sich an die Arbeit geben. Es wäre aber verfehlt, wenn jede jedes tun wollte und wenn jede nach eigenem Gutdünken vorgehen würde. Dann würde der Kampf um die Seelen nie gewonnen.

Vielmehr müßte jede Gruppe Rücksicht nehmen auf Nachbargruppen, auf Gruppen anderer Gattungen und nicht zuletzt auf die Stelle, der sie dienen will, also den Weltklerus.

Die Rücksichtnahme auf Nachbargruppen würde zu örtlicher oder sonstiger Abgrenzung innerhalb eines gleichartigen Arbeitsgebietes führen. Man würde hierbei die Pfarrgrenzen berücksichtigen, jedoch könnte auch eine Gruppe recht wohl mehrere Pfarreien übernehmen, etwa ein Dekanat oder einen Teil eines solchen, oder auch nur einen Teil einer großen Pfarre.

Mit anderen Gattungen von Tertiaren wäre eine sachliche Arbeitsteilung zu vereinbaren.

Diese kann natürlich zunächst nur als allgemeiner Grundsatz aufgestellt werden. Die Durchführung wird von der zukünftigen Entwicklung sowie von den örtlichen Verhältnissen abhängen.

Sie kann vor allem auch kein Hindernis für den einzelnen Tertiaren sein, auch auf einem Gebiet mitzuarbeiten, das seiner Gattung oder Gruppe nicht zugewiesen ist. Es wird ja auch heute nicht selten sein, daß jemand zugleich Franziskaner-Tertiar und Kongreganist oder Vinzenzjünger ist.

---

[30]) Man denke z. B. an unsere Zeitungs- und Zeitschriftennot, der wohl nur durch Schutzvereine (Pressevereine) durchgreifend abgeholfen werden könnte.

Gedacht ist nur an eine Arbeitsorganisation hinsichtlich der von den Gattungen und Gruppen offiziell zu übernehmenden Aufgaben. Hierfür müßten Vereinbarungen erfolgen, und zwar nach Dekanaten und Diözesen, für die Kirchenprovinz bezw. für ganz Nord-West-Deutschland.

Die sachliche und örtliche Arbeitsteilung zusammen würde zur Bildung von Ortsgruppen für die verschiedenen Zwecke führen müssen.

Hierbei könnte maßgebend sein die fünffache Gliederung des Arbeitsfeldes, die wir oben beschrieben haben. Wir würden somit etwa auf dem Gebiet der Familienfürsorge neue Vinzenzgruppen tätig sehen, und zwar vornehmlich in Ausübung der Werke der geistigen Barmherzigkeit,[31]) vielleicht unter dem Namen Apostolats-Konferenzen. Den Gruppen von Tertiaren im engeren Sinne (Franziskaner, Dominikaner) bliebe die Haushalts- und Hausstandsfürsorge überlassen. Aus der Kongregation würden Organe für Heimlosenfürsorge, für Standesapostolat hervorgehen müssen. Im Rahmen des Priesteramts würde man wohl denken an Benediktineroblaten und an die Freunde der liturgischen Bewegung, aus deren Kreisen sich eine altruistische, apostolische Tätigkeit entwickeln sollte. Auf dem Gebiete des Lehramts dürften wir wohl Hilfe erwarten von den Freunden neuerer Lehrorden.

Die Aufgaben dieser einzelnen Arten von Gruppen ergeben sich im allgemeinen ohne weiteres aus der Betrachtung des Arbeitsfeldes. Auch kann die Praxis der bestehenden Organisationen auf die Bemühungen um die Abseitsstehenden mehr oder weniger übertragen werden.[32])

Für die Arbeitsmethode mag man der Uebung der Vinzenzkonferenzen folgen mit ihren regelmäßigen Sitzungen der Mitglieder, den Geldsammlungen bei Teilnehmern[33]) und Pfarrangehörigen, der zweckmäßigen Bildung

---

[31]) Sie würden also die alten Konferenzen nicht überflüssig machen und neben diesen ebenso gut bestehen können, wie andere Sonderkonferenzen.

[32]) Für Volksbildung und Volksaufklärung, Familienfürsorge und Haushaltsfürsorge haben wir entsprechende Vorbilder. Ein solches fehlt aber auf dem Gebiet des Priesteramts. Darum sei hier bemerkt, daß die entsprechenden Gruppen sich bemühen sollten um die würdige und schöne Gestaltung des Gottesdienstes und um die oben besprochenen ergänzenden Veranstaltungen dramatischer und bildender Kunst. Sie sollten in ihrer Pfarrgemeinde bei Klerus und Laien dafür Stimmung machen, die etwa vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden helfen, aufklärende Vorträge und Kurse über Liturgie usw. veranlassen, geeignete Kräfte zur Mitwirkung suchen, notwendige Geldmittel beschaffen, Werbe- und Schleppdienste leisten.

[33]) Teilnehmer für die Arbeiten des Standesapostolats wären vornehmlich in den Standesvereinen zu suchen, für die Haushaltsfürsorge bei den Freunden des hl. Franziskus usw.

des Vorstandes aus Laien und geistlichem Beirat, der entsprechenden Ordnung der Zusammenkünfte hinsichtlich Gebet und Arbeit.

4. Das Tertiarentum dürfte so zum Mittel- und Kernstück der Hilfstruppen für die Pfarrseelsorge werden.

Wie aber steht's mit der völligen Hingabe an die Pastoralhilfe, mit den Berufskräften? Können diese etwa aus dem Tertiarentum ohne weiteres genommen werden, oder brauchen wir dafür andere Kräfte? Inwiefern kommt hier etwa der Hilfsdienst von Orden, von Religiosen in Betracht?

Es ist zweifellos, daß letztere Kreise heute viel Gutes leisten. Es liegt z. B. kaum ein Grund vor, die Tätigkeit der Ordenspriester im Gotteshaus (Kanzel, Beichtstuhl) zu kritisieren. Höchstens könnte man fragen, ob man nicht die Festpredigten und andere Einrichtungen der Massenseelsorge einschränken sollte zu Gunsten der Einzelseelsorge, wie sie in Hausbesuchen usw. sich bekunden könnte, oder in indirekter Seelsorge durch Leitung von Tertiarengruppen. Auch die Leistungen in Unterricht und Krankenpflege usw. sollen nicht angefochten werden.

Dagegen soll die Frage aufgeworfen werden, ob aus den Kreisen der Ordenspersonen, Religiosen, nicht Kräfte gestellt werden könnten, welche Aufgaben übernähmen, denen man sich bisher nicht widmet. Gedacht ist hierbei an Uebernahme solcher Stellen, welche eine besondere intensive Arbeit verlangen, wie sie schließlich nur von gebundenen, sich ihrer Aufgabe vollends widmenden Kräften verrichtet werden kann.

Eine völlige Hingabe der Person an die Pastoralhilfe wäre z. B. erforderlich, wenn es sich um Generalsekretariate für Kirchendienst, kirchliche und religiöse Kunst, Volksbildung usw. handeln würde, oder um Küster, Organisten,[34]) Kunsthandwerker, oder um Kolporteure, Leiter eines Schriftenvertriebs, einer Gemeinschaftsstube, um Helfer im Borromäusverein, im Kreuzbündnis, in Sittlichkeitsvereinen, um Redner und Katechisten, um Berufsarbeiter in der Familienfürsorge nach Art der städtischen Armenbeamten und Waisenfürsorgerinnen oder als Bürobeamten auf einem Sekretariat, oder um Arbeiten der Haushaltsfürsorge, der Bahnhofsmission, Stellenvermittlung usw. Allerdings würden nicht alle diese Posten lediglich der Gewinnung der Abseitsstehenden gewidmet sein, doch mag es sich aus praktischen Gesichtspunkten empfehlen, Berufskräfte auch mit Arbeit an den Kirchentreuen zu beauftragen.

Die Frage nach der Mitwirkung von Religiosen soll nicht so gestellt sein, ob die vorhandenen Orden die Kräfte abgeben können, sondern so, ob überhaupt das „Religiosentum" hierfür geeignet und erwünscht wäre. Damit ist zugleich angedeutet, daß man eventuell nach neuen Arten von Religiosen, Männern und Frauen,[35]) verlangen müßte, insoweit die vorhan-

[34]) Man sollte danach streben, in Zukunft als Kirchendiener nur noch Leute mit Tertiaren- oder Religiosengeist, mit rechtem Interesse für Pastoralhilfe anzustellen.

[35]) Vielfach denkt man nur an Frauen, doch wird ein Blick auf das Arbeitsfeld ergeben, daß man auch männliche Kräfte nötig hat.

denen nicht ausreichen. Man hat schon seinerzeit mit dem Verlangen nach neuen Berufskräften die Forderung nach einer neuen Form von Religiosen verbunden. Man betonte die Vorzüge des Ordenswesens. Aber die bisherigen Arten schienen nicht in jeder Weise ausreichend zu sein. Man wollte für die neuen Aufgaben vor allem kein Ordenskleid, weil man sagte, das sei bei mancherlei Arbeit unter den Menschen hinderlich. Man wollte ferner eine andere Vorbildung. Auch wurde die Frage des Zölibats und des Armutsprinzips kritisch erörtert. Man sieht, die Tendenz zu einer freieren Ordensform unter Wahrung des Ordensgeistes, von der oben die Rede war, geht weiter. Also wäre auch hier die Losung, neue Triebe aus alten Wurzeln — aus dem alten Geiste.

Man kann wohl zugeben, daß neben den bisherigen Religiosen neue Arten zweckmäßig sein können. Denn einerseits könnte es sein, daß jene wirklich nicht geeignet für die eine oder andere neuzeitliche Aufgabe wären, andererseits können aber auch nicht etwa die Tertiaren das übernehmen, was eine völlige Hingabe der Person verlangt. Wenn sie das wollten, dann müßten sie sich — wenigstens in der Regel — zu einer Lebensgemeinschaft zusammenschließen und damit würden sie zu Religiosen.

Unter diesen Umständen kann man wohl den Wunsch aussprechen, daß eine schon vorhandene Richtung in der Entwicklung des Ordenswesens zur Ausbildung einer freieren Form sich weiter auswirke. Dieselbe scheint dahin zu streben, daß zwischen Tertiarentum einerseits und Ordensstand im Sinne der 1. und 2. Orden andererseits eine andere Schicht sich einschiebt, welche man „reguliertes Tertiarentum" nennen kann. Wir sehen dies in den zahlreichen neueren Gemeinschaften, welche nach der Regel des hl. Augustinus oder Franziskus leben und sich vielfach geradezu als Brüder und Schwestern vom 3. Orden bezeichnen. Meist sind sie in der Anstaltsfürsorge tätig, aber auch in der Pfarrseelsorge finden wir sie schon. Zurzeit kann man nicht sagen, daß dem Verlangen nach durchaus geeigneten Kräften für diese hinsichtlich Art, Zahl, Organisation usw. genügt sei.

Es wäre zu erwägen, wie diesem Mangel abzuhelfen wäre. Vielleicht lassen sich aus den verschiedenen Tertiarengruppen, wie dies in der Haushaltsfürsorge schon geschah, unter der Patenschaft der eigentlichen Orden besondere Genossenschaften entwickeln. Zweckmäßig wäre es, wenn man daran festhielte, daß es sich um eine besondere Schicht handeln sollte und dies auch in der Wahl der Bezeichnung zum Ausdruck brächte.[36])

Was einzelne Fragen angeht, so mag man beachten, daß einmal nicht das Kleid den Religiosen macht, und zudem die alten

[36]) Vergl. hierzu den Nachtrag und die dort vorkommenden Bezeichnungen.

Ordensstifter meistens ein Gewand auswählten, das der Kleidung ihrer Zeit ähnlich war. Insofern würde es gewiß zweckmäßig sein, etwa neu zu gründenden Gesellschaften ein der heutigen Tracht näherkommendes Gewand zu geben. Immerhin dürfte sich eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Kleidung (Dienstkleidung) empfehlen, denn eine solche bietet dem Träger einen gewissen Schutz. Anderseits wird sie in der heutigen Zeit, wo so manche Beamten und Angestellten Uniform oder Berufskleidung tragen, nicht derartig auffallen, daß sie in der Regel hinderlich wäre — in Ausnahmefällen könnte man ja von jener Uniform absehen.

Auf die Frage, ob hinsichtlich des Zölibats oder des Armutsprinzips eine besondere Regelung zu empfehlen sei, soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden, da dies nicht gut öffentlich in angemessener Weise sich behandeln läßt.[37])

Dagegen muß mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß die Ordensgelübde gerade für unsere Zeit von großer Bedeutung sind. Die darin liegende Verneinung dessen, was die Welt bejaht, und Bejahung der Ideale, welche die Welt verworfen hat, kann gerade am ehesten zur Heilung der heutigen Schäden führen. Eine Welle der Begeisterung für jene Prinzipien könnte manchen Unrat mitreißen und die notwendige Reinigung unseres Volkslebens bewirken.

Für das Armutsprinzip spricht noch der Umstand, daß die heutige Welt Mangel an Lebensgütern hat, und sie deshalb es begrüßen muß, wenn recht viele sich mit dem Notwendigsten begnügen.

Dazu kommt, daß jenes auch praktisch die Erfüllung mancher Aufgaben erleichtern kann, für welche größere Geldmittel nicht zur Verfügung stehen.

Abschließend kann man sagen: Wenn neue Formen notwendig wären, dann wäre doch jedenfalls für die Wahrung des alten Geistes Sorge zu tragen.

Daß jede besondere Aufgabe eine besondere Schulung erfordert, bedarf keiner Frage. Ob die bisher tätigen Religiosen eine solche in geeigneter Weise erfahren, das wird bestritten. Möglich wäre es gewiß, sie ihnen sowohl, wie etwa neu entstehenden Genossenschaften zu bieten. Es wäre wohl zu erreichen, daß sie gegenüber den mit ähnlichen Aufgaben betrauten Angestellten von Staat und Gemeinde, akonfessionellen Vereinen und Körperschaften, die vielfach eine ganz vorzügliche Ausbildung haben, nicht zurückzustehen brauchten. Zu diesem Zweck müßten sie eine allgemeine Vorbildung haben für das Gesamtgebiet der Pastoralhilfe. Wenn auch damit zu rechnen wäre, daß sie später einer Spezialaufgabe dienen würden, so könnten sie doch leicht in die

---

[37]) Vergl. wegen der Regelung bei den Beghinen die Ausführungen des Referenten in der „Christl. Gesellschaft" Novbr. 1919, Essen, — sowie bezgl. neuerer Organisationen das unten angefügte Material.

Lage kommen, in allen Dingen mithelfen zu müssen, etwa als einziger Gehilfe eines Pfarrers.

Für sie wäre außer einem ein- oder mehrjährigen theoretischen Lehrgang auch eine gründliche vorhergehende oder nachfolgende praktische Schulung notwendig. Sie wären während der letzteren in gleicher Weise, wie während ihrer späteren Berufstätigkeit zu gemeinschaftlichem Leben untereinander oder mit anderen Religiosen oder Tertiaren zu vereinigen.

Man könnte an eine Schule für den gesamten Umfang der Pastoralhilfe denken. Aber auch an gesonderte Systeme für die einzelnen Gebiete. Nach Möglichkeit sollten aber die gesamten Lehrgänge — die auch den Tertiaren zugänglich wären — an einem Ort geboten werden.[38]) Als Lehrkräfte kämen Vertreter aller drei kirchlichen Stände in Betracht. Von Vorteil wäre es vielleicht, wenn man sich Lehrkräfte einer staatlichen, kommunalen oder privaten Unterrichtsanstalt (Hochschule, Wohlfahrtsschule, Kurse des Caritasverbandes, Borromäusvereins usw.) nutzbar machen könnte.[39]) Doch sollte man auch erwägen, ob nicht Internatserziehung außerhalb des Getriebes der Stadt sich empfehlen würde. In letzteres Einblick zu nehmen, wäre ja genügend Gelegenheit während der praktischen Tätigkeit. Mit der theoretischen Schulung könnte die Einführung in einzelne praktische Aufgaben dann verbunden werden, wenn Anstalten für Krankenpflege, Jugendfürsorge usw. zu Gebote ständen, zumal wenn diese unter gleicher Leitung wie die Schule ständen.

5. Hinsichtlich Arbeitsteilung und Zusammenarbeit untereinander würde eine entsprechende Regelung zu treffen sein, wie bei den Tertiaren.

Für Dienste höherer Art würde man Angehörige der 1. Orden, im übrigen aber meist „regulierte Tertiaren" heranziehen können.

Im einzelnen mag man daran denken, die Oberleitung, das Generalsekretariat für Liturgie und verwandte Dinge Söhnen des hl. Benedikt zu übertragen. Daneben könnten dann Angehörige ihres zweiten Ordens sowie „regulierte Tertiaren" (Oblaten) Verwendung finden zur Herstellung von Paramenten, Bildwerken usw.; die Oblaten auch als Kirchendiener.

Auf dem Gebiet der Familienfürsorge bezw. Haushaltsfürsorge würden wir in ähnlicher Weise diejenigen am Werke sehen, welche sich nach Franziskus oder Dominikus bezw. Vinzenz nennen, in der Volksbildung und Volksaufklärung, in der Heimlosenfürsorge würden Vertreter der neueren Orden, Jesuiten, Redemp-

[38]) Ein Programm des Referenten für eine Caritasschule siehe bei Gerst, S. 95. Dieses umfaßt aber nicht die gesamte Pastoralhilfe.

[39]) Solche Anstalten allein würden nicht genügen, da es nicht lediglich auf Unterricht ankäme, sondern auch auf ascetische Erziehung. Die Ziele jener sind auf Heranbildung freier Kräfte oder solcher mit rein bürgerlich rechtlichem Dienstvertrag gerichtet, nicht aber auf Vorbildung im Geist des Tertiaren- und Religiosentums.

toristen, Oblaten, Pallotiner usw. mit ihren „regulierten Tertiaren" tätig sein.

Man wird allerdings, wie bei den Tertiarengruppen, auch hier die Gliederung schwerlich streng durchführen können. Vielmehr werden letzten Endes wiederum die örtlichen Verhältnisse zu beachten sein. Einerseits, weil wir noch weniger damit rechnen, daß jede Art von Orden, Religiosen, an jedem Ort vertreten sein wird, als dies für Tertiaren zutreffen dürfte; andererseits weil irgend eine Organisation schon alte Rechte erworben haben mag.[40])

Es müßte daher möglich sein, daß etwa das Generalsekretariat eines Zweiges benediktinisch wäre und in der örtlichen Leitung ein franziskanischer Vertreter säße, oder daß Jesuiten, Redemptoristen und Oblaten, oder Lazaristen, Franziskaner, Dominikaner sich ergänzten.[41]/[42])

6. Sowohl für die Arbeit der Religiosen als besonders der Tertiaren wäre noch folgendes zu beachten.

Der Geist des Gehorsams gegen die rechtmäßige Obrigkeit und die richtige Auffassung vom Hilfsdienst in der Seelsorge müßte es ausschließen, ohne Zustimmung oder Duldung des zuständigen Weltklerus zu handeln

Zunächst wäre daher der Wille des Bischofs zu berücksichtigen, sodann derjenige des Pfarrklerus.

Dabei wäre allerdings zu wünschen, daß nicht der einzelne Pfarrer, sondern etwa die Dekanatskonferenz maßgebend sein sollte. Denn besondere in einer Einzelperson liegende Widerstände sollten die wichtige Sache nicht gefährden dürfen. Vielleicht würde es sich empfehlen, für jedes Dekanat einen Ausschuß, oder bei einer größeren Zahl städtischer Pfarreien deren mehrere, mit der allgemeinen Leitung des Hilfsdienstes zu beauftragen. Dies würde auch deshalb anzuraten sein, weil manches, der Natur der betreffenden Einzelaufgabe nach, sich am besten für einen größeren Bezirk ordnen ließe. In den Ausschüssen sollten Vertreter des Pfarrklerus, der Orden bezw. Religiosen und des Laientums sitzen.

Diesen Dekanatsausschüssen müßten Ausschüsse für die Diözesen und die Kirchenprovinz bezw. das Gebiet Nord-West-Deutschlands mit ähnlicher Zusammensetzung entsprechen.

---

[40]) Es sei erwähnt, daß in Frankreich sich schon früher aus dem Vinzenzverein eine besondere kanonisch errichtete Genossenschaft von Brüdern vom hl. Vinzenz v. Paul gebildet hat. — Auch soll auf die „Calasantiner" in Wien hingewiesen werden. Vergl. Gerst, S. 131 ff.

[41]) Bei einer Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse in der Kirchenprovinz ergab sich, daß sich sachliche und örtliche Abgrenzung recht wohl in Anknüpfung an das Vorhandene durchführen ließe.

Religiosen		
F	V	K
Interessenten		

[42]) Man vergleiche zu der Gesamtorganisation das nebenstehende Schema. Die mittleren Horizontal-Schichten bezeichnen die wichtigsten Tertiarengruppen F = Franziskus, V = Vinzenz, K = Kongregation.

Die Dekanatseinteilung wäre auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil es nahe liegt, Religiosen für einen größeren Bezirk anzustellen, etwa als Sekretär für kirchliche Kunst, für Jugendfürsorge usw.

Außer sachlichen Gründen könnten hierfür auch finanzielle sprechen, da einerseits die einzelne Pfarre nicht genügend leistungsfähig sein könnte, andererseits aber auch dann das Bedürfnis nach solchen Kräften schon überaus groß ist, wenn für jedes Dekanat je eine für jedes der drei Hauptgebiete angestellt werden soll. [43])

Nicht unerwähnt kann bleiben, daß die Kosten für die Religiosen von dem „Arbeitgeber" (Dekanat, Verein usw.) aufzubringen wären, daß der einzelne aber in seiner wirtschaftlichen Existenz von der Religiosengemeinschaft abhängig wäre, die auch dann für ihn sorgen würde, wenn sie ihn nicht, oder nicht mehr an einer derartigen Stelle verwenden könnte — etwa infolge Krankheit, Invalidität, aber auch infolge Verwendung im Dienste der Gemeinschaft selbst.

Dies ist vor allem zu betonen hinsichtlich etwaiger neuer Arten von „regulierten Tertiaren".

Ohne Stütze an einer Gemeinschaft wären solche Berufskräfte den verschiedensten Zufälligkeiten ausgesetzt. Nicht zuletzt wäre auch an Stellenlosigkeit zu denken, welche bei der Art ihrer Tätigkeit, wo alles auf das persönliche Vertrauensverhältnis und die Uebereinstimmung mit dem Arbeitgeber ankommt, sehr leicht eintreten kann.

Man denke an persönliche oder sachliche Differenzen, aber auch etwaigen Wechsel des Vorgesetzten. Für die Folgen solcher Ereignisse würde die Gemeinschaft durch vorläufige Aufnahme an ihrer Zentrale oder auch durch Versetzung Abhilfe schaffen können. Ihre Aufgabe wäre es überhaupt, für Regelung von Angebot und Nachfrage Sorge zu tragen.

Schon dieser Umstand allein läßt die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft als notwendig erscheinen. Die alleinige Abhängigkeit von einer bestimmten kirchlichen Stelle oder Vereinsleitung böte erfahrungsgemäß nur eine sehr unsichere Existenz. Im Interesse der Sache

---

[43]) Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man erklärt, daß dies notwendig wäre. Man braucht nur Volksbildung und Jugendfürsorge zu nennen, so leuchtet es auch für ländliche Verhältnisse sofort ein, daß wenigstens auf dem Gebiete des Lehr- und Hirtenamtes eine volle Kraft angebracht wäre. Daneben kann aber wohl auch nicht bestritten werden, daß es von größtem Vorteil wäre, wenn in jedem Dekanat ein Kirchendiener sich der Förderung des Schönen in besonderem Maße annähme. Nun bedenke man, daß allein die Diözesen Köln mit 54, Trier mit 46, Paderborn mit 52, Münster mit 26 Dekanaten insgesamt 178 zählen, daß in städtischen Dekanaten je eine Kraft nicht einmal ausreichen wird, man vielmehr hier an Einstellung von Helfern für einzelne Gemeinden denken muß, daß ferner nur in verschwindend wenigen Dekanaten auch nur für das eine oder andere Teilgebiet vorgesorgt ist, so sieht man, wie viel zu tun wäre.

muß dies recht ernstlich betont werden, zumal es leicht übersehen wird. Es wäre nichts schlimmer, als wenn Berufskräfte ausgebildet und angestellt und schon bald wieder stellenlos würden.

Den Ausschüssen, und vor allem den höheren Instanzen, könnte auch die Leitung der allgemeinen Propaganda übertragen werden. Denn wenn wir einen ausreichenden Erfolg mit einer solchen haben wollen, mag es sich um Maßnahmen zur Gewinnung von Jahresbeiträgen handeln oder zur Verbreitung der Tertiaren- und Religiosen-Idee, so dürfen wir sie nicht den einzelnen Gruppen oder örtlichen Instanzen allein überlassen, sondern müssen sie einer Zentrale übertragen, die mit allen anderwärts erprobten und sonstigen zweckmäßigen Mitteln arbeitet. Durch deren Vermittlung ließe sich auch ein Ausgleich schaffen zwischen mehr oder minder leistungsfähigen Gemeinden, zwischen städtischen und ländlichen Verhältnissen.

Natürlich soll die Propaganda in Zuführung von Freunden, Mitteln und Kräften den einzelnen Gruppen und Gattungen zugute kommen.

7. Es kann nicht verkannt werden, daß eine Ordnung nach vorstehenden Grundsätzen schwierig sein wird. Falls sie aber, wie vorgeschlagen, nach Dekanaten, Diözesen usw. von den vorgesehenen Ausschüssen aller drei kirchlichen Stände in die Hand genommen würde, so würde wohl guter Wille auch einen Weg finden.

Wenn es an der Universität Köln möglich ist, daß ein Jesuit als Studentenseelsorger zusammenarbeitet mit Benediktiner und Franziskaner, Laientum und Weltklerus, welche jede ihre besonderen Aufgaben haben, so muß ähnliches auch sonst möglich sein.

Zweifellos verlangt es die Not der Zeit, den Gedanken Palottis, die Mauer zwischen Welt- und Ordensklerus niederzureißen und aus beiden Ständen einen Apostolatsbund zu gründen, dahin zu erweitern, daß alle Religiosen zu einem Zusammenarbeiten untereinander,[44]) mit dem Weltklerus und zugleich mit dem Tertiarentum der Laien aufgerufen werden.

Man darf wohl annehmen, daß gerade das Zusammenarbeiten aller drei Stände sowie die Verlegung desselben aus der Enge des Pfarrbezirks in den Ausschuß eines Dekanats zur Beseitigung gewisser Rivalitäten beitragen wird. Denn einmal wird sich so leichter der Dritte als ausgleichender

---

[44]) Um die Zeit des Revolutionsjahres 1848 entstanden im Nordwesten Deutschlands eine größere Anzahl männlicher und weiblicher Genossenschaften für Armen-, Kranken- und Jugendfürsorge, die heute vornehmlich im Anstaltswesen tätig sind. Erst in den letzten Jahren ist es zu einer losen Zusammenfassung solcher gekommen. Es wäre zu bedauern, wenn die jetzige Revolutionszeit uns keine einheitlichere Organisation zur Erfüllung der Zeitaufgaben brächte. Vielleicht war damals eine politische Zersplitterung von Einfluß, wie sie heute nicht mehr besteht.

Vermittler einfinden und zudem werden doch innerhalb eines Dekanats alle drei Stände geeignete Vertreter stellen können.

Es muß so gelingen, alle drei Schichten, die Masse der Interessenten, die Arten und Gruppen der Tertiaren, die verschiedenen Gemeinschaften der Religiosen, unter eine gemeinsame Leitung zu stellen, welche die Macht hat, die Arbeiten hinlänglich zu beeinflussen.

Ob neben der allgemeinen Propaganda und der Festlegung eines Arbeitsplanes oder von Richtlinien, Vereinbarung einer Arbeitsteilung sowie sonstiger vermittelnder Tätigkeit, auch eine weitergehende Beeinflussung durch die einzelnen Instanzen (in Dekanat usw.) nötig und möglich sein würde, mag dahingestellt bleiben. Es soll daher auch nicht dazu Stellung genommen werden, ob für die oberen Stellen eine Organisation genügt, wie die Missionskonferenz der Leiter der in der äußeren Mission tätigen Gesellschaften, die mehr der Fühlungnahme und Beratung dient, oder ob etwa ein Ausschuß aus allen drei kirchlichen Ständen mit Zustimmung eines bischöflichen Kommissars das Recht haben sollte, Weisungen zu geben.[45])

Eine weitere Frage, ob etwa für die Organisation eine bestehende Zentrale zuständig wäre, muß verneint werden, da es keine gibt, die das ganze Gebiet des Hilfsdienstes bearbeiten will, keine aber auch, welcher eine auf dem Doppelprinzip der Selbstheiligung und Förderung anderer, also auf Tertiaren- und Ordensgeist aufgebaute Organisation zur Verfügung steht.[46])

Notwendig ist aber unbedingt, einmal die große Idee des gesamten Hilfsdienstes dem Volke vor Augen zu stellen. Wenn man ihm vorhält, wie vieles hier zu tun ist, wie wichtig es ist, der Armee der früher gekennzeichneten drei Gegner eine kirchliche Hilfsarmee entgegenzustellen, so wird man es begeistern können. Das Volk will von großen Ideen hören. Das zeigt die alte franziskanische Bewegung, das zeigt die Kongregations- und Vinzenzidee, das beweist in der heutigen Zeit die schnelle Erfassung weitester Kreise für die äußere Mission, das wird sich auch für die Hilfsdienst-Idee herausstellen, wenn man es versteht, sie dem Volke in ihrer ganzen Größe und Bedeutung, aber auch in ihrer Einheitlichkeit nahezubringen. Mehr als für die Einzelheiten der Caritas, der Volksbildung, der Liturgie wird es sich begeistern für das Gesamtziel:

---

[45]) Es kann überhaupt nur unsere Aufgabe sein, Organisationsmöglichkeiten im allgemeinen zu erörtern. Die Einzelheiten können keinesfalls in der Oeffentlichkeit besprochen werden.

[46]) Bemerkt sei ausdrücklich, daß wenn eine neue Zentrale kommen würde, diese nur berufen wäre, andern Instanzen zu dienen, nicht aber zu herrschen.

dem Lucifer-Ruf der heutigen Welt: „non serviam" entgegenzusetzen den Ruf: „Mi-cha-el" und „serviam", ich diene Gott, seiner Kirche und dem Nächsten — dem zerrütteten Familienleben die Fürsorgearbeit jungfräulicher Seelen — dem falschen kommunistischen Ideal den Geist des Armutsprinzips —

durch das Tertiarentum zu besiegen Freimaurertum, Liberalismus, Sozialismus, durch die einmütige Hilfe der Masse und die Selbstaufopferung der Religiosen zu zerschellen die Geldmacht und das Agitorentum der Gegner.

Das Volk würde es aber nicht verstehen, wenn auch weiterhin eine großzügige und durchgreifende, dem Gegner imponierende Arbeit verhindert würde durch Widerstände im eigenen Lager, durch Zersplitterung der Kräfte, Mangel eines einheitlichen Planes, einer einheitlichen Propaganda und Schulung.

Wenn irgendwo, so muß es hier heißen: In dubiis libertas, in omnibus caritas, in necessariis u n i t a s.

Die Bitte des Heilandes, ut omnes unum, muß zunächst bei allen Gutgesinnten Erfüllung finden und dann von diesen zu Erfolg bei denen geführt werden, die abseits stehen und vom Zuge zu Gott, zur Einheit mit ihm, dem Inbegriff des Schönen, Wahren und Guten, noch nicht erfaßt sind.

Nachtrag.

1. W e i ß e s K r e u z. (Katholische Innere Mission.) Sitz: Graz.[1]) Auszug aus den Satzungen:

§ 2. Im einzelnen erstrebt das Weiße Kreuz die Gewinnung der Katholiken für rechten Missionsgeist, die Weckung von Verständnis für alle Aufgaben der religiös-sozialen Rettungs- und Erneuerungsarbeit, die Erziehung von Helfern und Helferinnen der praktischen Missionsarbeit, die Schaffung von Einrichtungen und Anstalten der Inneren Mission.

§ 4. a) M i s s i o n s h e l f e r wirken 1. mit Wort und Beispiel für die Uebung der täglichen, womöglich sakramentalen, zum mindesten geistigen Kommunion und entsprechender katholischer Lebensführung.

2. Sie beschränken ihre persönlichen Bedürfnisse entsprechend dem vom Weißen Kreuz betätigten Missionsopfergeist auf das Maß einer bescheidenen Lebenshaltung und verzichten insbesondere auf Alkohol und Tabak in jeder Form.

3. Sie stellen ihre Arbeitskraft, soweit nur möglich, in den Dienst der „Inneren Mission" des Weißen Kreuzes nach dessen Weisungen.

4. Sie stellen, soweit sie nicht als hauptberufliche Helfer sich ganz dem Weißen Kreuz gewidmet haben, dem Weißen Kreuz nach freier Selbsteinschätzung wenigstens ein Viertel ihres „freien Einkommens" zur Verfügung, d. h., ein Viertel des Betrages, den sie mehr an Einkommen erhalten, als sie zum standesgemäßen Leben notwendig brauchen.

[1]) Vergl. die dort erschienene Broschüre von Dr. Metzger: „Heimatmission".

5. Sie leisten einen von der Generalversammlung zu bestimmenden jährlichen prozentuellen Einkommensbeitrag zur allgemeinen Unterstützungskasse, deren Gelder im Sinne christlicher Solidarität zur gegenseitigen Unterstützung der Helfer in Krankheit, Not, vorzeitiger Invalidität usw. verwendet werden.

b) „Förderer" sind die Führer einer Siebenerschaft von Freunden.

c) Als „Freunde" gelten alle Katholiken beiderlei Geschlechts, die bereit sind, an dem Werke der katholischen Mission nach Möglichkeit teilzunehmen und sich im besonderen verpflichten, eine „Missionssparkasse vom Weißen Kreuz" (täglicher Christusheller!) zu übernehmen und jährlich die „Fröhliche Opferwoche" durchzuführen, die im Verzicht auf erlaubte, aber entbehrliche Genüsse und Vergnügungen und in der freiwilligen Bescheidung zu der Lebenshaltung besteht, zu der ungezählte Arme das ganze Jahr gezwungen sind.

d) „Teilnehmer" unterstützen die Innere Mission des Weißen Kreuzes durch einen jährlichen Beitrag nach freier Selbsteinschätzung. Als solche kommen auch Vereine, Einrichtungen und dergl. in Betracht.

Die Beteiligung als „Förderer", bezw. „Freund" und als „Teilnehmer" zugleich ist möglich und sehr erwünscht.

2. Ueber eine ungarische „Soziale Missionsgesellschaft" berichtet Baronin v. d. Wense in „Christliche Frau" 1918 S. 130ff. u. a. folgendes:

Es gibt drei Arten von Mitgliedern: 1. Die internen Schwestern. Sie leben gemeinsam auf Grund einer verpflichtenden Regel in Beobachtung der Evangelischen Räte und widmen sich der sozialen Arbeit aus innerem Berufe kraft ihrer Gelübde. Sie tragen gleichartige schwarze Kleidung, Ring und Abzeichen der Gesellschaft. 2. Die externen Schwestern. Diese leben selbständig, arbeiten jedoch im engen Anschluß an die internen Schwestern und im Geiste der Gesellschaft, der sie durch ein jährlich zu erneuerndes Treugelöbnis verpflichtet sind. Die externen Mitglieder nehmen teil an den sozialen Ausbildungskursen und nach Möglichkeit auch an den religiösen Zusammenkünften der Schwestern.[2]) — Neben diesen beiden Arten von Mitgliedern hat sich ein Reichsbund der Sozialen Missionsgesellschaft gebildet. (Dieser kann in seiner Tätigkeit als Gegenstück zum Katholischen Frauenbund Deutschlands gelten.) Bischof Prohaszka steht als kirchlicher Oberer an der Spitze der Sozialen Missionsgesellschaft. Die meisten sozial-caritativen Unternehmungen werden durch Mitglieder derselben ins Leben gerufen und werden von ihr geleitet.

Nach Absicht der Stifterin sollte den Schwestern durch gemeinsames Leben nach einer feststehenden Ordnung ein Mittel der Selbstheiligung geboten, ihr Wirken mit übernatürlichem Geist: Missionsgeist ausgestattet werden. Aber auch eine durchgreifende, fachliche Ausbildung in den verschiedenen Zweigen der Fürsorgetätigkeit sollte jede einzelne erhalten. Diese Grundsätze, welche bei den internen Schwestern praktisch verwirklicht werden, machen die Gesellschaft fähig, der sozialen Arbeit einen Stab vollwertiger Kräfte zu stellen.

Der Umstand, daß eine den Bedürfnissen der Zeit angepaßte religiöse Gesellschaft selbst auftritt, daß aus ihr die führenden Frauenpersönlich-

---

[2]) Vergl. die ähnliche Organisation in der St. Peter-Claver-Sodalität.

letten hervorgehen, gibt der Bewegung in Ungarn ein besonderes Gepräge. Etwas von dem Siegel des Ordensgeistes, das der Zentrale eingedrückt ist: die vertiefte Auffassung der sozialen Arbeit als Erfüllung einer sozialen Mission, ist auch ein Merkmal des gesamten „Reichsbundes".

3. Vorschlag N. N.

Union. (Ut omnes unum.)

Der Aufbau umfaßt drei Hauptstufen, deren jede für sich organisiert ist. Die Organe der beiden ersten Gruppen treten möglichst wenig nach außen hervor. Besonders der „Bund" ganz interne Angelegenheit.

I. Bund e. V.

Verwaltungsrat der Union. Beschränkte Anzahl von Mitgliedern. Außer bischöflichem Kommissar zu entnehmen aus den interessierten Kreisen des Weltklerus, des Ordensstandes, des Laientums. Außerdem Zuziehung von Sachverständigen mit beratender Stimme. Die Mitglieder sollen „Verbindungsoffiziere" zu den einzelnen Interessentengruppen sein.

Gruppe II und III haben gemeinsam: Spiritual und Direktorium; letzteres gebildet aus Spiritual, einem Sodalen als internem Geschäftsführer, einem Helfer zur Kassenführung. Spiritual vom Bischof ernannt, Geschäftsführer von Sodalen, Kassierer von Helfern vorgeschlagen und vom Bund ernannt.

II. Genossenschaft der Sodalen. — Armutsprinzip und Dienstwilligkeit ohne eigene Unternehmungen, darum ohne Gemeinschaftsvermögen. (Vergl. Petrus-Claver-Sodalität.)

Sodalen sind solche Laien, die einen weltlichen Beruf erlernt haben, mindestens 2 Jahre als Helfer oder Teilnehmer tätig waren (quasi Noviziat) und gewillt sind, sich voll und ganz bis zum Lebensende zur Verfügung zu stellen.

Erbvertrag und Uebertragung der Nutznießung an Vermögen und Arbeitskraft gegen Unterhalt. Zehnjähriger Dienstvertrag mit dem „Bund". Evtl. Kündigung aus wichtigen Gründen, Schiedsgericht.

Wirken (möglichst im gemeinschaftlichen Leben) an Zentrale oder auswärts in besonderen Quartieren. (Vorposten.)

Sie sollen geheime Gelübde ablegen — Gehorsamspflicht — individuelle Regelung bezüglich Keuschheit durch Spiritual (Verheiratete nicht ausgeschlossen).

Lebensweise wie in kleinbürgerlichen Verhältnissen üblich, Einfachheit in Kleidung, Wohnung und Nahrung. Notwendige Räume vom Bund oder Fremden, z. B. einem Verein zu mieten, weil die Sodalen nie Gemeinschaftsvermögen haben.

III. Apostolat. Pflege christlichen Gemeinsinns.

A. 1. Helfer.

Sie opfern etwa ein Zehntel der normalen Arbeitszeit (5 Stunden wöchentlich) in Gebet — oder Arbeit — oder ein Zehntel des Ueberschusses über bescheidenes Vermögen oder Einkommen (Maßstab: kleinbürgerliche Verhältnisse). Vergl. Weißes Kreuz.

2. Teilnehmer — praktische Mitarbeit.

Für A 1 und 2 freiwilliger Gehorsam, Gelübde empfohlen, einfache Lebensweise.

B. 1. Gönner oder Freunde — Gebete, Geldmittel, alle Stände und Lebensalter (Jugend).

2. Förderer — Gruppenleiter zu B 1.

IV. Quartalsschrift „Union".

B. Für die einzelnen Sodalen gilt:

Der bürgerliche Zuname ist zu vermeiden, ebenso die Benennung Bruder und Schwester. Besondere Regelung ist ins Auge zu fassen.

Wohnsitz (gesetzlicher) bei der Zentrale.

Bei Dienst auf Außenposten gilt:

1. Aufenthalt ist zu verschweigen, Besuche nur an der Zentrale, Briefwechsel nur durch deren Vermittelung.
2. Wohnung in Klöstern, Gesellenhäusern oder in kleinbürgerlichen Haushalten von Mitgliedern oder Fremden.

Arbeitsdienst.

1. Nach dem Beispiel der „kleinen Schwestern" sind die 24 Tagesstunden in drei Schichten zu zerlegen.
2. Wöchentlich dienstfreier Tag von 24 Stunden.
3. Pro Jahr 30 Tage außerhalb fester Dienststelle, davon 10 auf Wanderschaft, 20 an der Zentrale.
4. Pro Lustrum — 60 Monate sind 20 nicht in fester Stelle des Außendienstes zu verbringen.

Zweck: Abwechselung von Theorie und Praxis, Außen- und Innendienst, religiöse Erneuerung.

Arbeitsertrag und Vermögensertrag der Sodalen geht an die Zentrale.

Für die Arbeit zahlt Arbeitgeber (Pfarrei, Verein) bestimmte Vergütung, ganz in Geld oder teilweise in Naturalverpflegung an den Bund. — Dieser gewährt ev. Zuschuß.

Fürsorge für die Sodalen durch Reichsversicherung und Kassen, die in Arbeiterkreisen üblich sind.

Etwaige Ueberschüsse aus Arbeits- und Vermögensertrag gibt die Gemeinschaft der Sodalen nach einem Halbjahr für ein Jahr zu einem Einnahme-Reservefonds, soweit er einen bestimmten Betrag übersteigt. Später sind die Beträge an den Bund zur Verteilung zu geben. Dienen also nicht zur Vermögensbildung.

C. Vorstehender Vorschlag ist beeinflußt von dem Aufbau der Organisation beim Weißen Kreuz" und der Petrus Claver Sodalität. Er denkt zunächst an ein einheitliches Gebilde, das aber wegen der verschiedenen Gattungen von Tertiaren und Religiosen wohl nicht möglich ist.

Die „Sodalen" entsprechen einigermaßen den „regulierten Tertiaren" in vorstehendem Aufsatz, die „Helfer" und „Teilnehmer" den Tertiaren, die „Gönner" und „Förderer" den Interessierten — der „Bund" dem in Erwägung gezogenen Obersten Ausschuß.

Daher wäre wohl eher danach zu streben, in Berücksichtigung der dreifachen vertikalen Gliederung und horizontalen Schichtung verschiedene Gattungen von Sodalen, Helfern und Teilnehmern, Gönnern und Förderern im Anschluß an die Franziskanische, Ignatianische und Vinzentinische Idee, an die liturgische Bewegung usw. zu bilden und dem Ganzen im „Bund" eine Spitze zu geben — sowie in Dekanats- und Diözesanausschüssen oder Konferenzen eine örtliche Zusammenarbeit zu ermöglichen.

4. Für Familienpflege (Familienfürsorge) besteht in München eine doppelte Organisation: ein Verein für Familienpflege und ein Verein der Schwestern von der hl. Familie. Ersterer kann als Schutzorganisation für letzteren angesehen werden.

a) Die Satzungen des Vereins für Familienpflege E. V. führen in § 3 als Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes auf:

1. Förderung der Verehrung der hl. Familie zur Weckung echten Familiensinnes.
2. Belebung und Vertiefung des Familiengedankens in Wort, Schrift und Bild.
3. Schulung, Förderung und Verbreitung der Schwestern von der hl. Familie als Pflegerinnen des Familienlebens.
4. Wöchnerinnenpflege, die sich nicht nur des Kindes und der Mutter, sondern auch der Familie annimmt.
5. Hauskrankenpflege, die sich sowohl um den Kranken, als auch, wo nötig, um dessen Familie kümmert.
6. Kinderpflege und Kinderschutz in engster Fühlungnahme mit der Familie.
7. Hauswirtschaftliche Schulen und Kurse als systematische Fortsetzung und Ergänzung des Unterrichtes in der Werktags- und Fortbildungsschule und in engster Anlehnung an die Lebensverhältnisse und Bedürfnisse des erwerbstätigen Volkes.
8. Wohnungspflege durch Vorträge, Ausstellung von Wohnungsausstattungen und Wohnungsschmuck.
9. Gründung und Unterhaltung von Jugendheimen und Ledigenheimen.
10. Schaffung von Wohnungsvermittelung, Mittag- und Abendtisch für solche, die in einem Heime nicht Aufenthalt finden können und wollen.
11. Errichtung und Unterhaltung von Erholungsheimen als Stätten der Ruhe und Genesung für Leib und Seele.

Nach § 4 hat der Verein als ordentliche Mitglieder katholische Vereine, als außerordentliche Einzelpersonen.

Nach § 8 sind geborene Mitglieder des Vorstandes Vertreter von Vereinen, der Präses und die Generaloberin der Schwestern von der hl. Familie und die Vorsitzenden der Verwaltungsausschüsse, welche für die einzelnen Einrichtungen und Betriebe des Vereins bestellt sind.

b) Die Schwestern von der hl. Familie sind die Berufskräfte des Vereins, von denen u. a. zweijährige Vorbereitungszeit verlangt wird, Uebertragung der Nutznießung an ihrem Vermögen und ihrer Arbeitskraft an den Verein der Schwestern von der hl. Familie für die Dauer der Mitgliedschaft. Dessen Organe sind außer der Generalversammlung der Präses, der Spiritual, der Beirat, der Verwaltungsausschuß. In den beiden letzteren sind 4 bezw. 7 Schwestern vertreten; im Ausschuß finden wir auch einen Vertreter des Erzbischofs.

Das beste Buch der Jetztzeit zur Verteidigung der katholischen Religion.

Ausgezeichnet durch ein Breve Papst Leo XIII. und approbiert durch Kardinal Langenieux, Erzbischof von Reims:

Christliche Apologetik

Von Monsignore E. Cauly, Apostolischer Protonotar und Generalvikar.

Preis bei portofreier Zusendung Mark 4.70.

Nach der achten Auflage des Französischen übertragen von Alexandrine Freiin von Landsberg-Velen.

Aus dem Vorwort:

Im allgemeinen läßt man dem Christentum noch die Gerechtigkeit widerfahren, daß man es als die vollkommenste Religion anerkennt, welche jemals auf Erden existierte. Seine Lehren über Gott, über die menschliche Seele, über das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer sind in der Tat unendlich erhabener als alles, was die heidnische Weisheit ersinnen und lehren konnte. Allgemein wird die Sittenlehre des Christentums als die reinste anerkannt, und man gibt zu, daß die Welt ein wunderbares Schauspiel von Eintracht, Unschuld und Tugend bieten würde, wenn alle Menschen sie getreu befolgten.

In unseren Tagen finden wir neben aufrichtiger, ehrlicher Bewunderung eine neue Art des Widerspruchs. Es ist nicht mehr ein einzelner Punkt, über den man streitet, wie in den Zeiten der alten Irrlehren, selbst der Grundsatz der kirchlichen Autorität ist es nicht mehr, was man angreift, wie zur Zeit des Protestantismus; der Feind von heute ist vielmehr der Menschengeist selbst, welcher stolz auf seine Fortschritte und Entdeckungen jetzt alles selbst beurteilen und seiner eigenen Beurteilung unterwerfen will.

Die erste Folge dessen ist die Leugnung aller Geheimnisse des Christentums unter dem Gesichtspunkt, daß sie dem Lichte des Verstandes widersprechen, welches Gott selbst uns gegeben hat.

Man stellt ferner den gebildeten Kreisen die Unveränderlichkeit der alten Glaubenssätze inmitten des modernen wissenschaftlichen Fortschritts als ein Zeichen eines nahen Verfalles dar.

Gegenüber dem Vorgehen unserer Zeit scheint es nicht mehr ausreichend, bloß die göttliche Wahrheit des Christentums und der katholischen Kirche positiv zu beweisen, sondern es ist auch eine Zurückweisung der Angriffe dringend erforderlich. Das ist die Aufgabe der christlichen Apologetik unserer Zeit.

Breer & Thiemann, Verlagsbuchhandlung,

Hamm (Westf.).

Eine wahre Fundgrube für Vortragsstoffe

bieten die

Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren.

Gesamtverzeichnis seit ihrem Bestehen steht auf Wunsch zur Verfügung. Einzelpreis jeden Heftes nur Mark 0,85 einschließlich Zusendungsgebühr. Aeltere Hefte geben wir zu billigeren Preisen ab.

Inhalt der zwei letzten Jahrgänge:

38. Band (1919).

Heft 1—2: **Das Nationalitätsprinzip und die Nationalitätsprobleme des Weltkrieges.** Von Prof. Dr. Klemens Löffler.
Heft 3: **Religion und Bühne.** Von Theodor Hüpgens.
Heft 4—5: **Rom seit 1870. Bauliche Umgestaltung und Verwüstung der ewigen Stadt. Pflege der in kirchlicher Obhut verbliebenen Denkmäler und Kunstschätze.** Von Dr. Jos. Massarette.
Heft 6: **Otto Willmann.** Ein Lebensbild von Dir. Dr. Seidenberger.
Heft 7: **Der Kampf auf der deutschen Ackerflur 1914—1918.** Von Dr. Albert K. Franz.
Heft 8: **Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten.** Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche von Professor Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Graz).
Heft 9: **Die Musikpflege in Deutschland.** Von Musikdirektor Edmund Joseph Müller.
Heft 10—11: **Der deutsche Friede.** Aus der Geschichte der Friedensbestrebungen. Von Tony Kellen.
Heft 12: **Der Imperialismus.** Von Professor Dr. Klemens Löffler.

39. Band (1920).

Heft 1: **Die Frau und der Sozialismus.** Von Dr. Ernst Breit.
Heft 2: **Der Zionismus und die Zukunft des Heiligen Landes.** Mit einem Anhang über die deutschen Ansiedlungen in Palästina. Von Professor Dr. Kl. Löffler.
Heft 3: **Zum Schulkompromiß von 1919.** Von Theodor Rüther.
Heft 4: **Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten.** Ein Beitrag zum Kampfe gegen die drei schlimmsten Volksseuchen. Von Dr. med. H. Moeser.
Heft 5: **Sozialismus, Christentum und Kirche.** Von Dr. Ernst Breit.
Heft 6: **Zur Psychologie des Krieges.** Zeitgemäße Gedanken am Ende des Weltkrieges. Von Dr. J. Gotthardt.
Heft 7: **Diaspora und Bonifatiusverein.** Von Desiderius Breitenstein, O. F. M.
Heft 8—9: **Katholische Lebenswerte in moderner Beleuchtung.** Zeitgemäße Lebens-, Erziehungs- und Literaturfragen. Von Dr. J. Gotthardt.

Zu beziehen durch den

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Weltfreimaurerei — Weltrevolution — Weltrepublik

ist der Titel des von Dr. Friedrich Wichtl herausgegebenen höchst interessanten Buches, worüber der Verlag J. F. Lehmann, München, diesem Hefte einen ausführlichen Prospekt beilegt, welchen wir der ganz besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Unser Heiliger Vater Benedikt XV.

Ein Lebensbild von Prälat **Dr. Anton de Waal,**
† Rektor des Campo Santo bei St. Peter und
apostolischer Protonotar.

Mit Bildnis Sr. Heiligkeit und 18 Einschaltbildern, meist nach Sonderaufnahmen des päpstlichen Hofphotographen in Rom, sowie mit einer Nachbildung des Wahlspruches Sr. Heiligkeit.

Preis: geheftet **Mark 5.20,** vornehm gebunden **Mark 11.70** einschließlich Zusendungsgebühr.

Die eigenartige, durch den Weltkrieg vor unseren Augen so bedeutend herausgewachsene Persönlichkeit des Hl. Vaters **Benedikt XV.** muß **jeder gebildete Katholik** kennen lernen. Lebensgeschichte und Entwickelungsgang des Papstes hat der **in der ganzen katholischen Welt** wohlbekannte, leider inzwischen verstorbene Rektor des deutschen Campo Santo in Rom wie kein Zweiter im vorliegenden Buch geschrieben. **Papst Benedikt XV. hatte die Gnade, dem Verfasser für seine Arbeit persönlich Belehrungen zu erteilen. Der Wert des Buches wird hierdurch noch bedeutend erhöht.**

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages durch alle Buchhandlungen oder den Verlag

Breer & Thiemann, Hamm.

FEB 7 1921
LIBRARY

Frankfurter
Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.

Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 8.40, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Eduard Flatky

Ein Lebensbild

von

Alois Pichler C. Ss. R.

August 1920 XXXIX. Band 11. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

In unserm Verlage erschien:

P. Otto Maas

Der Buddhismus

in alten und neuen Tagen.

Ergebnisse der wissenschaftl. Forschung weitern Kreisen dargeboten.

Mit 4 Einschaltbildern.

Preis broschiert **Mark 3.80** bei portofreier Zusendung.

Urteil der Presse:

Allgemeine Rundschau: . . . ein Büchlein, wie wir's brauchen — klar und umsichtig — es ist ein Meisterstück. Der Buddhismus gehört zum Allermodernsten. Otto Maas übt echte Kritik, wie die Wahrheit sie will und verlangt. In gehaltvoller Darstellung sind die Kernfragen beantwortet. Wer sich am Dargebotenen bilden will, wird die Klarheit und Fülle begrüßen. Das Werkchen schafft für weitere Kreise eine gediegene Grundlage zur sachlichen Würdigung der heute verhimmelten, aber gewiß mehr genannten als gekannten buddhistischen „Kulturbewegung".

Breer & Thiemann, Verlag, Hamm (Westf.)

Ein gediegenes Geschenkwerk von bleibendem Wert

ist die in unserem Verlag erschienene Gedichtsammlung:

Katholische deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts

Ein poetischer Hausschatz für die katholische Familie.

Gesammelt von **A. Hüttemann.** Zweite Auflage.

(607 S.) Vornehm in echt Leinen gebunden Mk. 8.50

(einschließlich Uebersendungsgebühr).

Ein berufener Kritiker nannte die Sammlung „das beste derartige Buch, das die katholische Literatur besitzt". — Der Wert des Buches und sein Vorzug vor anderen sog. Anthologien besteht darin, daß es nicht lediglich eine Sammlung schöner Gedichte ist. Es ist ein Buch, das uns Katholiken fehlt. Auch als einfache Gedichtsammlung, als poetisches Hausbuch übertrifft es die meisten anderen Sammlungen durch die Sorgfalt der Auswahl, die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit seines Gehaltes.

Zu beziehen vom Verlage

Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

HARVARD COLLEGE
FEB 7 1921
LIBRARY

Eduard Hlatky.

Ein Lebensbild von Alois Pichler C. Ss. R.

Einem Geistesritter, der aus den düstern, sumpfigen Niederungen des Unglaubens mit Gottes Gnade sich emporkämpfte zu den lichten Höhen des Monsalvat, einem gewaltigen Fürsten im Reiche der religiösen Dichtung, sei hier ein schlichtes Denkmal gesetzt. Aufzeichnungen, die ich mir sofort nach vertrauten Unterredungen machte, Beiträge von solchen, die dem Verewigten nahestanden, und die nachgelassenen Schriften des Dichters haben dazu die Bausteine geliefert. Das Lebensbild wird von selbst ein Beitrag zur biographisch-genetischen Erklärung seines Lebenswerkes, von dem P. Desiderius Lenz, der Begründer der Beuroner Schule, sagt: „Der große, uns neu heraufgeführte Weltenmorgen mit all dem, was aus seinem Schoß hervorgeht, spricht neu zu uns wie Aug zu Aug, wie persönlich zu unserem Gemüt und Geist und Herz die ewigen Wahrheiten, ob sie uns zu bewegen, zu ergreifen, zu rühren vermöchten. — Das macht die Dichtung zum Werke unserer Zeit, ist für uns unendlich näher und wirksamer als Dante. . . Das ist unser Lied, das Lied unserer und für unsere Zeit, und möge es bald kommen, daß man, von dem politischen Wirrwarr und der Uebergeschäftigkeit zu sich selber zurückkehrend, dieser kostbaren Himmelsgabe sich mehr zuwende, den wunderbaren Reichtum an heiliger Wahrheit, an Schönheit, Adel und lichter Erhebung sich zu eigen zu machen, damit es uns das werde, was einst Dantes Buch damaliger Zeit ward — ein Licht und Leuchtturm im Leben. . ." [1])

Für den Weltenmorgendichter dämmerte der Lebensmorgen in der Hauptstadt Mährens am 21. Februar 1834 in der kleinen Bäckergasse Nr. 52 (jetzt Berggasse 19). Die Eltern Andreas Hlatky und Anna Scholz betrieben ein Wirtsgeschäft, das nach dem Tode des Vaters (21. Jänner 1840) sehr schlecht ging. Kam ganze Abende kein Gast, dann saß der Bruder der Mutter als Kellner geduldig bei seiner Unschlittkerze und träumte und der kleine Eduard sah verwundert dieser Arbeit zu. Die Mutter gab das Geschäft bald auf und bezog im eigenen Hause eine kleine Wohnung, die aus einem Zimmer, einer Kammer und einer Küche bestand.

Unterdessen hatten für Eduard die Freuden und Leiden der Schule begonnen. In der zweiten Klasse vertraute ihm der große hagere Lehrer Loos das Staberl an. Der Knirps fühlte sich nun als Amtsperson. Er durfte ja die kleinen Missetäter „wichsen". Später tat er es als Satiriker bei den Großen. Nach der

[1]) Eine eingehende ästhetische Würdigung ist in diesem Rahmen nicht möglich, weshalb hier verwiesen werden muß auf des Verfassers Prinzipienkämpfe. I. 1 ff.

dritten Klasse ging es ins Gymnasium, denn die Mutter wünschte ihren Jüngsten einstens als Panacek, als Geistlichen, zu sehen.

Zu Hause führte die um 7 Jahre ältere Schwester Fanny (geb. 7. Jänner 1827) das Regiment. Gegen den Bruder war sie strenge. Eduard mußte für sie einkaufen gehen, auch noch als Gymnasiast. Oft wurde er früh mit dem Körbchen über den Franzensberg auf den großen Markt („Krautmarkt") und in die Fleischbank geschickt. Da die Fleischerburschen mit den Dienstmädchen scherzten und ihn nicht beachteten, verspätete er sich manchmal und begegnete auf dem Heimwege den Kollegen. Während er seinen Korb vergeblich unter dem abgetragenen kleinen blauen Mantel zu verstecken suchte, eilte er auf seinen Buchdeckeln weiter. Im Winter mußte er nämlich Deckel von alten illustrierten Sportsbüchern, die der Vater zurückgelassen, in die durchlöcherten Schuhe schieben, damit er die Kälte nicht gar so arg fühle.

Fanny heiratete später einen alten Junggesellen Nerger und wurde eine tüchtige Gattin und eine sorgsame Mutter. Sie pflegte auch die eigene Mutter mit zarter Sorge, bis diese im Jahre 1866 starb.

Die Mutter Hlatkys, ein braves böhmisches Weiblein, betete viel. Am Freitag ließ sie sich stets von Eduard aus der Postille vorlesen. Solange es ihr möglich war, nahm sie den Buben mit sich in die Domkirche zum Nachmittagsegen. Sie konnte sich nur mühsam bewegen, denn sie war sehr dick und hatte ein Fußleiden. Dies war auch der Grund, weshalb sie der Tochter die Leitung des Hauswesens überlassen mußte und den aufgeweckten Knaben nicht recht überwachen konnte. Wollte sie ihn wegen eines Streiches bestrafen, dann kam sie wohl mit dem Kochlöffel. Der Kleine sprang jedoch herum oder verkroch sich unter den Tisch. Da mußte sie über ihre Situation lachen, und mit der Strafe war es aus.

Zu Mittag gab es ein ausreichendes Essen, abends aufgewärmte Zuspeise oder nur trockenes Brot, einmal in der Woche zur Jause ein halbes Würstchen. Täglich gab die Mutter dem Studentlein zwei Kreuzer, wofür er sich anfangs „Bockshörndln" kaufte. Später wurde das Taschengeld zusammengespart, da Edi sich — mit der Literatur vertraut machen wollte. Meyers Groschenbibliothek vermittelte ihm die Kenntnis der deutschen Dichter von Ramler, Uz, Gleim und weiter bis zu Goethe. Später wurde er auf das „Belletristische Ausland" aufmerksam gemacht. Ein Judenbub steckte ihm einen Band Dumas zu, dann Sue. Jetzt war die Lesewut erwacht. Der Jude versprach dem Studenten ähnliches Lesefutter in Hülle und Fülle, wenn dieser ihm dafür etwas anderes gebe. Da war guter, bezw. schlechter Rat teuer. Auf dem Boden fand der Knabe alte Maschinenteile unter anderem Gerümpel. Nun begann ein reger Tauschhandel. Die Maschinenteile wanderten Stück für Stück in die Hände des Juden und dafür kam Buch für Buch in die Hände des Knaben. Dieser las — natürlich heimlich — im Dämmerlicht

oder bei dem Schein der Unschlittkerze, und auf die Kindesseele legte sich Finsternis und Qualm. Interessant ist, daß den Knaben besonders die nordischen Schriftsteller anzogen, darunter Friederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Charakteristisch für den „Weltenmorgen" und die „Gedichte" ist eine Leidenschaft für die Autorität. Diese Leidenschaft muß schon im Herzen des Knaben starke Wurzeln geschlagen haben. Was den Gymnasiasten bei all seiner wahllosen Lektüre am meisten packte, war ein Abschnitt des „Aufruhrs in den Cevennen" von E. Sue, eine Szene zwischen Vater und Sohn, in der die Ehrfurcht des letzteren plastisch zu Tage tritt.

Im Jahre 1848 ergriff indes den Vierzehnjährigen das damals herrschende Revolutionsfieber. Der Kampf um die Freiheit wurde gespielt. Der Quartaner mußte bei allen Umzügen dabei sein und warf mit anderen Studenten Ziegel auf die Dragoner; das Studium wurde dabei ganz vernachlässigt, und so mußte er die vierte Klasse wiederholen. Die meisterhafte Darstellung der Psychologie des Umsturzes im „Weltenmorgen" mag hier wurzeln. In den ersten vier Gymnasialjahren hatte Hlatky neben dem Klassenlehrer Franz Boczek nur noch einen Religionslehrer Weiß, der ihm unsympathisch war. Als Eduard die vierte Klasse wiederholte, herrschte schon das Fachlehrersystem. Der Deutschprofessor wirkte sehr anregend. Hlatkys Lesewut wurde dadurch erhöht. Ein jüdischer Student fragte damals den Repetenten: „Hast du die „Wahlverwandtschaften" von Goethe gelesen?" Der Gefragte mußte mit „nein" antworten und war bestrebt, seinen Bildungsmangel so rasch als möglich auszugleichen, um sich die Achtung des Kameraden wieder zu gewinnen. Das Interesse Hlatkys an der Literatur steigerte sich allmählich zur Produktionsfreudigkeit. So entstand ein dramatischer Versuch „Lorenzo de Medicis" nach einer Novelle der Luise Mühlbach.

Wie es kam, daß der Fünfzehnjährige sich gleich an ein Drama wagte? Zwei seiner Geschwister waren als Kinder gestorben. So hatte er neben der Schwester Fanny nur mehr einen um 11 Jahre älteren Bruder Richard, der nach absolviertem Gymnasium die Chemnitzer Bergakademie besuchte. Um seine Bruderliebe zu zeigen, führte dieser den zehnjährigen Eduard zu einer Aufführung des „Freischütz". Die Leidenschaft für das Theater loderte auf. Ein Klarinettist, der der Mutter Hlatky ein paar Gulden schuldig war, verschaffte dem Knaben zweimal einen Platz im Orchester. Mit anderen Buben, die dem Schnürmeister einen Zweigroschenschein gaben und ihn obendrein bei der Arbeit zu unterstützen hatten, kam dann Eduard auf den Schnürboden. Dem Knaben prägten sich besonders jene Stücke ein, in denen Direktor Balwansky eine Glanzrolle hatte. Unter anderem wurden aufgeführt „Die Jäger" von Iffland, „Menschenhaß und Reue" von Kotzebue, „Der Glöckner von Notre-Dame" nach V. Hugo bearbeitet von Charlotte Birch-

Pfeiffer, „Er muß aufs Land“ von Töpfer usw. Eines Tages zog Eduard den Sohn des Lehrers Loos mit, um auch ihm den köstlichen Genuß zu verschaffen. Loos inkommodierte aus Uebermut den Liebhaber auf der Bühne, und so wurden die Rangen vom Inspizienten weggepeitscht. Während die anderen eiligst flohen, stand der schwerhörige Uebeltäter ruhig beim Schnürmeister, der ihn entschuldigte: „Der ist brav!“ und kam so ungeschoren davon. Die Schnürbodenherrlichkeit war jedoch zu Ende.

Das Gesehene regte zu eigenem Gestalten an. Hlatky führte als Gymnasiast mit anderen Stücke auf, einmal in einer Walkerei, ein andermal auf dem Boden einer Fabrik. In Schillers „Kabale und Liebe“ spielte er den alten Miller, in einem Stücke Kotzebues übernahm er die Rolle eines alten Haudegens.

Der vertrauteste Freund des Repetenten war sein Schulkamerad Edmund Sauer, ein Theaterschwärmer, der bei der Ausarbeitung des „Lorenzo“ als Berater waltete. Das Stück wurde kecklich dem Direktor des Stadttheaters Balwansky eingereicht. Als Hlatky nach einiger Zeit sich um das Schicksal des Stückes erkundigte, bedauerte der Theatergewaltige, daß er jetzt, in der Zeit der Reaktion, das freiheitliche Drama nicht aufführen könne. Der unglückliche „Lorenzo“ ist längst des verdienten Feuertodes gestorben.

Die erwachte Strebsamkeit kam auch andern Fächern zugute. Mit Vorliebe studierte Eduard Latein, so daß er Caesar geläufig übersetzen konnte. Dies sollte ihm nach der Bekehrung sehr zustatten kommen, als er mit dem Freunde Gruber Thomas von Kempis las und in späteren Jahren der Liturgie folgen wollte mit dem „Meßbuch“ von Schott in der Hand.

Edmund Sauer tat auf dem Gymnasium nicht gut und wurde darum auf die damals in Brünn gegründete Technik geschickt. Seine Mutter wünschte einen Mentor für ihn und beredete darum Hlatky, ebenfalls umzusatteln. Hlatky tat es, dem Freunde zuliebe. Edmund wurde jedoch in der II. Klasse der Technik entlassen, da er in der Schule einen Kameraden ohrfeigte. So auf eine Bahn gedrängt, die seiner Begabung und Neigung entsprach, wurde er später erster Held und Liebhaber am Prager Stadttheater. Hlatky studierte an der Technik in Brünn mit gutem Erfolge weiter. Dem Leitfach, der Mathematik, wurde die gebührende Sorge zugewandt. Dabei kamen die andern Fächer nicht zu kurz. In der I. Klasse lehrte Matzenauer Deutsch und Böhmisch. Der Professor, ein gemütlicher Mann, nahm den Schüler öfters mit ins Wirtshaus und machte ihn auf manches Literarische aufmerksam. Obschon ein Wirtshauskind, war Hlatky stets vom Alkohol ferngehalten worden und er trank auch jetzt bei den Wirtshausbesuchen höchstens ein Glas Bier. Von den hochliberalen Realschulprofessoren Bruckner und Vogl erhielt Eduard ebenfalls literarische Anregungen, d. h. er wurde in die Revolutionsliteratur von damals eingeführt. Ein Kame-

rab aus der Normalschule, Schwarz, der später Prokuraführer bei Skene wurde, machte ihn mit den Werken von Heinrich Zschokke, A. v. Tromlitz, Wilh. Blumenhagen, aber auch mit dem Don Quixote von Cervantes bekannt, den noch der alte Hlatky fast jedes Jahr einmal las. Der hoffnungsvolle Student verkehrte auch im Hause des Seidenfabrikanten Seidel, wo schöngeistige Interessen gepflegt wurden.

Mit 17 Jahren verliebte er sich in die Stieftochter der Quartiergeberin eines jüdischen Kameraden. Jetzt wurden die ersten lyrischen Gedichte verfertigt und in der Familie Loos — unter lebhaftem Beifall — vorgelesen. Ein Heiratsantrag (!) erfolgte, der die Entfernung der Angebeteten auf das Land zur Folge hatte, weniger weil die Stiefmutter vernünftig war, als weil sie sich selbst in den Siebzehnjährigen verschaut hatte, wie Hlatky später erfuhr. Um diese Zeit wagte es Hlatky, den ersten Technikerball mitzumachen, bei dem er, ohne tanzen zu können, tanzte. Die Lektüre und die Gesellschaft halfen zusammen, das ohnehin schiefe Verhältnis zur Religion noch mehr zu verschiefen. Einmal fuhr Eduard mit einem jüdischen Schulkameraden und dessen Schwester von Tischnowitz nach Pernstein. Im dortigen Kirchlein stieg er auf die Kanzel und parodierte die Lauretanische Litanei. Im Jahre 1909 machte er eigens zur Sühne eine Wallfahrt dorthin.

Es ist auffallend, wieviel Hlatky in der Jugend mit Juden zu tun hatte. Daraus mag sich sein lebenskräftiger Antisemitismus erklären, der jedoch sich nie den Blick trüben ließ für schöne Züge, die Hlatky gelegentlich zur Beschämung von Christen gern erzählte.

Im Jahre 1852 machte der Student eine Ferienreise, deren Eindrücke nach mehr als 50 Jahren noch fest in der Seele hafteten. Er wollte seinen Bruder Richard, den er seit vier Jahren nicht gesehen hatte, besuchen. Richard war als Eisenbahningenieur in Franzdorf unterhalb Laibach beim Viaduktbau beschäftigt. Eduard hatte sich durch Stundengeben ein hübsches Taschengeld verdient und zehn Gulden davon erspart. Die Mutter gab zehn Gulden dazu. So ging das junge Blut frohen Mutes in die Ferne.

Hlatky hatte in der I. Klasse der Technik mit einem Mitschüler Maly Freundschaft geschlossen. Als dieser in die Pionierschule nach Krems kam, wollte auch Eduard, dem Freunde zulieb, sich dem Militärstande widmen, erhielt jedoch einen abschlägigen Bescheid. Auf der Reise wurde zuerst der Freund besucht, dann ging es zu Fuß nach Melk und von hier in einem Tag bis Lackenhof unter dem Oetscher. Als der Studio von Ferne den ersten hohen Berg sah, schlug ihm das Herz; die Höhe wurde am nächsten Tage genommen. Die Aussicht war für ihn überwältigend. Beim Abstieg kam er zufällig in die Knödelhütte, wo drei Maturanten sich einquartiert hatten, mit denen Bruderschaft getrunken wurde. Einer der neuen „Brüder" war Hermann

Hampe, später erster Hofrat beim Fürsten Lichtenstein. Den Weg nach Maria-Zell machte Hlatky nicht als Wallfahrer, war er doch schon am Gymnasium der Beicht ausgewichen. Der hochgebirgshungrigen Phantasie des Brünner Kindes bot sich immer neue, köstliche Nahrung auch bei der Wanderung über Weichselboden nach Wildalpen. Dort traf er eine Reisegesellschaft, der er sich anschloß und mit der er um 4 Uhr nachmittag bei strömendem Regen von Wildalpen aufbrach, in der Hoffnung, auf der Eisenerzer Alm eine Unterkunft zu finden. Das freche Benehmen eines jüdischen Journalisten, der bei der Gesellschaft war, verschloß ihnen jedoch die Tür der Almenhütten und so hieß es im Finstern weiterstapfen, bis sie um 11 Uhr nachts todmüde in Eisenerz ankamen. Am andern Morgen wurde er mit einem Studenten der Wiener Technik aus Triest bekannt, der in einer augenblicklichen Geldverlegenheit war, ihm fünf Gulden abborgte und mit ihm zu Fuß bis nach Bruck an der Mur marschierte. Als die Bahn unsern Hlatky von Bruck nach Laibach entführt hatte, setzte er sich dort in der Sternallee auf eine Bank. In seiner arg mitgenommenen Kleidung und seinem Kalabreser war er eine Anziehung für den Polizeichef, der sich neben ihn setzte und im Gespräch am jungen Mann Gefallen fand, ihn zum Abendessen einlud und ihm ein Quartier verschaffte.

Das Reiseziel wurde von Laibach aus zu Fuß erreicht. In Franzdorf gab es beim Bruder ein paar Rasttage. Die Schwägerin kam gerade mit Zwillingen nieder, so daß Eduard im Hause eines anderen Beamten untergebracht werden mußte. Dieser trat ihm am andern Tage mit einer Versuchung entgegen. Der Jüngling wies die Zumutung entschieden zurück. Als der alte Hlatky einem vertrauten Freunde diese Episode erzählte, sagte er: „Nichts war mir ferner als das."

In Freudental bei Franzdorf hatte Eduard von einem alten Fräulein, das im Hlatkyhause in Brünn wohnte, Grüße zu bestellen an deren Schwester, die dort mit einem Bahnbeamten verheiratet war. Er suchte das Haus und läutete an. Ein Mädchen öffnete und schlug ihm die Türe gleich wieder vor der Nase zu. Nach einiger Zeit kam die Frau und nun klärte sich das Benehmen ihrer Tochter auf. Diese hatte in der Nacht geträumt, ein junger Mann mit einem Demokratenhut und blauer Krawatte werde auf Besuch kommen. Bei der genauen Erfüllung ihres Traumes war sie so erschrocken, daß sie auf alle Höflichkeit vergaß.

Im Sacke des Studenten befanden sich noch zwei ganze Gulden. Da entschloß sich Eduard, die ausgeliehenen fünf Gulden in Triest einzutreiben. Man riet ihm, jedem Postillon ein Sechserl zu geben, und so kam er als lebende Konterbande von Station zu Station per Wagen bis nach Sessana. Als er von hier nach Triest ging und bei Opcina auf einmal das Meer vor sich erblickte, wankten ihm beim überwältigenden Eindruck die Kniee. Da er die Adresse seines Schuldners nur beiläufig wußte, war es ein reiner Zufall, daß er just an die richtige Tür klopfte. Er

wurde freundlich aufgenommen, in der Stadt herumgeführt und ins Theater begleitet, aber der leichtsinnige Schuldenmacher, der ihm bloß zwei Gulden geben konnte, beschwor ihn, doch ja den Eltern nichts mitzuteilen. So kam Eduard nur mit knappster Not unter allerlei Fährlichkeiten nach Franzdorf zurück. Hier mußte er, wohl oder übel, dem Bruder seine Lage entdecken, der ihm auch gleich das Reisegeld gab.

Auf der Rückreise wurde in Laibach der freundliche Polizeichef aufgesucht. In Gloggnitz kostete der Imbiß, „eine Gansselsuppe und ein Pfiff Wein", um einen Kreuzer zuviel für seine Verhältnisse, sodaß er genötigt war, sich von einer Reisegefährtin einen Kreuzer auszuleihen, um das Bahnbillet bezahlen zu können. In Wien angekommen, mußte er, bei seinen traurigen finanziellen Verhältnissen, von 5 Uhr nachmittags bis 11 Uhr in der Nacht vor der verschlossenen Wohnung seines Schwagers Max Barducci warten. Sein Warten wurde belohnt, denn er fand eine noble Aufnahme. Mit leerem Beutel, aber mit einer ansehnlichen Summe köstlicher Eindrücke und nützlicher Erfahrungen kam der Student nach Hause zurück.

Als Eduard im Oktober desselben Jahres nach Wien übersiedelte, um dort das letzte Jahr der Technik (Hochbau) zu studieren, fand er an seinem Schwager eine starke Stütze. Max Barducci war die Seele kleiner ausgesuchter Abendgesellschaften, bei denen der Student in das Verständnis der Musik eingeführt wurde, sich in der Vortragskunst übte, sich mit den neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur und Literaturgeschichte vertraut machte. Der Geist des jungen Mannes freute sich auf diese Zusammenkünfte, bei denen sein Gesichtskreis sich erweiterte, und der Magen freute sich nicht minder darauf, denn Hlatky hat sich in diesem Jahre nie satt gegessen, außer bei jenen Zusammenkünften. Barducci, ein sehr gesuchter Lehrer, erteilte seinem jungen Schwager auch Unterricht im Französischen. Dieser hat zeitlebens seinem Wohltäter die innigste Dankesgesinnung bewahrt. Mit tiefer Bewegung in der Stimme sagte der 76jährige Hlatky: „Barducci war ungläubig, oder vollkommen indifferent in religiösen Dingen, aber er war eine feine edle Seele, die nur für andere lebte." Dieser Opfersinn wirkte erhebend auf den Jüngling, nicht minder der Umstand, daß in der Nähe Barduccis geistreiche Ausgelassenheit sich ebensowenig hervorwagte wie ordinärer Witz. Nie wurde im Gespräch Sexuelles in unzarter Weise berührt.

Der junge Techniker verkaufte entbehrliche Kleider und hungerte, um im Stehparterre des Hoftheaters Schiller und Goethe, besonders aber Shakespeare sehen zu können. Neuere Dichter, z. B. Lingg, Geibel usw., wurden eifrig besprochen, wenn Hlatky mit drei bis vier literaturbeflissenen Kollegen: Hampe, Selch, Schwach, Frauendienst, zusammenkam. Unter diesen schloß er sich besonders innig an Johann Hampe an, den Bruder jenes Hampe, mit dem er in der Knödelhütte Bruderschaft getrunken hatte. Nach einer Mitteilung Johann Hampes war damals das

Studium für Hlatky Nebensache. Er glänzte dafür beim Vortrag klassischer Dichtungen. Sein Ideal war Edmund Sauer und das Theater.

Im Jahre 1852 kam der schon erwähnte junge Loos nach Wien zu einem Steinmetz. Eduard besuchte den Freund sehr oft im Atelier, wurde bekannt mit dessen Meister, und hielt den Praktikern Vorlesungen aus der Kunstgeschichte von Kugler.

Nach Absolvierung der Technik wurde Hlatky Diurnist bei der Südbahn. Sein Vorgesetzter war ein Grieche, von dem er viel zu leiden hatte. In jener Zeit entstanden melancholisch-humoristische „Diurnistenlieder".

Freund Johann Hampe fungierte unterdessen bei der Trassierung einer Teilstrecke der Bahnlinie Oedenburg—Kanisza als technischer Leiter, während ein feingebildeter Ungar, der von der Sache nichts verstand, Sektionsingenieur war. Hampe brachte seinen kunstsinnigen Vorgesetzten mit nach Wien und Hlatky, der jeden Winkel des Belvedere auswendig wußte und bei jedem Kunstwerk Bescheid geben konnte, führte sie überall herum. Infolge der Kenntnisse und der Liebenswürdigkeit, die der Cicerone entfaltete, wurde Herr Fakh vollkommen überzeugt von der hervorragenden fachlichen Tüchtigkeit des jungen Mannes. Was war natürlicher, als daß er Hlatky engagierte? So kam dieser im Jahre 1858 als Ingenieureleve bei der Trassierung der Strecke Steinamanger—Kanisza nach Vasvár, wo die „Pflocklieder" entstanden. Wozu die Kunst gut sein kann!

Im Kriegsjahre 1859 hatte Hlatky Gelegenheit, die Gesinnungen vieler Magyaren gegen Oesterreich kennen zu lernen. Dies öffnete ihm die Augen für die Beurteilung politischer Strömungen. Im gleichen Jahre verheiratete er sich mit Therese Mark, einer Waise, der Tochter eines Steuereinnehmers, mit der er als Student in Wien bekannt geworden war. Die Trauung fand statt in der Hinterbrühl im Oktober. In diese Zeit fällt auch das folgenreichste literarische Erlebnis Hlatkys. Eine Kritik von Julian Schmidt machte ihn auf Jeremias Gotthelf aufmerksam. Er verschaffte sich dessen Werke und von nun ab wurde und blieb der kernige, grundgläubige Schweizer sein Lieblingsschriftsteller. Durch diese Sympathie wurde der Boden gelockert für die Wiederaufnahme des Christentums und Hlatkys Auffassung des gedeihlichen Literaturbetriebs stark beeinflußt. Das ereignisreiche Jahr brachte schließlich noch die Versetzung des jungen Ehemannes nach Agram, wo er den Bahnhof und den großen Bogen gegen die Save ausstechte. 1860 kam er zum Bau der Strecke Steinbrück-Lichtenwald, auf welcher er nach Eröffnung des Betriebes als Ingenieur-Assistent der Bahnerhaltungssektion zugeteilt wurde. Lichtenwald an der Save wurde nun für neun Jahre sein Heim.

Da der Nationalitätenschwindel damals die Köpfe noch nicht so arg verwirrt hatte, fiel es nicht auf, wenn er mit andern Beamten den Geselligkeitstrieb in der Beseda befriedigte. Dem ge-

borenen Slaven waren die schönen slovenischen Volkslieder ein Hochgenuß. In der Beseda verkehrte er freundschaftlich mit Geistlichen und ließ sich auch herbei, beim feierlichen Empfange des Bischofes Stepischnegg mitzuwirken. Zur bischöflichen Tafel geladen, wurde er von der Liebenswürdigkeit des Kirchenfürsten entzückt. Einfluß auf seine Weltanschauung gewannen diese gesellschaftlichen Beziehungen nicht.

Die Gnade Gottes wartete auf Hlatky in Fünfkirchen, wo er 1869—1889 amtete, zuerst als Betriebsingenieur, später als Oberingenieur.

Innige Naturfreude war ein Charakteristikum Hlatkys. Bei seiner Wohnung sollte, wo möglich, ein Garten sein und im Garten führten die Rosen die Herrschaft. Im zweiten Jahrzehnt seines Aufenthaltes in Fünfkirchen wurde er geradezu der „Rosenkönig" der Stadt, pflegte er doch gegen 400 verschiedene Sorten dieser Blume.

Die Sorge für die ihm anvertraute Gottesblume, für seinen kleinen Eduard, schien ihm einen Ausweg zu bahnen aus der Wildnis des Unglaubens. Er kam wegen des Knaben mit Dr. Julius Gruber in Verbindung.

Gruber hatte in Rom seine Studien gemacht. Der junge Priester fühlte sich zu Höherem berufen und trat als Novize in Solesmes ein. Durch eine Krankheit führte ihn Gott in die Welt zurück. Er wohnte nun bei den Franziskanern in Fünfkirchen, führte hier ein heiligmäßiges Leben und zehrte seine Kräfte auf in Unternehmungen zur Ehre Gottes. Hlatky sah ihn zum ersten Male, wie er vor dem Tabernakel kniete. Die Glaubensergriffenheit und die brennende Andacht, die sich in der Haltung des edlen Mannes kundgaben, machten einen tiefen Eindruck auf den Ungläubigen. Bei jeder neuen Begegnung wurde der Ingenieur immer mehr bezaubert vom priesterlichen Adel im Wesen Grubers, während Durchschnittskatholiken über die entschiedene Frömmigkeit dieses Geistlichen, die an St. Franziskus erinnerte, die Achseln zuckten. An einem sehr strengen Wintertage begegnete Gruber in der Nähe seiner Wohnung einem armen, vor Kälte zitternden Menschen, dem die Zehen aus den zerrissenen Schuhen hervorguckten. Von Mitleid ergriffen, half er sogleich und ging auf den Strümpfen nach Hause. Hlatky wurde dies von einem Bekannten mit den Worten berichtet: „Denken Sie sich, zieht der Gruber auf der Straße seine Schuhe aus und gibt sie einem Bettler. Bei dem ist's nicht richtig." Der Angeredete fühlte gar wohl, bei wem es richtig war.

Die Bewunderung des sittlichen Genies drängte vorderhand nicht zur Nachahmung. Da kam ein harter Schlag, der ein hartes Herz erweichen sollte. Therese Hlatky war ein ungemein sanftes Geschöpf, das sich ganz nach den Wünschen des Mannes richtete. Der Umstand, daß sie diesem tote Kinder geboren hatte, verdüsterte ihr Gemüt, und im Jahre 1877 trat bei ihr eine Geistesstörung ein, die eine eigenartige Energie in ihr auslöste. Das

Sonnige in Flatkys Häuslichkeit war verdüstert. Da er seine Frau sehr liebte, tat er alles, was zu ihrer Genesung beitragen konnte. Am Karsamstag, abends, 1878 führte er sie in's Freie, damit die erwachende Natur wohltätig auf sie einwirke. Da vollzog sich jenes Paulusereignis, dem wir — den „Weltenmorgen" verdanken. Das Gedicht, in welchem Flatky mit seiner den Freunden wohlbekannten grausamen Selbstanklage das Gnadenwunder darstellt, ist so charakteristisch für den ebenso demütigen wie gottbegeisterten Mann, daß es hier nicht übergangen werden darf:

Ein Gnadenblick.

Ich kannt' ihn gut, den Mann; fast wie mich selber,
Drum kann ich's sagen, wie's in Wahrheit war.
Von allen fünfundzwanzigtausend Seelen
Der fremden Stadt im Osten war wohl keine,
Die gottverlassner, garstger wär' gewesen.
Und wahrlich: Seelenschmutz und Gottentfremdung
Gab's in den höhern Schichten dort genug;
Wenn auch das Volk fromm, gut und vornehm war.
Doch was als Herr sich gab und fühlte, war
Freisinnig und das heißt so viel, als frei
Von Gottes Satzung, nach Belieben Lump sein.

Nun hört das Wunderbare: Eben jenen
Gottfreiesten, drum echt'sten Liberalen,
Erwählte sich die Allmacht, daß er künde
Der Welt die Herrlichkeiten ihres Schöpfers.

Vorerst schlug ihn der Herr, daß ein er halte,
Und nicht im tiefsten Schlamme ganz versinke,
Mit Sorgenhagel: Seiner Frau Gemüt
Umnachtet sich und er, der unumschränkt
In seinem Amt, bequem und hart gewaltet,
Muß eines neuen Obern harte Hand
Nun fühlen, kosten all die Bitterkeiten,
Des seelaufwühlenden, mißfäll'gen Dienens.
Da stolpert er einher bedrückt, geschlagen,
Nicht wissend, wo, woher ihm Rettung werde.
So ward er mürb gemacht durch Gottes Hand.

Da wollt' es wieder einmal Frühling werden —
Ich glaub, es war im Jahre achtundsiebzig —
Und für sein armes Weib Belebung hoffend,
Führt' er hinaus sie in das neu Belebte.

Karsamstag war's und Auferstehungsfeier.
Doch was galt ihm des Heilands Auferstehn!
Denn losgelöst für immer hielt er sich
Von Christus und von seiner heil'gen Kirche,
An die ihn einst das Mutterherz gebunden.
Doch denkt der Mensch, der Herrgott aber lenkt.
Und so auch da: Mit seiner Frau am Arme
Um eine Ecke biegend sah er dicht
Vor sich die Auferstehungsprozession:
Schulkinder, Priester, Frauen, arme Leute;

Und alle sangen Lob und Preis dem Einen,
Dem einz'gen Todbezwinger: Alleluja!
Und mitten drin der Bischof, der soeben
Zum Segen hob die heilige Monstranze,
Und wie's dem süßerschrocknen Freunde schien:
Zum Segen über ihn! Und als er scheu
Zum Weiß der heil'gen Hostie blickte,
Was war's, das ihn erschauernd warf ins Knie?
Was war's, das ihn ihr nachzog und sein Herz
Mit nie gefühltem Sehnen süßest füllte:
So daß die Kirche, wo das Allerheiligste
Im Tabernakel webt die Netze Gottes,
Von nun an war sein liebster Aufenthalt? —

Und seit der Zeit war er wie umgewandelt:
Was sich, versuchend, des Willkommens sicher,
Nun seiner Seele nahte, wies er ab;
Was garstig in ihm war, jetzt erst ersah er's,
Und sucht' sein Herz — gar langsam gings — zu rein'gen,
Auf daß er würdig werde zu empfangen
Im Sakramente seinen Herrn und Gott.
Und als er einen heil'gen Leiter fand,
Der mild ihn durch die stillen, trauten Gänge
Der Gotteskirche, ihre Segenshallen
Von unsagbarer einz'ger Schönheit, führte,
Auf ihre Zinnen, wo allein die Welt
Mit Höhn und Tiefen ist zu überschauen:
Im fernen Dämmer überird'schen Lichts
Der Sel'gen immerblühende Gefilde;
Darüber Gottes Stadt und Gottes Sitz
Im wehenden Gefunkel ew'gen Morgens;
Und auf der Erde Menschenherzen: reine,
In denen Engel Gottes Flamme hüten,
Doch, ach, verdorbne und verseuchte auch,
In deren eklen Falten die Verderber,
Die höll'schen, selbst zur Strafe hausen müssen:
Da ward er sehend erst: denn vor ihm lag
Im Licht der einz'gen Wahrheit nun die Welt,
Nur zu erschaun von dieser einz'gen Warte.

Und was er dort geschaut, er konnt' es sagen!
Zum eignen Staunen, zur Verwund'rung aller,
Die ihn vorher als öden Wicht gekannt.
Und hoch nun preist man sein Talent, sein Wissen —
Als ob das nicht Geschenke Gottes wären!

Nun sagt, erklärt ihr Aufgeklärten mir,
Die ihr nur Stoff und Kraft im Weltall kennt:
Aus welcher Kraft des Stoffs ward er erhoben?
Was macht' den Faulen lernbegierig, eifrig?
Den Schwanken sicher und den Feigling mutig,
Daß er in einer Stadt, wo man's begriff,
Wenn einer — sei's auch Knabe oder Eh'mann —
Des Morgens aus verrufnem Hause kam,
Doch nicht, wenn er zur heil'gen Messe oder —
Was unerhört dort unter Männern war —

Zum Tische ging des Herrn; daß, sag' ich, er
Trotz Hohngelächter und Verwunderungen
Als Einz'ger unter vielen Tausenden
In Demut naht' den heil'gen Sakramenten?

Da hat der Herr doch laut genug gepredigt:
Seht, was ich kann; ich, der Allmächtige!
Den tiefst Gesunkenen hab' ich ergriffen,
Erhoben und gereinigt ihn; sein Herz
Gefüllt mit Gaben und es so gesättigt,
Daß er zur Weltstadt sagen konnte: Wien,
Was kannst du mir von deinen Schätzen bieten?

Ja, wahrlich, das tat Gott! des bin ich Zeuge.
Doch ob er dieser Gnade wert geblieben?
Vielleicht erzähl' ich's euch ein andermal.

Jetzt sag' ich nur, daß ihn die Bitterkeit
Der Scham bedrückt, wenn er, der seines Unwerts
Sich wohl bewußt ist, auch von edlen Seelen
Ob dieser ganz besondern Gunst des Himmels
Für besser wird gehalten, als er ist.

Und ihr, die ihr im heil'gen Sakramente
Des Mensch gewordnen Wortes Gegenwart
Verehrt, o betet, daß bei unserm Freunde —
Da ja der Mensch, so lang im Fleisch er wandelt,
Nicht sicher ist, daß der vertriebne Teufel
Nicht mit noch sieben andern, ärgern kommt
Zurück ins Haus, das Gottes Huld gereinigt —
O betet, sag' ich, daß bei ihm nicht ärger
Die letzten Dinge werden als die ersten.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse Hlatkys mußten sich infolge der Bekehrung ändern. Da ihm in ganz außerordentlichem Maße die Gabe angenehmer, geistreicher Unterhaltung eignete, war er der Liebling gewisser Kreise. „Manchmal sprudelte es von Witzen und auch an brennender Satire mangelte es nicht." Seine den gläubigen Katholiken feindlich gesinnten Vorgesetzten unterhielten sich besonders gut, wenn er die katholische Kirche zur Zielscheibe seiner Witze nahm. Eines Tages besuchten sie ihn und ließen ihn wieder an: „No, Hlatky, was gibt es Neues bei den Katholiken; keine neuen Witze über die Beicht und anderes Larifari?" Jetzt gab es kein Ausweichen und die Antwort lautete auch klipp und klar: „Nein, meine Herren, über so ernste Dinge spotte ich nicht mehr. Es tut mir bitter weh, daß ich es bisher getan. Seit jüngster Zeit bin ich ein ganz anderer geworden und gehe jetzt selbst zur hl. Beicht und Kommunion." Derartige Aeußerungen konnten ihm natürlich keine materiellen Vorteile bringen. „Die Tatsache, daß Hlatky seit seiner Bekehrung von seinen Vorgesetzten, namentlich vom Betriebsdirektor Emil Thaly (Kalviner) und vom Oberinspektor Gradl (glaubenslos), dem Vorstand der ganzen Bahnerhaltung, tief gehaßt wurde, kann ich selbst bestätigen." (Val. Rak.) Mit den Vorgesetzten zogen sich

auch andere von dem Renegaten zurück und es lag nahe, bei kernkatholischen Kreisen Anschluß zu suchen. Das Zentrum eines solchen Zirkels war der Fünfkirchener Propst Kanonikus Dr. Anton Dobszay. Nebst anderen Vorzügen zierte diesen Prälaten der Mangel an Chauvinismus. Er hatte eine Verbindung angebahnt mit Führern des deutschen Zentrums, mit Mallinckrodt, Windthorst und Schorlemer-Alst, besuchte die Generalversammlungen der deutschen Katholiken und hielt gut katholische deutsche Zeitschriften. Hlatky fand bei ihm freundliche Aufnahme und wurde von ihm in den Jahren 1879—1885 reichlich mit Büchern und periodischen Blättern religiösen Inhalts versorgt. Mit steigendem Interesse verfolgte Hlatky besonders den „Kulturkampf" und Empfindungen von damals spiegeln sich im „Weltenmorgen" und in manchen seiner „Gedichte".

Im Oktober des Jahres 1880 wurde der Stationschef der am Plattensee gelegenen Station Balaton-Szent György (oder, wie sie damals hieß, Keszthely), Valentin Rak, in gleicher Eigenschaft nach Barcs versetzt. Hlatky hatte als Stationsingenieur der Strecke Fünfkirchen—Barcs diese in betriebssicherem Zustande zu erhalten und mußte einmal im Monate alle in den Stationen der genannten Strecke befindlichen Geleisewechsel in Gemeinschaft mit dem betreffenden Stationschef untersuchen. Barcs ist als Endstation der Südbahn und Anfangsstation der Fünfkirchen—Barcser Bahn eine „gemeinsame Station". Bei Untersuchungen der Geleisewechsel müssen demnach die Organe beider Bahnen mitwirken. So kam es, daß Hlatky und Rak einander bei der Wechseluntersuchung im November 1880 zum ersten Male trafen. Nach vollzogener Ausfertigung des Wechsel-Protokolles kam es zu einem kleinen Gedankenaustausch. Hlatky erinnerte sich dabei, von dem ihm gut befreundeten Kataster-Inspektor Fischer vor längerer Zeit gehört zu haben, der Stationschef von Keszthely, Valentin Rak, huldige stark konservativen Lebensprinzipien von ausgeprägter religiöser Färbung. Das lebhafte Interesse für eine unter den Eisenbahnern jener Gegend damals so seltene Erscheinung wirkte in der ersten Unterredung nach, so daß diese sich bei aller Kürze recht herzlich gestaltete. Die hier aufkeimende Sympathie sollte im Lauf der Zeit zur innigsten Freundschaft erwachsen.

Bei seiner Streckeninspektion kam Hlatky fast jede Woche nach Barcs und brachte dort einige Stunden zu. Erforderten es die dienstlichen Agenden, daß er dort über Nacht blieb, so war die Wohnung Raks sein Absteigequartier. Fiel sein Aufenthalt in die Mittagszeit, dann war er bei Rak zu Tische geladen. Stets verflogen die Stunden in anregenden, geisterfrischenden Gesprächen derart, daß die Freunde sich wunderten, wenn Hlatkys Bahnmeister meldete, es sei schon Zeit zur Abfahrt.

Als Rak im Spätherbst des Jahres 1881 einen Ausflug nach Fünfkirchen machte, führte ihn Hlatky bei Dr. Dobszay ein und

von dieser Zeit an versorgte der Prälat auch den Stationschef von Barcs mit gut katholischer Lektüre.

Rak hatte im Jahre 1881 bei P. Karl Hünner S. J. eine Generalbeichte abgelegt und vermochte Hlatky zum gleichen Schritte, als er mit diesem 1883 nach Wien kam. Er schreibt darüber: „Dieser Akt, glaube ich, kann als Markstein bedeutenden Fortschrittes bei Hlatky betrachtet werden. Denn von dieser Zeit an war er nicht mehr wankelmütigen Geistes — geteilt zwischen Gott und der Welt — sondern im vollen Sinne des Wortes ein wirklicher, praktischer Katholik."

Der ehemalige Ungläubige war jetzt auf der Suche nach einem ständigen Seelenführer, dem er sich in kindlicher Ehrfurcht und mit vollstem Vertrauen hingeben konnte. Unter den Priestern, mit denen er verkehrte, war keiner, der seinem Ideal ganz entsprochen hätte. Da machte ihn Rak aufmerksam, aus der Art und Weise, wie ein Priester die hl. Messe lese, könne man mit großer Wahrscheinlichkeit auf dessen Vollkommenheit schließen. Nach Verlauf von einigen Wochen kam Hlatky eines Tages besonders freudig gestimmt nach Barcs und teilte dem Freunde mit, er habe nun den rechten Seelenführer gefunden in einem Priester, der die hl. Messe andächtig wie ein Engel lese und wie ein Heiliger lebe.

Dieser Priester war Julius Gruber, den Hlatky schon von der Zeit her kannte, da er mit ihm mehrmals wegen der Erziehung des kleinen Eduard Besprechungen hatte. Gruber war unterdessen Subregens im Priesterseminar geworden und lebte ganz seiner Aufgabe, würdige Diener des Altares heranzuziehen. Eines hatte sich unterdessen geändert. Man fand sein heiligmäßiges Leben nicht mehr so seltsam, so befremdend. Er hatte sich beim Klerus auch dadurch hohes Ansehen erworben, daß er die schwierigsten Fragen auf die schlichteste, selbstverständlichste Art zu lösen wußte. Unter solcher Leitung mußte eine heilshungrige, hochstrebende Seele rasche Fortschritte machen. Bei der oftmaligen Kommunion machte Hlatky auf einen hochgebildeten aufmerksamen Beobachter den Eindruck eines wahren Heiligen. Er trug die Wärme Gottes ins kalte Leben hinaus und mühte sich redlich, besonders bekannten und befreundeten Eisenbahnbeamten den Weg zu Gott zu ebnen. Er hatte darin auch so manchen Erfolg. So z. B. ist die vollständige Bekehrung des seit vier Jahren verstorbenen Inspektors der ungarischen Staatsbahnen Herrn V. K. . . . nächst der Gnade Gottes ganz das Werk des verstorbenen Hlatky." Unersättlich mühte er sich um immer neue Aufklärung über Gott und göttliche Dinge. Kamen Lazaristen zu apostolischen Arbeiten in die Diözese Fünfkirchen, dann sucht er sie immer auf „und war ganz glückselig, wenn er in irgend einer ihm noch dunklen Sache Aufschluß erhalten konnte . . . und er war so dankbar, fand nicht Worte genug, um seinen Dankesgefühlen Ausdruck zu geben." (Brief des Superiors Ferdinand Medits C. M. vom 20. Juni 1913.)

Gruber flößte seine innige Verehrung des hl. Franziskus auch seinem Beichtkinde ein und führte es in den eben in Fünfkirchen eingeführten dritten Orden. Natürlich ging das nicht ohne schwere innere Kämpfe ab. Da der Schüler des Heiligen die Armut, die Keuschheit, den Gehorsam des Vorbildes nachahmen sollte, „ward alles in ihm Widerstand". Das Brechen dieses Widerstandes wurde königlich belohnt:

„Doch als ich stand ergeben in eurem dräunden Bann,
Wie fühlt ich mich so reich, so leicht, so frei fortan!
Trübseligkeit versank, Weltsorgenduft verrann,
Mein Herz zu hüpfen, meine Seele zu singen begann."

Eine Episode aus diesem Kampfe, die Rak mir mitteilte, will ich den Lesern nicht vorenthalten. Im Februar 1885 war es, daß sich die beiden Freunde über die Entsagung und Abtötung unterhielten. Rak nahm als Maßstab dafür die Stärke der Gewohnheit und Neigung, die dabei zu überwinden sei. Als Beispiel zog er den Verzicht eines leidenschaftlichen Rauchers auf das Kraut seiner Wahl heran. Als Hlatky im März wiederkam, wartete ihm der Freund nach dem Speisen mit Zigarren auf und sagte: „Bediene dich und entschuldige, daß ich diesmal nicht mithalte!" Die Antwort lautete: „Zu meinem Leidwesen muß ich dir einen Korb geben, da ich vor einigen Tagen das Gelübde ablegte, überhaupt nicht mehr zu rauchen." Da Rak seinen Freund als starken Raucher kannte, der bislang Virginia-Zigarren sozusagen gegessen hatte, fragte er verwundert nach dem Hergang. Hlatky erzählte, er habe in der schlaflosen Nacht, da er gerade sein zweiundfünfzigstes Lebensjahr begann, die Vergangenheit an sich vorüberziehen lassen. Dabei habe er an die Bemerkung Raks von der Verdienstlichkeit büßender Entsagung denken müssen. Das Ergebnis hiervon sei das Gelübde gewesen.

Die Gewohnheit, alles sub specie aeternitatis zu betrachten und überall die Interessen Jesu wahrzunehmen, hat Hlatky bei Beurteilung literarischer Produkte nicht außer Dienst gestellt. Da ihn die wundervolle Harmonie der Mysterien des Christentums tief ergriffen hatte, mutete ihn Madáchs „Tragödie des Menschen" wie eine Entweihung an. In temperamentvoller Weise ergoß er an einem Maientage des Jahres 1888 vor Dr. Gruber seinen Unwillen über die Dichtung und noch mehr über die Begeisterung, die sie in katholischen Kreisen auslöste. Ihn ärgerte besonders das Benehmen Luzifers Gott gegenüber und die Herabsetzung des Weibes. Der Seelenführer betrachtete das Bessermachen als die wirksamste Kritik und sagte deshalb: „Lieber Herr Oberingenieur, schreiben Sie selber etwas!" Ein Wort gab das andere und der Anstoß zum „Weltenmorgen" war gegeben, wie dies auch das Widmungsgedicht „An die Himmelskönigin" andeutet:

„In deinem Monat war's, in deinem Land, —
Das, glücklich, wußt' es noch sich dir geweiht,
Nun seufzt ob deiner Feinde Dreistigkeit —
Als heil'gen Freundes Wort mich überwand.

Er sprach: „Dem ew'gen Lichte zugewandt
Sing höhres Leben abwärts schaunder Zeit!"
„Ich, ungeübt, alt, ohn' Gelehrsamkeit?"
Drauf er: „In Schwachen stark ist Gottes Hand!

Stillemsig baun im Meere die Korallen,
Bis hoch, trotz Wogendrang, die Insel blaut:
Ans Werk auch du — doch wie ein Mensch: mit Beten!"
So ward ich, ihm gehorsam, zum Poeten.

Unter Freunden zählte Hlatky seine Jahre vom Zeitpunkt seiner Bekehrung an, weil ihm diese eine neue Jugend brachte in einer höheren Welt. Das Alter konnte also keinen Einwand bilden gegen die Inangriffnahme des großen Werkes. Die bisherige Uebung im Dichten wollte freilich nichts bedeuten, wenn es galt, die erhabenen inneren Gesichte, die machtvollen religiösen Erlebnisse im Worte zu verkörpern, aber schließlich drängte der gewaltige Eindruck zu gewaltigem Ausdruck. Schwerer fiel der Mangel an „Gelehrsamkeit", an gründlicher, scharfer theologischer Schulung in die Wage. Ohne diese Gelehrsamkeit wird das überquellende Gefühl stets in Gefahr sein, Schiefheiten vorzubringen, besonders in der freier sich ergehenden dichterischen Sprache. Auch da wurde Rat geschafft. Der Eisenbahningenieur studierte Theologie. Besonders eifrig vertiefte er sich in das „Lehrbuch der katholischen Dogmatik" von Dieringer und in die Monographien von Oswald. Damals lebte in Fünfkirchen Mátyás Florian, ein alter Gelehrter, der täglich von seiner einsamen Wohnung auf dem Berge herunterkam, um die 5½-Uhr-Messe zu hören. Er schloß sich von allem Verkehr möglichst ab, hatte jedoch Hlatky erlaubt, ihn zu besuchen, und konnte diesem reiche Aufschlüsse geben über die jüdische Engellehre. Einen besseren theologischen Berater als Dr. Gruber konnte der Dichter kaum finden. Durch ihn erhielten der hl. Augustin und der hl. Thomas von Aquin Einfluß auf den „Weltenmorgen". Hlatky hat beispielsweise Brauns „Kosmogonie" auf Grund einer Augustinischen Auffassung der Schöpfungstage meisterhaft verwertet, um die Wunder der Weltentwicklung als Engelsprüfung und als Zubereitung des Schauplatzes für das Menschheitsdrama darzustellen. Die Lehre des hl. Thomas von der Aufeinanderfolge der vegetativen, sensitiven, intellektiven Seele bei der Entwicklung des Menschen verwertete der Dichter bei der Darstellung der Schöpfung Adams. Ihn drängte es, immer tiefer in das Verständnis der übernatürlichen Wahrheiten einzudringen. Seine Probleme erörterte er gerne mit den Freunden. So weiß sich die Tochter seines Hausarztes zu erinnern, daß im Ordinationszimmer ihres Vaters Dr. Gruber, Hlatky und Papa eifrig theo-

logische Fragen besprachen. Kam er von tiefsinnigen Gesprächen, dann konnte er wieder voll Freude in den Himmel eines Kindesauges schauen, und er neckte die Kleinen, für die er stets was Süßes in der Tasche trug, mit allerhand Späßen.

Ein Grund- und Aufriß der Dichtung hatte sich bald in der Seele Hlatkys gestaltet. Die Durchführung der Einzelheiten vollzog sich je nach Gelegenheit, nach Maßgabe des Zuströmens tauglichen Materials und unter fortwährenden Umänderungen. Bald häuften sich die losen Zettel, die Beiträge enthielten, und die auf den Inspektionsreisen gemachten Aufzeichnungen im Merkbuche. Was der Dichter von Fünfkirchen mitnahm, war ein erster Entwurf.

Das Verhältnis zu den Vorgesetzten wurde aus dem schon früher angegebenen Grunde immer unerquicklicher und mit der Zeit ganz unhaltbar. Hlatky litt darunter sehr, fand aber Trost in seiner Glaubensüberzeugung, in der Liebe seiner Freunde, in der begonnenen Dichtung und in seinem Rosengarten. Er war in seine Rosen so verliebt, daß der ihm zur Dienstleistung zugeteilte Ingenieurassistent ihm manchmal die an die Direktion gerichteten fertigen Akten zum Unterschreiben in den Garten bringen mußte. Was mag die durch die Verhältnisse erzwungene Trennung von seinen Lieblingen dem Dichter gekostet haben? Im letzten Jahre vor der Pensionierung verkaufte er seinen ganzen Rosenbestand und nahm dafür soviel Geld ein, daß er eine Pilgerfahrt nach Padua, Loreto, Rom und Neapel unternehmen konnte. Warum der rüstige Mann verhältnismäßig so früh um die Pensionierung ansuchte? Er wollte sich der Arbeit nicht entziehen und wäre auch den Chikanen kaum gewichen, so nervenaufwühlend sie sein mochten, aber im Direktionszentrum trug man sich mit dem Plane, Hlatky, wenn irgend möglich, strafweise zu entlassen und ihn so des Ruhegehaltes verlustig zu machen. Bei dem nötigen guten oder vielmehr schlechten Willen ist es immerhin möglich, Kleinigkeiten aufzubauschen, Vorwände ausfindig zu machen, im äußersten Falle unausführbare Aufgaben zu stellen. Als Hlatky durch einen wohlgesinnten Kollegen bei der Budapester Betriebs-Direktion davon erfuhr, blieb ihm nichts übrig, als dem Schlag zuvorzukommen.

Auf die Erledigung des Pensionsgesuches folgte die Uebersiedlung nach Wien Anfangs November 1889. Zuerst bezog er dort eine Wohnung am Rennweg, schlug jedoch schon im Mai 1890 sein Heim in Penzing auf. Die Kooperatoren, mit denen er gleich vertraut war, führten ihn bei der von Berthold Egger, Weimar und Wiard Klopp in Hietzing gegründeten katholischen Tischgesellschaft ein. Aus vollem Verständnis schloß er sich mit wärmster Begeisterung der aufstrebenden christlich-sozialen Partei an. Er feierte ihre Ideale im Liede und manche seiner „Gedichte" zeigen uns, daß seine Fiedel wie die Eicherts auch zum wuchtigen Schlachtschwert wurde. Man

wählte ihn zum Vizepräsidenten der Tischgesellschaft, aus der sich später der politische Verein Hietzing entwickelte. Als Mandatar dieser Gesellschaft wollte er bei einer Konferenz einen Abänderungsantrag stellen, was Dr. Lueger nicht genehm war. Dieser machte einen Witz über den unbekannten, unaussprechlichen Namen des Antragstellers, der dann froh war, verschwinden zu können. Hlatky hat diese Beschämung dem großen Volksmann nicht nachgetragen, sondern ihn aufrichtig gefeiert, bis er Einzelnes nicht mehr zu begreifen vermochte. An den „Entenabenden" beteiligte er sich mit großer Freude.

Zum Politiker im landläufigen Sinn des Wortes war der offene, gerade Mann weniger geeignet. Das Kompromisseln war ihm immer und überall ein Greuel. Die parlamentarischen Scharmützel waren ihm als Weltanschauungskämpfe von Interesse. Wo dieser Gesichtspunkt in den Hintergrund trat, wurden sie ihm mehr oder minder gleichgültig. Das stille Wirken der Charitas war seinem Wesen weit sympathischer als die Schachzüge der Politiker und die Demonstrationen der Menge. Von der Arbeit in politischen Vereinen zog er sich denn auch bald zurück, blieb jedoch beharrlich ein tätiges gewissenhaftes Mitglied des Katholischen Schulvereines und des Vinzenzvereines. Was der Judenliberalismus und die Sozialdemokratie am armen Volke sündigen, sah er in der erschreckenden Leibes- und Seelennot, die sich ihm da eröffnete. Manch grimmiger und manch weherfüllter Vers in seinen „Gedichten" hat hier seinen Ursprung. Den Segen des Glaubens, des Gehorchens, eines patriarchalischen Verhältnisses von Dienstgeber und Arbeiter könnte er nicht so packend darstellen, hätte er nicht den Fluch des Unglaubens, der Zuchtlosigkeit, der Herzlosigkeit des Aktienkapitals unverhüllt geschaut. Wie für Fr. W. Weber war auch für ihn frommer Dienst „Die Blume des Lebens". Niemanden nahm er von diesem Dienste aus, am allerwenigsten die Höhergestellten, die Befehlenden. Die den pflichtvergessenen Obrigkeiten vermeinten Sprüchlein sind zischende Peitschenhiebe. Man lese nur beispielsweise den Vorgesang (3) zu „An der Schwelle des Gerichtes I", oder die Auslassungen Luzifers im gleichen Büchlein (S. 29—31). Die Szene, in der die Seele einer Gerichtsperson auftritt, ist veranlaßt durch die empörende gerichtliche Mißhandlung einer armen Malerin, die auch für ihren erblindeten Schwager den Unterhalt erwerben mußte. Die genußsüchtige bildungsstolze moderne Dame, deren blinder Egoismus das soziale Elend nicht sieht und die Pflichtenlosigkeit als Freiheit betrachtet, wird in einer weiteren Szene charakterisiert. Höhnend predigt Luzifer in teuflischem Uebermut:

„Die Freiheit ist die allerschwerste Kette.
Trotzdem verlangen sehr nach ihr die Menschen,
Doch keiner, der sie tragen will, verträgt sie,
Und keiner merkt, daß sie an mich, den größten
Despoten, den die Erde trägt, ihn bindet.

Und du, nach Weltlust hungernd, botest mir dich
Gar freundlich an, daß ich damit dich fessle,
Und als Verneinung überird'scher Ziele,
Der Pflichten gegen Gott umschlang sie dich.
Jetzt siehst die Wunden du, die sie gescheuert;
Und schaudernd fragst du dich, ob je sie heilen.
Und schaudernd siehst du jetzt an ihr mein Zeichen!
Und schaudernd fühlst du, wie sie dich hinabzieht.
Und schaudernd stehst du jetzt vor mir, dem du
Mit Lust gedient, und der, dich zu belohnen,
Mit heißer Lust dir seine Arme öffnet." (S. 58 f.)

Als barmherziger Samaritan fand Hlatky auf seinen Gängen nicht nur Wehvolles, Empörendes, sondern auch viel Tröstliches, Erhebendes. Uebernatürlicher Seelenadel, rührende Demut, heroische Gottergebenheit traten ihm in armen Lumpen entgegen. Er sah, wie die Religion durch ihre würdigen Vertreter die Nebel falscher Wissenschaft mit überirdischem Lichte zerteilte, wie sie trotz aller Anfeindungen reichsten Samen reinsten Glückes in die Herzen der Glücksenterbten streute, mochten diese auf der sozialen Leiter eine hohe oder eine niedrige Stufe einnehmen. Das Ergebnis dieser freudigen Erfahrungen ist die Einführung der „demütigen Seele" und der „Seele eines Jesuiten". Diese hochaktuellen, tiefernsten Dichtungen, die mit ihrer Treffsicherheit ihresgleichen suchen, waren indes bloß Nebenarbeiten. Das dichterische Lebenswerk blieb der „Weltenmorgen".

Der Dichter hat im „Weltenmorgen" den tiefsten, gewaltigsten Konflikt dramatisch bewältigt und uns dabei Himmel und Hölle so nahegerückt wie die Erde. Das Verhältnis von Schöpfer und Geschöpf deckt er uns auf bis in die feinsten Verzweigungen, sodaß das wunderbare Ineinanderweben von Natur und Uebernatur klar zutage tritt. Die Weltdissonanz und die Weltharmonie treffen mit Urgewalt das erstaunt aufhorchende Ohr und im Schicksal der Engel und der ersten Eltern schauen wir erschüttert alles, was die Menschen der Gegenwart zutiefst bewegt. Hätte eine so köstliche Frucht am Baume der Poesie so voll und zart ausreifen können im Rauch und Kohlenstaub der Eisenbahnstrecke Fünfkirchen-Barcs? Wir wollen also den Feinden Hlatkys danken, daß sie ihn nötigten zur nötigen Ruhe, oder besser, wir wollen der Vorsehung danken, die Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln pflückt.

In Wien hatte der Dichter Zeit, den im Drang der Arbeit fertiggestellten ersten Entwurf rastlos der Vollendung entgegenzuführen. Wenn der Kritiker des „Weltenmorgen" im „Literarischen Echo" „eine erstaunliche Fähigkeit, die letzten Abstraktionen sinnlich auszulösen" rühmen muß, so hat daran der eiserne Fleiß des Künstlers gewiß ebensoviel Anteil wie sein Genie. Hlatky selber hat seine Mühe stets sehr gering eingeschätzt und alles Verdienst der ihm gewordenen künstlerischen Inspiration

zugeschoben. Die Bitte Eicherts um ein „Literarisches Selbstporträt" für den „Gral" brachte ihn in Verlegenheit. Er konnte nicht begreifen, wie man viel Aufhebens machen könne von seiner künstlerischen Entwicklung. Bedeutsam — auch dichterisch — erschien ihm nur die Bekehrung, die Gnade, der Einfluß der Kirche. Am 3. Februar 1905 schrieb er mir: „ . . . Weil eben Fasching ist, sende ich Ihnen meine Versündigungen aus früheren Tagen . . . Mit 17 Jahren zum ersten Male verliebt, „dichtete" ich, nachdem ich bei Uz, Ramler, Gleim, Matthisson in die Schule gegangen, ihnen einige Liebesseufzer nach. Es waren nur wenige, denn mein kastalischer Quell sickerte nur spärlich. Natürlich gackerte ich sie meinen Freunden vor, und merkwürdigerweise lebt einer von ihnen noch . . . Er hat halt ein ruhiges Gemüt und ist von guten Eltern. Dann rührte sich meine Muse nicht bis 1856, wo ich die beiliegenden Diurnistenlieder verbrach, mit denen ich die „Fliegenden Blätter" glücklich machen wollte, die aber freundlichst dafür dankten. Im Jahre 1859 ermunterte sie, meine Muse, sich wieder und half mir in der ungarischen Sonne die „Pflocklieder" ausbrüten. Nach mehr als 10jähriger Pause raffte sie sich zum „Narrenabendprolog" auf und zu einem Gedichte, bei Gelegenheit der Abkonterfeiung einer Gruppe von Kollegen verfaßt, . . . worin ich jeden als ein Tier, mich als Kamel mit allerhand groben Anzüglichkeiten besang. Das war die ganze Ernte von fast 66 Jahren. Und dann kam der „Weltenmorgen". Doch nein, vorerst kam meine wunderbare Bekehrung und dann der „Weltenmorgen". Denn ohne jene hätte ich in solchem Alter wohl keine Zeile mehr geschrieben." Die Kirche war sein kastalischer Quell, aus dem er „auf den Knien" trank, und sich gesund, jung und reich trank. Er befeuchtete die blinden Augen der Seele mit dem heilenden Wasser:

„Ich sah, und die Wunder, die ich erschaute,
Konnte besingen mein Mund, der allem Hohen sonst stumm."

Eichert betitelte das Gedicht, das dieses Bekenntnis enthält, (S. Gral, II. Jahrg. S. 106) „Wunder", gegen die Absicht Hlatkys, der in diesem „Lit. Selbstporträt" sein Ich ganz in den Hintergrund treten ließ, um nur die Kirche als „Spieglerin hehrster Schönheit", als die machtvollste Anregerin der Kunst zu feiern. Hier ist mit andern Worten gesagt, daß der Dichter nach der Mahnung Grubers an's Werk ging „wie ein Mensch mit Beten". Daher kommt es, daß er „mit prachtvoller Inbrunst" („Lit. Echo") schildert. Jeder Leser fühlt, daß diese groß geschauten Bilder nur in innigfrommer Betrachtung sich so markant und lebendig gestalten konnten.

Das Sorgen des Dichters war, wie die Widmung besagt, der Reinsten zu gefallen, die der Menschentragödie die Wendung zum höchsten Glücke gab, in deren Schoß Gottheit und Menschheit — die durch die Sünde Entzweiten — den denkbar innigsten

Bund schlossen. Das Hervorheben der Stellung Mariä im Heilsplane hat den Tadel protestantischer Kritiker herausgefordert, was leicht vorauszusehen war. Der Künstler ließ die stolzen Engel an der gleichen Klippe scheitern.

Für den Verehrer eines Jeremias Gotthelf ist es selbstverständlich, daß er durch sein literarisches Schaffen auf das Lesepublikum wirken, es bessern wollte, daß er — horribile dictu — Tendenzen hatte. Darum schwebt ihm die Frage auf den Lippen: „Ob wer sich wohl an meinem Sang erbaut?“ Hlatky hatte ein starkes Bedürfnis, den Widerhall seines Singens in einem teilnehmenden Herzen zu vernehmen, um daran die Wirkung auf das Publikum erproben zu können. Der Dichter wäre bei seiner Riesenarbeit erlahmt, hätte sich nicht das rechte Echo eingestellt. Dieses wurde ihm — durch die Politik vermittelt. Nachdem W. Klopp in jener Tischgesellschaft von Hietzing mit Hlatky bekannt geworden war, stellte er den Dichter der Mutter vor. Hlatky wurde nun in der Familie heimisch. Dreimal in der Woche war er dort zu treffen. Bei der edlen, feinsinnigen Hofrätin fand er, was er so sehr bedurfte, verständnisvolle begeisterte Teilnahme an seinem dichterischen Schaffen, offenherzige Kritik und kongeniale Anregung. Was sie ihm war, sagt uns der „Vorgesang“ seines großen Streitgedichtes:

Wem bring' ich dar dies Streitgedicht?
Mein Dank sprach: Weih's einer Toten,
Die fromm es gefördert; doch nenn' sie nicht:
Ehrfürcht'ge Scheu hat's verboten.

Der Streit ist für Tote kein Angebind',
Auch wenn Verehrung es reichet;
Man hängt teure Namen nicht in den Wind,
Der über allerhand streichet.

Sie, die nun wandelt in seligen Au'n,
Sie hätt' es wohl angenommen —
Lebt heute ja Mut nur im Herzen der Frau'n,
Der christlichen, unbeklommen.

Sie hätte dem Kindlein, das sie betreut,
Den Segen nicht vorenthalten,
Den sie so reichlich im Leben gestreut;
Doch wer darf jetzt über ihn schalten?

So weih' ich es still ihr, die, selber nun still,
Einst meine Armut beraten:
Nicht trübt's ihr Gedenken, wenn allzu schrill
Und spitzig ein Verslein geraten.

(An der Schwelle des Gerichtes. I. S. 3—4.)

Frl. Agnes Klopp half in ihrer Art der Mutter. Wie sie den Dichter verstand, mag eine Stelle aus einem Briefe vom 14. November 1897 über den III. Teil des „Weltenmorgen“ zeigen, auf die Hlatky im Gespräch öfter zurückkam, weil es ihm so wohl tat, seine Absicht bezüglich der Figur des Abel so

tief erfaßt zu sehen: „Was mich besonders betrifft, so haben Sie mich diesmal ganz mit Ihrer Eva ausgesöhnt. Diese ernsten, edlen Züge des Schmerzes und der Buße bei aller zarten und liebenswürdigen, dabei ehrfurchtgebietenden Mütterlichkeit erinnern mich, ich kann's nicht anders sagen, an meine selige Mama. — Kain ist der vielleicht schon zu sehr ausgeprägte moderne Mensch im schlimmsten Sinne des Wortes. Abel nähert sich dem Schönsten, was ich mir hienieden denken kann, dem Ideal eines jungen Primizianten. — Lillith ist dagegen das mit frappanter Sachkenntnis und Treue geschilderte dumme junge Ding von heutzutage, nein, von jeder Zeit, das Weib nach der Erbsünde, wenn auch nicht selber bös, vor allem noch nicht listig und heuchlerisch . . . . Ihr Adam ist immer und überall so, wie er der Idee, die wir als Christen von ihm haben, durchaus entspricht. Man fühlt mit ihm den ganzen Druck der schweren Schuld. Und doch welche Würde! eben durch Schuldbewußtsein und Buße."

Agnes hatte brave, strebsame Mädchen um sich gesammelt — zum Teil einfache Fabriksmädchen — und sorgte in verschiedener Weise für eine religiös fundierte Weiterbildung. Unter ihrer Leitung spielten z. B. diese Mädchen Autos von Calderon so mustergiltig, daß hochgebildete Zuschauer vollkommen befriedigt, ja begeistert waren. „Das war Wasser auf meine Mühle" meinte Hlatky später. In diesem Kreise wurde sein Talent, Dichtungen anderer durch verständnisvolles Vorlesen so recht zur Geltung zu bringen, weidlich ausgenützt. Er selber wurde dabei mit hervorragenden katholischen Dichterwerken vertraut. Seine Bewunderung für Fr. W. Weber und E. Ringseis stammt aus dieser Zeit. „Die Romanzen vom Rosenkranz" von Brentano imponierten ihm, aber er fand darin „zuviel Poesie". Auch Literaturgeschichte wurde betrieben und so fanden die Abende bei Barducci hier nach langer Unterbrechung ihre Fortsetzung, freilich in anderer Richtung. Baumgartner's Studie über Joost van Vondel machte Hlatky auf den „Lucifer" aufmerksam und es drängte sich ihm die Frage auf, ob sein „Sturz der Engel" neben diesem hochgerühmten Drama bestehen könne. Er verschaffte sich das Buch und gab es der Hofrätin. Nachdem diese es gelesen, ermunterte sie ihn mit den Worten: „Herr Oberingenieur, der „Lucifer" wird Ihrem Werke nicht schaden. Vondel zieht den Himmel auf die Erde herab. Sie heben uns in den Himmel hinauf."

Unter den Männern aus der höchsten Geistesaristokratie, die im Hause Klopp verkehrten, waren einzelne, die eine ausgesprochene Neigung zur Poesie hatten, so z. B. Professor Gitlbauer und Maler Roltsch. Diese wurden von der Hofrätin beigezogen, wenn Hlatky Teile seiner Dichtung vorlas. Gitlbauer erzählte viel von Kralik und weckte dadurch in Hlatky den Wunsch, einen Mann von solcher Bedeutung kennen zu lernen. Wie unsere beiden Literaturgrößen bei einem Vortrag, den Konrad Pasch im Frühling des Jahres 1893 in der Leo-Gesell-

schaft über Calderon hielt, einander trafen, hat Kralik selber in seinem Essay „Eduard Hlatky" (s. Kultur, IV. Jahrg. S. 346 ff.) dargestellt. Kralik meint, daß sie „zufällig" zusammen zu sitzen kamen. Ich glaube, daß wir dies der Veranstaltung Gitlbauers zu danken haben. Hier wurde der Grund gelegt zu einer Freundschaft, deren Bedeutung für unsere Literatur wir noch kaum zu ermessen vermögen. Wird einst die Geschichte des Gralbundes geschrieben, dann kann der Historiker mit diesem Zusammentreffen beginnen.

Kralik erzählt: „Das wenigstens teilweise gemeinsame Arbeitsgebiet führte uns zusammen. Ich konnte bald darauf einer sehr wirkungsvollen Vorlesung seines Engelsturzes im Hause Onno Klopps beiwohnen. Und seitdem war ich Zeuge seiner weiteren Arbeit an der Trilogie, seines immerwährenden Feilens, Umarbeitens, Neudichtens bis zur Drucklegung des großartigen Werkes.

Uns verband dieselbe praktische Methode des Arbeitens. Wir wollten beide so viel wie möglich von einander lernen. Wir waren der Ueberzeugung, ein Kunstwerk müsse um so vollendeter werden, je mehr schöne, gute und wahre Dinge es im knappsten, angemessensten Rahmen enthalte, und diesen Gehalt suchten wir untereinander durch Mitteilung unserer Studien zu steigern. Es liegt im Charakter eines solchen Arbeitens, daß sich die Grenzlinien der beiderseitigen Gebiete verwischen. Aber unverwischt ist mir das Bewußtsein geblieben, daß ich meinem Mitarbeiter außer vielem andern den Hauptstoff meiner Lieder im Heiligen Geist und die Kenntnis der Katharina Emmerich verdanke. Unsere zweite gemeinsame Hauptmaxime war, daß die Form eines Kunstwerkes sich um so mehr der Vollendung nähern könne, wenn die kritische Mitarbeit Gleichstrebender ihm zugute komme. Darin war Hlatky von solcher Strenge, daß unser Freundschaftsbündnis nicht etwa durch zu viel, sondern durch zu wenig Kritik einst in die bedenklichste Gefahr kam. Denn als ich und meine Frau einmal nach wiederholter Vorlesung erklärten, wir wüßten nun absolut nichts mehr auszusetzen, nichts mehr zu raten und zu ändern, da blieb er grollend längere Zeit aus und er erklärte sich wegen eines so offenbaren Indifferentismus für beleidigt. Da hätten sich doch andere Freunde viel schöner und liebevoller benommen. Das ist der ganze Dichter! Ein Asket auch seinen Werken gegenüber."

Und doch hatte Kralik sein Amt bitter ernst genommen, gerade weil es sich hier um eine ungeahnte Bereicherung des katholischen Schrifttums handelte. Sein klarer Blick in die Gegenwart mit ihren durcheinanderwogenden Bestrebungen, sein tiefdringendes Verständnis für die vielgestaltigen Weltanschauungskämpfe, sein eigenes poetisches Schaffen, in dem die tiefsten Probleme nach Verkörperung rangen, seine umfassende Kenntnis der Weltliteratur, sowie sein vollkommen durchgebildeter ästhetischer Feinsinn prädestinierten unsern Kulturphilosophen zum Kritiker des

großartigen Werkes. Bei der ersten Vorlesung im Hause Klopp mag er sich in unbefangenem Genusse ganz dem überwältigenden Eindruck hingegeben haben. Später trat an die Stelle des begeisterten Genießens das umsichtige Vergleichen, das kaltblütige Wägen und Berechnen und zwar bis zu dem Grade, daß Hlatky sagen konnte: „Es war mir manchmal nach einer Vorlesung bei Kralik, als ob ich aus einem Eiskeller käme.“ Der große Dichter fühlte sich trotzdem oder gerade deshalb dem großen Kritiker „zu unendlichem Danke verpflichtet.“

Die im andauernden Ideenaustausch immer sich steigernde Hochachtung für den Freund führte Hlatky zu eingehender Beschäftigung mit den Werken Kraliks, und das Ergebnis dieses Studiums war ein Urteil, das in's Stammbuch des katholischen Publikums gehört:

Vor aller Augen wandelt dort ein Denker,
Hoch über all die Hochgepries'nen ragend
Und weit der Menschheit Gaue überschauend,
An dessen Wort — gesungen und gelehret —
Sich Enkelskinder noch erquicken werden.
Wohl wühlt er freilich nicht in kranker Not,
Im Schmutz des Elends, noch auch faselt er.
Denn alles, was er bietet, wuchs zum Licht
In keuscher Schönheit und gesunder Kraft.
Doch wer dort kennt ihn? will ihn anerkennen?
In seiner Heimat, im kathol'schen Land?

(S. An der Schwelle des Gerichtes. I. S. 49.)

Unersättlich im Lernen und Verbessern wollte Hlatky auch von andern Kritikern profitieren. Die wunderlichen Ratschläge, die dabei manchmal herauskamen, zeigten ihm, was er an der Hofrätin Klopp und an Herrn und Frau Kralik hatte.

Endlich mußte an die Veröffentlichung gedacht werden und es galt nun, einen Verleger zu finden. Eine Anfrage des Hofrates Onno Klopp wanderte nach P., und die Hoffnungen des Dichters wanderten mit. Gar bald kam die Enttäuschung, der kurze, kalte Bescheid, für ein solches Werk habe man keine Verwendung. Am 8. September 1893 richtete Hlatky an Herder die Bitte, das eingesandte Manuskript nicht ungelesen zurückzusenden. Herder antwortete sehr verbindlich, nachdem er das Gutachten der Dichterin E. Ringseis eingeholt hatte. Freilich, die Anerkennung der gewaltigen Größe des Ganzen ersparte dem Dichter nicht einen die Geduld schier zermürbenden Kampf um Einzelheiten. Bei diesem Kampfe hat der Weltenmorgen manches von seiner herben Ursprünglichkeit verloren, aber er hat auch vieles gewonnen. Hlatky fühlte sich der Dichterin zu innigem Danke verpflichtet, besonders für eine äußerst glückliche Anregung: „Ich kann mir nicht denken, daß die Aufgabe des ersten Menschenpaares (der Menschheit) im Paradies nur eine negative gewesen, ein Meiden der verbotenen Frucht, im Uebrigen nur ein dankbar seliges Genießen. Vielmehr glaube ich Jenen,

welche sagen, sie hätten auch eine positive Arbeitsaufgabe gehabt, freilich nicht eine knechtische im Schweiß des Angesichts, im Kampf mit Disteln und Dornen, Sorgen und Schmerzen, sondern in freudiger Entfaltung aller geistigen und leiblichen Kräfte. Eine solche Aufgabe wäre etwa das allmähliche Weiterstecken der Paradiesgrenzen, das Rückerobern der dem Satan verfallenen Erde, ein immer tieferes Sicheinleben in die Gedanken und Absichten Gottes mit der Erde und den Menschen, eine immer reichere Gnadenpflege und Geistesentfaltung. Wenn es dem Dichter gefiele, dem Menschenpaar eine solche Arbeitsaufgabe in Aussicht zu stellen — es braucht das nicht ausführlich zu geschehen —, so gäbe es ihrem ganzen Treiben eine kernigere Grundlage; den Leser könnte nicht das Gefühl beschleichen, daß trotz aller Herrlichkeit des Paradieses (deren Schilderung vielfach wunderschön ist) schließlich doch, wenn alles genügend durchstreift und bewundert worden, eine gewisse Langweile über Adam und Eva kommen könne . . ."

1896/97 erschien die erste Auflage und hatte einen ungewöhnlichen Rezensionserfolg hüben wie drüben. Das Publikum versagte. Erst 1902 konnte eine zweite Auflage veranstaltet werden, nachdem gerade vorher „An der Schwelle des Gerichtes" erschienen war.

Die „Gedichte" folgten erst 1904. Es wurde schon angedeutet, inwiefern diese Werke Persönlichkeitsdokumente sind, soweit sich dies nicht schon aus dem Inhalt ergibt. Bezüglich des „Weltenmorgen" läßt sich das am leichtesten zeigen, wenn man den Unterschied der zweiten Auflage von der ersten ins Auge faßt. Hierbei kann die herrliche Eingangsszene außer Betracht bleiben. Sie verdankt ihr Dasein einer Bemerkung Kreitens in den „Stimmen" und soll dem Publikum den Zugang zum Monumentalbau der Dichtung erleichtern. Durch die Umarbeitung hat das Ganze eine Stimmungsänderung erfahren, einen anderen Charakter erhalten. Ein Leser von hervorragendem Feinsinn wollte an den Verlag herantreten mit der Bitte, in weiteren Auflagen den ursprünglichen Text zu bieten. Die erste Auflage war ihm eine erhabene, erhebende Symphonie, die das Empfinden vollendeter seelischer Harmonie auslöste. In der zweiten Auflage blieb bei allem künstlerisch Schönen der Umarbeitung ein Rest von unaufgelöstem Weh und das tiefbange Ach, mit dem die Trilogie schließt, zitterte in der Seele lange nach.

Die zweite Auflage läßt die Tragik des Lebens, die Härte des sittlichen Kampfes, die verwirrende Macht des Bösen, die Zerstörungswut der Sünde viel stärker hervortreten. Sie läßt im großartigen Weltbild die Hölle — wenn man so sagen darf — ganz zu ihrem Rechte kommen. Woher dieser Unterschied? Die erste Auflage schrieb der Mann, der, von der Gnade gehoben und getragen, die Großstadt fragen durfte: Was hast du mir zu bieten? An der zweiten Auflage arbeitete der Mann, der mit müdem Schritt durch eine geistige Sandwüste waten mußte, umdroht von

den bösen Mächten der Vergangenheit, scheinbar von der Gnade verlassen, oft in tiefer geistiger Finsternis. Hlatky ging indes dem Heiland nicht bloß bis in den Abendmahlssaal nach, sondern auch auf Golgatha hinauf. Sein weiteres Leben war ein Schreiten auf dem königlichen Wege des Kreuzes unter fortwährenden beängstigenden Kämpfen. Die äußeren Schicksale waren unscheinbar, gleichförmig, das Dasein eines Pensionisten. Das Ringen der Seele um die höchsten Güter verdient festgehalten zu werden als ermunterndes Vorbild.

„Bete und arbeite!" war die Zauberformel, deren Anwendung ihm Stärke und Ausdauer lieh. Manche „Gedichte" sind Gebete. Andere konnten nur aus sinniger Betrachtung erwachsen. In tiefste Tiefen des Gebetslebens läßt uns vorab der erste Teil des „Weltenmorgen" blicken. Rührend ist es zu lesen, mit welchem Ernst Hlatky sich den Inhalt von Exerzitienvorträgen aufzeichnet und sich anmerkt, was er durch den Beitritt zu verschiedenen Bruderschaften auf sich nimmt. Täglich, ja stündlich will er danken für das Glück, daß Gott ihn katholisch werden ließ. Tief prägt er sich ein: „Das Werk, das du nicht Gott zuliebe tust, mag es noch so gut sein, ist keine Saat für die Ewigkeit." Viele erbauten sich an ihm, wenn sie sahen, wie er bei der hl. Messe versunken war in das, was am Altare vorging. Sein „Meßbuch der hl. Kirche" von Schott war ganz abgegriffen. Die Blätter hielten nicht mehr zusammen. Bei der Lesung des hl. Evangeliums vor der Predigt war Hlatky manchmal so ergriffen, daß ihm die Tränen kamen. Lange Jahre ging er zweimal bis dreimal wöchentlich zur hl. Kommunion. Die Versetzung seines hochverehrten Seelenführers P. Medits, sowie der Umstand, daß er an Schlaflosigkeit litt und oft erst gegen Morgen einschlummern konnte, endlich ein Uebel, das ihn vormittags stundenlang zu Hause hielt, brachten seit 1898 hierin eine Aenderung. Den Abendsegen am Samstag hat er ohne dringenden Grund nie versäumt. Da er in der Krankheit nicht die Maiandacht besuchen konnte, behalf er sich zu Hause mit einem Gebetbüchlein. Auf seinen Gängen durch die Stadt sowie bei seinen Tramfahrten betete er. In den letzten Jahren hat er täglich wenigstens drei Rosenkränze gebetet. Einmal bemerkte er, es sei doch etwas Wunderbares um die von der Kirche angeordneten Gebete, die immer neu erscheinen, so oft man sie verrichte. An seinem Rosenkranz habe er nie genug, während man sich an den Werken der größten Dichter mit der Zeit so ersättige, daß man gar nicht mehr daran gehen möge.

Von Penzing übersiedelte Hlatky im Jahre 1898 in ein Arbeiterhaus, Falberstraße 110. Trotz des Ruhestandes hatte er ein gutes Recht, unter den Arbeitern zu wohnen. Seine Frau blieb geistesgestört und er widmete ihr die zarteste Sorge. Als er in trüber Zeit dazu genötigt worden war, sie in die Landesirrenanstalt zu geben, holte er sie so bald als möglich wieder zurück und pflegte sie bis zu ihrem Tode (3. Aug. 1909). Der Er-

wartung eines Weltenmittags und Weltenabends begegnete er mit einem Hinweis auf die hindernden Umstände und betonte zum Schlusse, wie schwer es sei, „besonders wenn keine Frau die Wirtschaft führt und der Mann, statt Weltenflüge zu machen, sich um jede kleinste Kleinigkeit kümmern muß. Anderseits muß ich freilich gestehen, daß ich ohne diese und andere Bitternisse nie den Weg zur Kirche gefunden hätte, also auch nie Gelegenheit, mich mit ihrem Geist zu erfüllen." (Brief vom 28. Jänner 1903.) In einem anderen Briefe vom 2. April 1906 geht der Dichter launig auf einzelne Besorgungen ein, die ihm obliegen, weil die Frau krank ist. „Kann man mit zerbrochenem Kopf arbeiten? Nicht wahr, nein! Und so geht es mir, der ich Tag für Tag mir den Kopf zerbrechen muß, ob's heute beim Wirte Kraut oder Rüben, Kälberfuß oder Gselchtes oder wie gewöhnlich nur hartes Kuhfleisch gibt, ob die Bedienerin nicht auf die Semmeln vergessen und ob sie Kerzen gebracht hat. Und bei meinen Abendspaziergängen: ob ich heute um 10 Kreuzer Schinken oder Salami; ob um 6 Kreuzer Schweizerkäs oder zwei Quargeln; ob ich ein Stückchen Mohnstrudel um 5 Kreuzer vom Getreidemarkt oder einen 10 Kreuzer-Gugelhupf von Mariahilf oder von Meidling nach Haus bringen soll, auf daß meine Frau zufrieden sei. Und da soll man dichten? Mit Wurst und Quargeln beladen sich auf den Pegasus setzen? Der müßte ja mit allen Vieren ausschlagen und mich in den wohlverdienten Ruhestand versetzen. Und wo sind die andern Besorgungen? Gemischtes Vogelfutter, dann Hanf, Sonnenblumenkörner und Feigen für unsere Vögel? Hanf jeden dritten Tag, denn sie (die Frau) sucht nur die großen Körner aus, das andere wirft sie weg. Das Schrecklichste aber ist für meine Frau Schuhe kaufen. Die Geschäfte, die solche Schuhe haben, wie sie meiner Frau genehm sind, befinden sich weit von uns und senden keine zur Auswahl. Da heißt es, ein oder zwei Paare mitnehmen und — was das Regelmäßige ist — sie wieder zurücktragen, worüber die Herren Schuster Riesenfreuden haben und in der Regel mich bitten, ja wieder bei ihnen vorzusprechen. Im letzten Herbst war ich sechsmal bei einem einzigen Schuster, bis ich endlich ein Paar nach Hause brachte, das nach meiner innersten Ueberzeugung allen feinsten Anforderungen entsprach, ihr aber trotzdem natürlich nicht recht war. Da wurde ich hart und — ging um keine anderen mehr. Dann ließ sie die Schuhe monatelang liegen, jammernd, daß ich mich um sie gar nicht kümmere. Endlich, nachdem ihre alten Schuhe untragbar geworden, zwang sie die Not, in die neuen hineinzuschlüpfen, die ihr jetzt merkwürdigerweise wie angegossen paßten. Und da soll man an einen Weltenabend denken! Den letzten Schuster aber sollte man, wenn auch nicht selig, doch heilig sprechen." Die Arbeit hätte dem nicht sehr praktischen Dichter über den Kopf wachsen müssen, wäre nicht die Schwiegertochter Tag für Tag aus der Reinlgasse im XIII. Bezirk herübergekommen, um mit kluger Umsicht und immer glei-

cher Aufopferung nach dem Rechten zu sehen. Er hat dies dankbaren Sinnes öfters betont.

So kam es, daß nicht seine ganze Zeit von den kleinen Sorgen des Alltags mit Beschlag belegt wurde. Zur Ausführung der Pläne für den Weltenabend kam es nicht. Einen Weltenmittag zu schreiben, lehnte er von vornherein ab: „Ein Weltenmittag scheint mir unmöglich. Wer kann in die Sonne schauen? Man müßte nur das von ihr Erleuchtete zeigen, denn die Person Christi auftreten lassen, hieße doch nur das Evangelium verwässern oder verzerren. Da läßt sich nichts weg und nichts hinzutun. Jesus, der selber alle Poesie ist, ist kein Gegenstand der Poesie. Wer wird die Sonne mit einem armseligen irdischen Stümpfchen beleuchten wollen." (Brief vom 25. Nov. 1904.) Gerne brachte der reife, überlegene Geist seine Weisheit in kernigen Sprüchen zum Ausdruck. Festprologe und andere Gelegenheitsgedichte entstanden. Am reichsten sprühte es, wenn die Kampfader schwoll. Mancher Vers dankt dem Drängen des Direktor Moser sein Dasein. Ein zweites Bändchen „An der Schwelle des Gerichts" ging der Vollendung entgegen. Die Satire Luzifers wandte sich hier am schärfsten gegen einen Abfallspastor, gegen einen ungarischen Bischof, der religiöse Rücksichten gegen die nationalen in den Hintergrund treten ließ, und gegen einen entarteten österreichischen Adeligen. Hlatky schrieb eine Novelle, in der die Sehnsucht nach der Kindheit zum Ausdruck kommt. Er arbeitete lange an einem Erziehungsroman. Wie kann man den Heranwachsenden so lange als möglich die unschuldige selige Jugend erhalten? war das Problem desselben. Der Dichter schrieb auch viel an seinem Tagebuch. Bis auf einige Gedichte muß er all das kurz vor dem Tode vernichtet haben. In den nachgelassenen Papieren fand sich davon nichts.

Erlahmte die hervorbringende Kraft, dann suchte er aufzunehmen. Er hat im Laufe der Jahre sehr viel gelesen und sprach sich gerne darüber aus, wobei es auch wohl Funken gab, wenn man seiner Ansicht entgegentrat. Mit dem „Fegfeuer" und dem „Paradies" von Dante wußte er nichts anzufangen. Die Droste konnte er nicht vertragen. Eichendorffs Novellen erschienen ihm „knochenlos". Die Lieder entzückten ihn immer. „Ich kenne keinen Lyriker, der ihm nur nahe käme." Bezüglich des Alten von Weimar stellte er fest: „Goethe sagt meiner Seele nichts." Von Kralik sagten ihm „Die Lieder im hl. Geist" am meisten zu und der I. Teil des Götter- und Heldenbuches. „Bei Domanig ist alles so kernig und gesund." Sein Lieblingsschriftsteller blieb bis zum Ende Jeremias Gotthelf. Gleich einem Hieronymus klagte Hlatky über seine lebhafte Einbildungskraft. Als Greis brach er manchmal die Lektüre ab, weil ihm eine Schilderung bedenklich erschien. Seine Gedichte zeigen uns, daß er sich gerne in Heiligenleben vertiefte. Das Hofbauerbuch von Bauchinger machte ihm eine besondere Freude. Als er versucht wurde, ein Vorwort zum Le-

bensbilde der Mutter Barat zu schreiben, kam er eines Tages mit ein paar Zetteln, auf denen er sich Gedanken dazu angemerkt hatte, und ersuchte mich, ihm bei der Stilisierung zu helfen. Er hat den Entwurf nicht hergegeben zum Drucke. Als Spiegel seiner Gesinnung mag er hier einen Platz finden:

„Wer nach Büchern der Weisheit und Schönheit sucht, soll ja nicht vorübergehen an der Biographie der seligen Sophie Barat. Aller Verstand der Philosophen, alle Kunst der größten Meister verblaßt vor der Weisheit und Schönheit und sittlichen Größe eines Lebens, das für die Welt zum überreichen Lichtherd geworden, weil es — der Torheit der Welt enthoben — in den Glanz Gottes getaucht war.

Wenn anders der wahre Adel in der Opfergesinnung für das Gesamtwohl besteht, dann mögen die Großen der Erde ihre Wappenbanner demütig senken vor der schlichten Frau, die ihr Leben lang auf sich selbst vergaß und dem höchsten Herrn zum Wohle des Nächsten lebte. Die Helden, die zerstörend durch die Reiche zogen, mögen sich neigen vor dem Heldentum, das die Welt in sich selbst vollkommen überwand, die Huld Gottes eroberte und Tag für Tag in rastloser, mit Schimpf und Verleumdung belohnter Arbeit belebende Gnadenquellen in Seelenwüsten leitete, wo der ewige Tod sein Zepter schwang. Was ist alle Zartheit und Erhabenheit der berühmtesten Schöpfungen der Kunst gegen den göttlichen Schimmer, der dieses Leben durchstrahlt und das Gemüt des empfänglichen Beschauers im Innersten ergreift, erhebt, entzückt. Und wenn in schweren Stunden die menschliche Klügelei eines Seneca und Epictet, eines Kant und Fichte kläglich versagt, dann wird einer von den vielen Sprüchen überirdischer Weisheit aus dem Munde der Seligen dich wunderbar trösten und aufrichten. Ein Blick auf die übermenschliche Leidenskraft der zarten Dulderin wird dich anfeuern und das Vertrauen auf ihre Fürbitte wird dich nimmer ermatten lassen.

Nimm und lies! Das sagt dir nicht eine fromme Nonne, die von Jugend auf sich ängstlich gehütet hat, einen Blick in die Irrgärten weltlicher Literatur zu werfen, sondern ein armer Sünder, der diese Gärten ohne Wahl jahrelang nach immer neuen Enttäuschungen durchstreift hat, der aber sein Leben lang dankbar sein wird für die reinen Freuden, die er aus diesem Buche geschöpft hat."

Der „arme Sünder" hatte indes viel Verwandtes mit der bewunderten Heldin. Man erinnere sich nur an die Erziehungsweisheit im Weltenmorgen und in den Gedichten. Als eifriger Vinzenzbruder hat Hlatky manches Weh gelindert. Vor allem war er besorgt, die Seelen zu heilen, denn er wußte, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebe. Wo er helfen konnte, hatte er eine offene Hand. Das war bei seiner kleinen Pension nur möglich, weil er sich aufs Aeußerste einschränkte. Den Schmuck

seiner schmalen Wohnung bildeten ein paar alte Bilder und Photographien von Verwandten und Freunden. Das primitive Büchergestell barg zumeist beim Antiquar gekaufte Werke. Die Kost war oft mehr als frugal. Speisen, über welche Arbeiter im Spital schimpften, kamen ihm köstlich vor. An seinen Kleidern hätte die Armutsliebe des hl. Franziskus sich erbaut. „Er ist ganz arm gestorben. Nichts hinterließ er, als ein paar wurmstichige Möbelstücke, die kein Tandler mehr nehmen wollte."

Wer so lebt, kann selbstlos die ganze Persönlichkeit für hohe Ideale einsetzen. Und das hat Hlatky getan. „Hlatky ist fanatisch religiös — und ist jeder Ausrede feind" meinte von ihm ein Weltkind. Mit offenem, furchtlosem Worte trat er für die katholische Sache ein. Wo er die Interessen der Kirche verletzt oder vernachlässigt glaubte, flammte seine Prophetennatur — auch Freunden gegenüber — im Zorn auf. Die Waschlappigkeit, die sich als Objektivität gibt, konnte er nicht vertragen. Bei einer Gelegenheit, da er derartiges zu bemerken glaubte, äußerte er unmutig: „Unsere jungen Leute haben statt des Blutes Kaffeeabsud in den Adern." Auch seine Dichtungen zeigen, daß er den lauen Engeln und den von Klingsor Betörten nichts ersparte. Bissige Verse widmete er dem Hofburgtheater und der Universität. Begeistert kämpfte der Dichter für die Autorität, aber er verlangte von ihr auch, daß sie sich selber schütze durch entschiedenen Schutz des Glaubens, so z. B. im Vorgesang zu „An der Schwelle des Gerichtes". In der katholischen Literaturbewegung war er ein verschärfender Faktor. Die Arbeit war für diesen Ruheständler eine köstliche Arznei in seinen inneren Leiden.

Und seine Erholung? Konnte er nicht arbeiten, dann beschäftigte er sich mit Vögeln und Blumen und Ansichtskarten, um seiner regen Phantasie eine Ablenkung zu bieten, oder er gönnte sich den Besuch eines Freundes. Neben den Gralbündlern kamen Dr. Schnürer, Dr. Scheimpflug, Major Maly, sein ehemaliger Mitschüler, und in den letzten Jahren Dr. Obermaier in Betracht. Letzteren besuchte er jede Woche einmal und die Zeit, die er mit diesem Freunde zubrachte, war für ihn eine Wohltat ersten Ranges. War es ihm möglich, dann suchte er den Klosterfrieden auf und manches Kloster schätzte sich glücklich, den lieben Gast zu beherbergen. Im Juni 1905 vermittelten ihm Freunde einen Abstecher nach Brünn, wo er von treuen Verehrern in herzlichster Weise gefeiert wurde. Alte Erinnerungen frischten sich auf:

Weinend geh' ich durch die Gassen,
Wo als Knab ich rumgesprungen,
Weinend grüß ich Hügel, Täler,
Wo als Jüngling ich gesungen.

Was noch such ich in den Gassen?
Lange bin ich ausgeblieben!
Keiner lebt mehr, den ich kannte,
Keiner lebt mehr meiner Lieben.

Vor dem jetzt fremden Heim faßt es ihn beim Gedanken an Vater und Mutter:

Was gäb ich drum, könnt jetzt ich Beiden
Die Hände küssen weinend stumm!
Mit Kindersinn mein Auge weiden
An ihrem Bild — was gäb ich drum!

Von Brünn ging er nach Tirol. Ueber diese Reise schreibt der Dichter an P. Innerkofler: „Ich melde gehorsamst, daß ich von meiner vorgeschriebenen Tiroler Reise glücklich wieder zu Hause angelangt bin. Viel Schönes, ja Wunderbares habe ich gesehen, viele gute und bedeutende Menschen kennen gelernt. Ich war in Leoben (1 Tag), in Mautern (3 Tage), in Friesach (2 Stunden), in Villach (1 Nacht), in Bozen (½ Tag), in Kaltern und auf der Mendel (1 Tag), in Gries (1 Tag), in Innsbruck (1 Tag) und schließlich in Brandenberg, einem Gebirgsdorfe bei Rattenberg (3 Tage), wohin mich ein Kaplan Namens J. J. Braun schon vor längerer Zeit eingeladen. In Friesach traf ich zufällig Msgr. Klimsch, in Bozen besuchte ich Frl. von Zallinger, in Kaltern Baronin Buol, in Gries Reimmichl, mit dem ich mich bald ganz verstand, in Innsbruck den prächtigen P. Fidelis v. Scala und den gemütlichen Bruder Willram. Dort begegnete ich auch zufällig Frl. v. Görres, die mich zu einer Tochter Führichs und zu Pastor führte, den ich aber leider nicht zu Hause antraf. Und das alles verdanke ich Ihnen. Möge es Ihnen der liebe Gott vergelten."

Solche kleine Ferienreisen gab es öfter, wenn der Dichter sich auf einige Tage von Hause abschrauben konnte. Da mußte auf den Monatsanfang Rücksicht genommen werden, der die Pension brachte, „denn was ist der Mensch ohne Pension? Ich frage!" Solange die Frau lebte, stand die Sorge im Wege, ob sie wohl recht betreut werden könne in seiner Abwesenheit. War das sichergestellt, dann stellte die Fahrt nicht allzu hohe Anforderungen an die Geldtasche des Eisenbahners. Am Ziele warteten Verehrer und Freunde auf den Dichter, der ein heiterer Gesellschafter war und im gewöhnlichen Verkehre nichts von den Kämpfen ahnen ließ, die in seinem Herzen zum Austrag kamen. Kaum drei Monate vor seiner Todeskrankheit war er bei dem befreundeten Ingenieur Adolf Brzesky zum Abendessen, ließ sich dann ungarische Lieder auf der Geige vorspielen und „sang dazu, aber mit wieviel Elan! Dann setzte er mit wehmütigem Lächeln hinzu: ‚Ja, ja, so klang's im Ungarland, und schön war's, denn wir waren noch jung, — wo sind die Zeiten!'" „Mich wundert, daß ich im Alter, das sonst doch immer einsamer wird, so viele Freunde gefunden habe," äußerte er einmal. Im Zusammenhange damit kam es zur Bemerkung, die trefflichsten Menschen gingen oft ohne gegenseitiges Verständnis durch das Leben, und selbst im Gespräch mit den liebsten Freunden könne man „auf tote Tasten greifen." Gerade in solchen

Fällen gelang es der Anregungskraft Hlatkys oft, einen lebhaften Meinungsaustausch in Fluß zu bringen.

Wie ein Kind genoß unser Dichter die Natur. Sie war ihm stets neu, überraschend, herrlich, wie wenn er sie zum erstenmal erblickt hätte. Sein Auge hing entzückt an Bergesformen und Baumgruppen, versenkte sich in das Farbenspiel des Abendhimmels und verlor sich in der Sternenwelt. Allen fiel seine Liebe zu den Blumen auf:

„Jede Blume ist ein Wunder,
Jede eine Wunderblume."

Dem stillen Beobachter Hlatky wurde der Weltenmorgen zu einer höchst persönlichen Dichtung. Lebte in dem Greis, der sich mit leuchtenden Blicken einen Blumenstrauß pflückte, nicht die Naturfreude der Lillith? Sah man tiefer, dann wurde der mystische Einschlag der Naturseligkeit sichtbar und man wandelte mit dem Sänger „Im Paradiese", wo der Herr erschien. Das Hingebende, Zarte, Feine der Eva, das in der Dichterseele lag, kam zum Vorschein. Aus mündlichen wie aus brieflichen Mitteilungen geht hervor, daß viele in der Gegenwart Hlatkys von Ehrfurcht ergriffen wurden. Sie fühlten, daß der überaus bescheidene Mann eine unsichtbare Krone trage, etwas von der Patriarchenwürde seines Adam. Die Angst der ersten Eltern über das Nachwirken ihrer Schuld ist aus dem Innersten des Dichters geholt.

Eduard Hlatky jun. schreibt über den Vater nach dessen Tode: „War vor 36 Jahren und früher realistisch. Im Jahre 1873 stellte er mit seinem Kollegen Rommel in der Wiener Weltausstellung eines der ersten elektrischen Distanzsignale und ein elektrisches Glockenläutewerk aus. Sie bekamen dafür das Ehrendiplom. Später war er Blumen-, aber besonders Rosenfreund. Er stellte von seiner ziemlich großen Zucht welche in Budapest und Deutschland aus. Hierfür erhielt er ein Ehrendiplom, und ein Gärtner in Deutschland benannte eine Georgine, ein zweiter eine Nelke nach seinem Namen." (Brief vom 24. März 1913.) Kain erinnert mit seiner Unrast, die Naturkräfte zu unterjochen, die das Fragen zu seiner Seele Atemholen macht und ihn zur Geringschätzung der Offenbarung, ja zum Hohn wider sie verleitet, an den Hlatky vor der Bekehrung. Der Haß des Dichters wider das Kulturfieber, das die edelsten Kräfte verzehrt, wider den hastenden Industrialismus, der verhöllten Dunst und Blitz in den Adern trägt, hat hier seine Wurzeln. Abel, der sich um das Irdische wenig kümmert, vor allem die eigene Natur beherrschen will, betet, opfert, mit dem Einsatz des Lebens für die Rechte Gottes einsteht — wer wüßte ein besseres Bild für das Streben des bekehrten Sängers?

Trotz dieser idealen Lebensrichtung war sein Herz von der zweiten Hälfte der neunziger Jahre an oft und lange ein von

Staubwolken umhüllter Kampfplatz. Wer seine Gedichte und die Vorgesänge zu „An der Schwelle des Gerichtes“ aufmerksam gelesen hat, erfährt damit nichts Neues. Im Weltenmorgen hat der Dichter durch das Gemälde der Hölle den Abgrund dargestellt, zu dem sein Herz geworden wäre ohne das Erbarmen Gottes. Wohl zu beachten ist, daß er im Verhältnis der drei Höllenfürsten zueinander das Seelenleben des Sünders ins Riesige zeichnet. Luzifer ist das wider Gott aufrührerische Gemüt, das stolz seine Ohnmacht zur Allmacht, sein Nichts zur Göttlichkeit aufdonnern möchte. Belial ist der des übernatürlichen Lichtes beraubte Verstand, dessen Fackeln nur Blendeblitze werfen. Er herrscht in eisigen Regionen, wo jedes warme Leben erstirbt. Asasel ist der blinde, maßlose Wille, der von der Leidenschaft fortgerissen, durch seine Glut nur versengt, zerstört. Bloß gegen Gott sind sie eins. Untereinander sind sie in stetem Kampfe. Keiner will dem andern zu Diensten, jeder will der Höchste sein. Luzifer läßt Belial absichtlich die Fackeln verstümmeln. Er macht ihn zum Skeptiker. Die Stümpfe reißen schlimmere Wunden. Luzifer verweibt den Asasel. Er nimmt dem Willen, der Leidenschaft die Entschiedenheit. Charakteristisch ist, daß gerade der Zeremonienteufel die beiden Höllenfürsten in die Folterkammer bringen muß. Verstand und Wille werden verkrüppelt durch unnatürliche, vom Stolze vorgeschriebene Förmlichkeiten. Uebrigens ist Luzifer bereit, gelegentlich — aus Stolz natürlich — den Zeremonienteufel dem Belial, dem beißenden Hohn, der Satire, oder dem Asasel, der alles durchbrechenden Leidenschaft, preiszugeben. Belial hat recht, wenn er Asasel gegenüber die drei Höllenobersten bezeichnet als:

Entdreite drei, voll Hinterhaltigkeit,
Ein Hohnbild göttlicher Dreifaltigkeit.
Und weil dort sieben stehn vor Gottes Thron,
Davon vor jeder göttlichen Person
Der größten Tugenden ein größter Held,
Hat Luzifer auch sieben aufgestellt:
Vor ihm bläht Hoffart sich, vor mir schielt Neid,
Vor dir, der Giftglut, zündelt Unkeuschheit.
Die andern vier, die gähnen rings herum:
Das ist der Hölle Sanktuarium!

Bedenkt man, was große Heilige von ihrer Sündhaftigkeit sagten, dann wird man es nicht befremdlich finden, wenn Hlatky in Seelenfinsternissen dies für ein Bild seines Innern hielt, nur daß ein tröstender Schimmer von Gottvertrauen hellend darüber lag: „Zwar erhoffe ich noch Hilfe vom Himmel, den zu lieben ich ja nie aufgehört habe, aber täglich werde ich weiter hinausgetrieben, oder — vielleicht bin ich doch näher dem Ufer als ich denke. Gott gebe es!“ (Brief vom 22. Mai 1901.)

Dem Dichter kam das Weinen, als er die Gedichte der Greifenstein las: „Vorüber“ und „Es ist ja nur für eine Nacht“. Kam

seine Seele in der Wüste, durch die Gott sie führte, zu den seltenen Oasen, dann klang in seinen Erhebungen allerdings wieder das selige Lied der treu gebliebenen Engel.

Der Ausklang seiner „Gedichte", das ans Herz greifende „Still sterben", wird so erst ganz verstanden. Hlatky begrüßte die Krankheiten, die Vorboten des Todes. Anzeichen der Herzentartung zeigten sich schon Ende 1910. Der Doktor sagte lakonisch: „Das Alter". Dann und wann suchte der Leidende sich aufzufrischen durch einen Besuch bei den Redemptoristen in Katzelsdorf. So auch am 9. Juli 1912. Das Gespräch drehte sich um den Tod und verschiedene Sterbefälle. Abends wurde der Zustand Hlatkys besorgniserregend und er verlangte die hl. Sterbesakramente. Er erholte sich rasch und am 12. Juli konnte man ihn nach Wien zurückbringen. Am 17. August kam er wieder. Ein Pater mußte ihm helfen, im Weltenmorgen die Aenderungen einzutragen, die er noch anbringen wollte. Im Bessern war er unermüdlich, aber nach der 2. Auflage betraf es nur noch Nebensächliches. Er hatte schlaflose Nächte und so wollte er am 21. August zurück nach Wien. Auf der Fahrt nach Wiener-Neustadt meinte er bei Betrachtung der Gegend: „Die Welt ist schön, aber ich scheide doch gerne von ihr. Ich kann mich bei meinem Zustand nicht in die Zeiten der innigsten Gottesliebe zurückversetzen, was ich doch sollte. In dieser Abgestumpftheit fühle ich mich unnütz, ist das Leben leer." — Sein Befinden verschlimmerte sich und er kam in das Elisabethspital, wo ihm die entsprechende Pflege zugewendet werden konnte. Im Krankensaal war neben anderen ein Sozialdemokrat untergebracht, der „Religionsunterricht erteilte". Das konnte Hlatky nicht ertragen und er ließ sich in die Wohnung zurückbringen, wenn er dort auch auf die Vorteile des Spitals verzichten mußte. Bald ergab sich die Notwendigkeit, ihn wieder der Spitalspflege zu übergeben. Er fühlte sich dabei wohl: „Ich bin hier so gut aufgehoben wie nirgends besser." (Karte vom 14. Nov. 1912.) Freunde — besonders Domanig und Frau M. Kralik — besuchten ihn oft und hätten es ihm ermöglicht, in eine höhere Klasse gebracht zu werden. Er bestimmte die Summe zu anderem und blieb in der dritten Klasse unter den Armen. Er war ja gewohnt, außergewöhnliche Einnahmen, wie Honorare, den Preis der Würzburger Universität, den Landesautorenpreis, die Ehrengabe des Unterrichtsministeriums, nicht zu einer Besserung seiner Lebenshaltung zu verwenden. Mit voller Ruhe erwartete er das letzte Stündlein. Von der Welt verlangte er nichts mehr. Seine Gedanken eilten ihm ins Jenseits voraus zum liebevollen Herzen Jesu. Am 21. Februar 1913 um 6 Uhr früh kam der Tod als Gratulant zu seinem 80. Geburtstag. Sonntag, den 23. Februar, nachmittags, trug man die Leiche in schlichtem Zuge hinaus auf den Baumgartner Friedhof und am offenen Grabe sprach Professor Neumair das Gelöbnis: „Eduard Hlatky! Dein Jugendmut, deine Ueberzeugungskraft und Treue, der Vollgehalt deiner ewigen Ideen wird uns immer vor Augen schweben und

wir werden von dir singen und sprechen, solang wir Atem haben. Wir übernehmen die Sorge für die weitere Wirkungskraft deines Weltenmorgens."

Dr. Obermaier, der in der Lage war, sich ganz in die Eigenart des Dichters einzuleben, schrieb mir: „Hlatky hat wie ein Heiliger gelebt." Ein solches Leben ist der beste Kommentar zur gewaltigen religiösen Dichtung des berühmten Toten.

Das beste Buch der Jetztzeit zur Verteidigung der katholischen Religion.

Ausgezeichnet durch ein Breve Papst Leo XIII. und approbiert durch Kardinal Langenieux, Erzbischof von Reims:

Christliche Apologetik

Von Monsignore E. Cauly, Apostolischer Protonotar und Generalvikar.

Preis bei portofreier Zusendung Mark 4.70.

Nach der achten Auflage des Französischen übertragen von Alexandrine Freiin von Landsberg-Velen.

Aus dem Vorwort:

Im allgemeinen läßt man dem Christentum noch die Gerechtigkeit widerfahren, daß man es als die vollkommenste Religion anerkennt, welche jemals auf Erden existierte. Seine Lehren über Gott, über die menschliche Seele, über das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer sind in der Tat unendlich erhabener als alles, was die heidnische Weisheit ersinnen und lehren konnte. Allgemein wird die Sittenlehre des Christentums als die reinste anerkannt, und man gibt zu, daß die Welt ein wunderbares Schauspiel von Eintracht, Unschuld und Tugend bieten würde, wenn alle Menschen sie getreu befolgten.

In unseren Tagen finden wir neben aufrichtiger, ehrlicher Bewunderung eine neue Art des Widerspruchs. Es ist nicht mehr ein einzelner Punkt, über den man streitet, wie in den Zeiten der alten Irrlehren, selbst der Grundsatz der kirchlichen Autorität ist es nicht mehr, was man angreift, wie zur Zeit des Protestantismus; der Feind von heute ist vielmehr der Menschengeist selbst, welcher stolz auf seine Fortschritte und Entdeckungen jetzt alles selbst beurteilen und seiner eigenen Beurteilung unterwerfen will.

Die erste Folge dessen ist die Leugnung aller Geheimnisse des Christentums unter dem Gesichtspunkt, daß sie dem Lichte des Verstandes widersprechen, welches Gott selbst uns gegeben hat.

Man stellt ferner den gebildeten Kreisen die Unveränderlichkeit der alten Glaubenssätze inmitten des modernen wissenschaftlichen Fortschritts als ein Zeichen eines nahen Verfalles dar.

Gegenüber dem Vorgehen unserer Zeit scheint es nicht mehr ausreichend, bloß die göttliche Wahrheit des Christentums und der katholischen Kirche positiv zu beweisen, sondern es ist auch eine Zurückweisung der Angriffe dringend erforderlich. Das ist die Aufgabe der christlichen Apologetik unserer Zeit.

Breer & Thiemann, Verlagsbuchhandlung,
Hamm (Westf.).

Unser Heiliger Vater Benedikt XV.

Ein Lebensbild von Prälat **Dr. Anton de Waal,**
† Rektor des Campo Santo bei St. Peter und
apostolischer Protonotar.

Mit Bildnis Sr. Heiligkeit und 18 Einschaltbildern, meist nach Sonderaufnahmen des päpstlichen Hofphotographen in Rom, sowie mit einer Nachbildung des Wahlspruches Sr. Heiligkeit.

Preis vornehm gebunden **Mk. 17.—**
einschließlich Zusendungsgebühr.

Die eigenartige, durch den Weltkrieg vor unseren Augen so bedeutend herausgewachsene Persönlichkeit des Hl. Vaters **Benedikt XV.** muß **jeder gebildete Katholik** kennen lernen. Lebensgeschichte und Entwickelungsgang des Papstes hat der **in der ganzen katholischen Welt** wohlbekannte, leider inzwischen verstorbene Rektor des deutschen Campo Santo in Rom wie kein Zweiter im vorliegenden Buch geschrieben. **Papst Benedikt XV. hatte die Gnade, dem Verfasser für seine Arbeit persönlich Belehrungen zu erteilen. Der Wert des Buches wird hierdurch noch bedeutend erhöht.**

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages durch alle Buchhandlungen oder den Verlag

Breer & Thiemann, Hamm.

Eine wahre Fundgrube für Vortragsstoffe

bieten die

Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren.

Gesamtverzeichnis seit ihrem Bestehen steht auf Wunsch zur Verfügung. Einzelpreis jeden Heftes nur Mark 0,95 einschließlich Zusendungsgebühr. Aeltere Hefte geben wir zu billigeren Preisen ab.

Inhalt der zwei letzten Jahrgänge:

38. Band (1919).

Heft 1—2: **Das Nationalitätsprinzip und die Nationalitätsprobleme des Weltkrieges.** Von Prof. Dr. Klemens Löffler.

Heft 3: **Religion und Bühne.** Von Theodor Hüpgens.

Heft 4—5: **Rom seit 1870. Bauliche Umgestaltung und Verwüstung der ewigen Stadt. Pflege der in kirchlicher Obhut verbliebenen Denkmäler und Kunstschätze.** Von Dr. Jos. Massarette.

Heft 6: **Otto Willmann.** Ein Lebensbild von Dir. Dr. Seidenberger.

Heft 7: **Der Kampf auf der deutschen Ackerflur 1914—1918.** Von Dr. Albert K. Franz.

Heft 8: **Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten.** Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche von Professor Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Graz).

Heft 9: **Die Musikpflege in Deutschland.** Von Musikdirektor Edmund Joseph Müller.

Heft 10—11: **Der deutsche Friede.** Aus der Geschichte der Friedensbestrebungen. Von Tony Kellen.

Heft 12: **Der Imperialismus.** Von Professor Dr. Klemens Löffler.

39. Band (1920).

Heft 1: **Die Frau und der Sozialismus.** Von Dr. Ernst Breit.

Heft 2: **Der Zionismus und die Zukunft des Heiligen Landes.** Mit einem Anhang über die deutschen Ansiedlungen in Palästina. Von Professor Dr. Kl. Löffler.

Heft 3: **Zum Schulkompromiß von 1919.** Von Theodor Rüther.

Heft 4: **Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten.** Ein Beitrag zum Kampfe gegen die drei schlimmsten Volksseuchen. Von Dr. med. H. Moeser.

Heft 5: **Sozialismus, Christentum und Kirche.** Von Dr. Ernst Breit.

Heft 6: **Zur Psychologie des Krieges.** Zeitgemäße Gedanken am Ende des Weltkrieges. Von Dr. J. Gotthardt.

Heft 7: **Diaspora und Bonifatiusverein.** Von Desiderius Breitenstein, O. F. M.

Heft 8—9: **Katholische Lebenswerte in moderner Beleuchtung.** Zeitgemäße Lebens-, Erziehungs- und Literaturfragen. Von Dr. J. Gotthardt.

Heft 10: **Hilfsdienst in der Pfarr-Seelsorge.** Ein Mittel zur Gewinnung der Abseitsstehenden. Von Rechtsanw. Schmitz-Proenen.

Zu beziehen durch den

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

MAY 11 19

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.

Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 6.—, mit Porto Mk. 8.40, Einzelpreis das Heft 75 Pfennig.

Die christliche Schule in und nach dem Kriege

Von

Dr. J. Gotthardt

Sept. 1920 XXXIX. Band 12. Heft

Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm-Westfalen

An alle Bezieher und Freunde der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren.

Die „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" treten mit Beginn des nächsten Heftes in den **40. Jahrgang** ein und stehen von da an unter der Leitung des bekannten Kulturpolitikers und Schriftstellers **Dr. Hans Rost** in Westheim bei Augsburg, eines langjährigen Mitarbeiters dieser Zeitschrift.

Wenn wir auch im abgelaufenen Jahrgange ein erhöhtes Interesse und eine größere Verbreitung unserer Broschüren verzeichnen können, mußten wir leider die Feststellung machen, daß die Einnahmen um ein Bedeutendes hinter den Herstellungskosten zurückblieben, ja sie reichten kaum zur Deckung des Papierbedarfes aus. Bei dem bisher billigen Preise ist das leicht zu verstehen. Immer und immer haben wir mit allen Mitteln versucht, unsere Bezieher mit einer weiteren Preiserhöhung zu verschonen. Die Voraussetzung, daß die Material- und Papierpreise sowie auch die Arbeitslöhne sich allmählich wieder abbauen, hat sich leider nicht erfüllt; im Gegenteil, in den letzten Wochen ziehen alle Preise wieder sehr stark an und durch die Presse verbreitet sich augenblicklich die Nachricht, daß dem technischen Personal der Druckereien Deutschlands eine weitere erhebliche Tariferhöhung zugebilligt worden ist. Durch diese Tatsachen sind wir mit eiserner Notwendigkeit gezwungen, **mit Beginn des 40. Bandes den Bezugspreis für unsere Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren auf Mk. 12.— (mit Porto für direkte Zusendung Mk. 14.40)** erhöhen zu müssen. **Einzelne Hefte kosten Mk. 1.25.** Wir bitten Sie, sich diesen berechtigten Maßnahmen nicht zu verschließen und unsern Frankfurter Broschüren auch in Zukunft treu zu bleiben.

Die katholische Presse kämpft heute schwer um ihre Existenz, und daher bitten wir Sie, uns darin zu unterstützen, daß Sie auch allen Ihren Freunden und Bekannten den Bezug der Frankfurter Broschüren, dieses scharfen geistigen Rüstzeugs im Kampfe um die katholische Weltanschauung, empfehlen möchten. Jeder Bezieher möge sich zur Aufgabe machen, wenigstens einen neuen Bezieher zu gewinnen.

In unsern Tagen ist die Aufgabe unserer Broschürensammlung besonders wichtig. Es gilt, dem Pulsschlag der neuen Zeit zu lauschen, das Wachsen und Werden auf dem Gesamtgebiet der Kultur zu beobachten, es gilt, die verschiedenartigen sozialen und geistigen Strömungen in unserm Volksleben klar zu sehen und richtig einzuschätzen. **Das ist gerade für uns Katholiken unumgänglich notwendig, namentlich in der gegenwärtigen Zeit, in der die Vergewaltigung unseres Glaubens, unserer Kirche, unserer Schule mit Riesenschritten voranschreitet und sich bereits in starken Kraftausdrücken und schweren Beleidigungen gegen sie und ihre Vertreter ergießt.** Diesen Zuständen mit eherner Stirn entgegenzutreten und sie mit allen Kräften zu bekämpfen, soll die Hauptaufgabe unserer Broschüren sein.

Für den **neuen Jahrgang** stehen uns sehr wertvolle Arbeiten hervorragender Autoritäten auf diesem Gebiete zur Verfügung. Das erste Heft bringt eine ausgezeichnete Einführung und Aufklärung über das **Lebensproblem und die Einstein'sche Relativitätstheorie** von dem bekannten Wörishofener Arzt und Philosophen **Dr F. Kleinschrod.** Außer dieser wahrhaft zeitgemäßen Broschüre können wir noch ankündigen eine Arbeit über **Haeckel und seine Welträtsel,** über den **Föderalismus** in Deutschland, über **Dante,** über den gelehrten **P. Wilhelm Schmidt,** Professor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien als Führer auf dem Gebiete der modernen Sprachwissenschaft und Völkerkunde, über die **Volksschule** in der Reichsverfassung usw.

Aus diesen Andeutungen erhellt, daß die Frankfurter Broschüren modernen Problemen Rechnung zu tragen bestrebt sind, **weshalb sie die weiteste Verbreitung im Interesse der katholischen Weltanschauung verdienen.**

Wir bitten Sie nochmals, unsern Frankfurter Broschüren auch weiterhin die Treue zu halten und danken im voraus für Ihre tatkräftige Unterstützung.

Die Schriftleitung. **Der Verlag.**

Die christliche Schule in und nach dem Kriege.

Von Dr. J. Gotthardt.

Die christliche Schule war seit den Tagen ihrer allgemeinrechtlichen Entwicklung und besonders von dem Augenblicke ihrer zielbewußten methodischen Kraftentfaltung ein Zeichen, dem man vom Standpunkte vermeintlicher Wissenschaft und Kulturideale, besonders des gemeinmenschlichen Bildungsideales aus widersprechen zu müssen glaubte. Die Kämpfe um die christliche Schule in ihren Einzelverzweigungen nach der theoretischen und praktischen Seite sind zu bekannt, als daß sie einer besonderen Erwähnung verdienten. Die reinigende Macht des Krieges in seinem erzieherischen Charakter, in seinem Einflusse auf das individuelle und nationale Erziehungsstreben hat manche Kampfesstimme verstummen lassen und betont mit seinem Wahrheits- und Lebenswirklichkeitsgehalt den hohen Wert nationaler Einigkeit und sittlich-religiöser Erziehung auf monotheistischer Grundlage.

Entgegen aller Erwartung der früheren Feinde der spezifisch christlichen Schule hat diese letztere sich mehr denn je im verflossenen Weltkriege zeitgemäß, lebenswahr, lebensfähig und relativ wie absolut notwendig erwiesen. Es bedarf keiner Frage, daß über das Thema „Krieg und Schule", „Krieg und Bildung" sattsam genug geschrieben ist, und J. Göttler hatte recht, wenn er schon im Juniheft des „Pharus" sagt[1]): „Ueber Krieg und Erziehung, Krieg und Schule ist schon soviel gesprochen, geschrieben und gedruckt, auch schulbehördlich angeordnet worden, daß man sicher um Entschuldigung bitten muß, wenn man jetzt noch zum gleichen Thema nicht bloß etwas sprechen will, sondern das Gesprochene auch noch drucken läßt, außer man hat noch etwas Besonderes, bisher nicht Gesagtes zu sagen." Allein wie Göttler zu seinem Thema passend ausführt, scheint der obige Gedanke, nämlich: „Die christliche Schule während des Krieges und unmittelbar nach demselben" nicht genug scharf umrissen und wissenschaftlich einwandfrei erörtert zu sein; und doch verlangte er schon während des harten, folgenschweren Völkerringens nach einer genügenden Würdigung, zumal es sich in ernstem Wettbewerb um wahres Goldgut der christlichen Welt- und Lebensanschauung handelte. Es liegt uns fern, alte, bereits abgeklärte Gedanken zu wiederholen; es handelt sich vielmehr um folgende Fragen:

---

[1]) Pharus: 6. Jahrgang 1915. S. 484.

I. Hat die christliche Schule in ihrem Denken und Leisten den Forderungen des Weltkrieges genügt?

II. Wird die christliche Schule jetzt nach dem Kriege eine ruhigere und geachtetere Position haben als vor dem Kriege?

I.

Die erste Frage ist bereits eine Tatsachenkritik geworden und wird demnach durch Tatsachen beantwortet. — Welches die wesentlichen Forderungen des Krieges in seiner Entfaltung, Ausdehnung, in seinen Opfern und Folgen auf dem Schlachtfelde und in der Heimat waren, bedarf nach den allgemeinen und besonderen Beobachtungen kaum noch einer Erwähnung. Wir möchten nur jene Forderungen etwas klarer formulieren, die bisher in ihrer sittlichen und sozial-völkischen Bedeutung nicht genügend erkannt zu sein scheinen. Es sind im Zusammenhange der bisherigen Erscheinungen, der individuellen Aeußerungen folgende:

1. Zunächst hat der Krieg die schlummernden Fähigkeiten des Einzelnen und der Nation geweckt, konzentriert, gesteigert und zur praktischen Kraftentfaltung emporgehoben. Er war nicht zufrieden mit den bisherigen pädagogischen Allgemeinleistungen, die von einer ausgesprochen praktisch betätigten Diesseitskultur einseitig auf körperlich sportliche Uebungen oder auf lebensunwahre Vorstellungen zugeschnitten waren, sondern er forderte die Persönlichkeit in seine Dienste und dabei offenbarte er seine universale Erziehungsmacht. Die zarten Keime gehobener Welt- und Lebensauffassung, die mit ungeahnten Fäden die Seelenanlage des Individuums veredeln wollen, sind dem Kriege in seinen elementaren Forderungen nicht entgangen, und nur die geistig und körperlich vollwertige Persönlichkeit war die primäre Grundbedingung eines erfolgreichen Kampfes. Der Krieg hatte somit nicht nur die Gewalt der starken Arme notwendig, nein, Intellekt und Wille mußten vor allem in den Dienst des menschen- und völkerkundigen Kriegsgottes treten. Einseitige Körperkultur war ihm ebenso unbequem wie vollständige Vernachlässigung derselben.

a) Des Krieges eisernes Gesetz lautet: „Dulce et decorum est pro patria mori"; dieses Horaz'sche Wort will aber nur besagen: der Krieg erfordert eine freudige Hingabe an die höchsten Lebens- und Kulturgüter unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeitswerte. Die Ewigkeitswerte sind aber nicht erschöpft mit der allgemeinen Anerkennung und Hochachtung der Heldentaten des Krieges von seiten der Mit- und Nachwelt; sie finden auch nicht ihren Abschluß in der ruhmvollen Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz und anderen Ehrenbezeugungen, sie gehen vielmehr über diese zweifelsohne anzuerken-

nenden Ziele hinaus und suchen ihre letzte Motivierung in jenen psychischen Tatsachen, die als Imponderabilien des persönlichen Lebens von keinem Atheisten und Christusfeinde wegdisputiert werden konnten. Die Macht des Todes, der an der heißen Kampfesfront, in dem Schützengraben, in den Feld- und Heimlazaretten seinen eisenschweren Schritt ergellen läßt, gab der Seele, wie unzählige Aeußerungen aus dem Kriegsverlauf ergeben, einen verklärten Blick zu demjenigen, aus dessen Hand Tod und Leben ihren Lebenseinfluß erhalten haben. Selbst das Heimatempfinden, die Liebe zum Elternhause, zum Vaterlande, die Bereitwilligkeit, für diese Lebensgüter des Individuums sein Herzblut hinzugeben, erhalten ihre Sanktion durch die gottgewollte Hinordnung des Individuums zu diesen Lebenswerten und Daseinswahrheiten und nicht minder durch die religiöse Weihe, die sie durch die einzelnen Jugenderinnerungen im Geiste der Religion erhalten haben. — Hinzu kommt der Hauch der wahrhaft sittigenden Kultur, die von der Heimstätte der Jugend ausgegangen ist und sich durch eine gebietende und veredelnde Macht in die Seele mit dem milden Hauche einer verklärenden Erinnerung eingeprägt hat. Das Bewußtsein der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, die sichere Hoffnung auf eine ungetrübte Ewigkeit, die alles Leben weit überstrahlt, die Jenseitserwartung und Persönlichkeitsverklärung im Tode gaben dem Soldaten die Pflicht und das Gottvertrauen, die Lebens-, Sieges- und Glücksgewißheit, die besonders den Vaterlandsverteitiger, abgesehen von dem unerbittlichen „Muß", befähigten, dem Tode mutig und gefaßt entgegenzusehen, und ihn wirksam belehrten, das Leben nicht als der Güter höchstes aufzufassen.

b) Infolgedessen forderte der Krieg in seiner ethischen Lehre eine lebenswahre Religion, eine gläubig-treue Beziehung des Menschen zu Gott und eine ebenso willige Hingabe an ihn, den Herrn über Leben und Tod. Wer wollte darüber, angesichts der unleugbaren Erlebnisse auf dem Schlachtfelde, in den Lazaretten, beim Ausbruche des Krieges, sowie in seiner Entwicklung, auch nur im Zweifel sein? Wenn auch die vielbesprochene, die vielbewunderte religiöse Geisteserneuerung mancherorts nur einem Strohfeuer glich, so möge man darüber doch nicht staunen! Was hatte denn der Atheismus, die Gott- und Christusleugnung an idealen Lebens- und Ewigkeitswerten nicht schon vor dem Kriege weggeräumt? Wie hatte der Kampf gegen die katholische Weltanschauung nicht mit dem Heiligsten freventliches Spiel getrieben? War nicht in vielen Volks- und Gesellschaftskreisen religiöse Oede und Dürre eingetreten? Hatte nicht bei vielen Individuen die wahre Religion Inhalt und Lebensform verloren, und was war an ihre Stelle getreten? In der Tat: Es war das Herz mancher sogenannter aufgeklärter Geister zum steinigen Boden für die religiöse Betätigung geworden, und so konnte naturgemäß das vom Kriege ausgehende Unheil für solche nur zur Gottesgeißel werden. An diese Tatsach-

hat man bei den jüngsten Zeitwürdigungen nicht genug gedacht, um sich die Genesis der religiösen Entwicklung im Kriege restlos zu erklären.

c) Der Krieg wies mit eiserner Notwendigkeit und Ueberzeugung auf das Jenseits hin; er adelte den Unsterblichkeitsgedanken und gab Antwort auf die Frage: „Ob wir ihn (Gott) finden?" Vom Standpunkte der Gegner der unsterblichen Menschenseele, die mit der Auflösung des Körpers das Nirwana der Seele einräumen, war der Krieg das entsetzlichste Los der Kulturmenschheit; das ist er wahrlich; schrecklicher als alle Himmelsplagen; für den Materialisten, den Pantheisten, kurz den Atheisten blieb er ein unmotivierter Eingriff in das persönlichste Recht, nämlich: das Leben. Er raubt von der Lebensanschauung des modernen Idealisten aus dem Individuum das köstliche Gut des Auslebens und verliert damit das Recht seiner Begründung. Es war für den Zeitbeobachter nicht uninteressant, zu sehen und zu lesen, wie all die aus ihren Schriften und Reden genügsam bekannten Gottesleugner sich entweder über die Begründung des Krieges ausschwiegen oder unter Umgehung oder zeitlicher Suspendierung ihrer bisherigen Welt- und Lebenstheorien unklar und gewunden Motive für den gerechten Krieg in seinen näheren und entfernteren Wirkungen zu gewinnen suchten. Der Krieg läßt sich eben vom Standpunkte des Atheisten nicht menschenwürdig erklären; nach ihm ist er nichts anderes, wie auch das gewöhnliche Leben nach seiner Auffassung: ein Kampf aller gegen alle. Nun lehrt aber der Krieg in seinem grausig-ernsten Gange, in seinen Opfern und Glücksschwankungen eine nur relative Hochschätzung irdischer Werte und eine absolute Anerkennung der Jenseitswerte, d. h. der Unsterblichkeit der Menschenseele. Er nahm eben den Schleier von der einseitigen Diesseitskultur und geleitete die Seele vor das Forum des Gewissens und der waltenden göttlichen Gerechtigkeit; denn er ließ die Psyche in keinem Zweifel über ihr Ziel und Ende, über Inhalt und Zweck des Lebens, besonders aber über die Beziehung des irdischen Lebens zum Jenseits. Seine markerschütternde Predigt sprach von der Hinfälligkeit aller Erdenkultur, war eine Mahnung, daß menschliche Friedensarbeit nur unter der Voraussetzung aufrichtiger Friedensliebe gedeihen kann, und daß der Krieg die ultima ratio auch für die Erhaltung und Rettung echter Kultur- und Erziehungsarbeit ist. Der Krieg beleuchtete also die Lebensgüter sub specie aeternitatis, und wenn er in vieler Individuen Seele dieses Ziel nicht vollständig erreicht hat, dann räumte er wenigstens ungezählte Hindernisse fort, die einer Neuorientierung vieler Atheisten der Gegenwart über die Unsterblichkeit der Menschenseele im Wege stehen. Denn er erweist die Richtigkeit des Ewigkeitsgedankens; er gibt der Einzelseele und der Gesamtheit das Bewußtsein, daß das Leben als solches nicht wert ist, gelebt zu werden, falls es nicht die Hoffnung

auf ewiges Glück in sich birgt, und endlich räumte er gründlich auf mit dem modernen Gedanken, daß Individuum, Nation und Kultur hinreichten, um ein ungetrübtes Dasein zu führen. Der moderne Egoismus wurde in seiner Haltlosigkeit und in seinem Erdenwahn so überzeugend erwiesen, daß die Seele mit innerem Drange nach einem beglückenden Ausblick in die Gefilde der Ewigkeit verlangte, und je grausiger der Tod seine Ernte hält, je mehr die Gewalt der Schicksalsereignisse wirkt, um so nachdenklicher wird das Individuum und fragt nach dem „Sinne und Wert des Lebens." Es war das „Memento mori" vielfach vom Atheismus und vom welt- und lebensentrückten Pantheismus verlacht worden, jetzt wo der Tod die Pforten der Ewigkeit weit aufriß, wurde es dem Individuum mehr denn sonst bewußt, daß es nach dem Heldentode auf dem Schlachtfelde oder im Lazarett ein verklärtes Schauen und Besitzen göttlicher Wahrheit und unverrückbarer Gerechtigkeit gibt, und so wurde das Unsterblichkeitsbewußtsein zur tröstlichen Lebensgewißheit erhoben.

d) Bleiben wir vorerst bei diesen beiden Grundtatsachen einer vernünftig geordneten Welt- und Lebensanschauung stehen. Die moderne Anschauung wollte sie nicht mehr anerkennen und verwarf und bekämpfte sie; der Krieg gab ihnen einen unverkennbaren Wirklichkeitsgehalt mit sittlichem Daseinswert. Die gott- und christusentfremdete Erziehungsliga mied diese Tatsachen in ihrer praktischen Anwendung auf das individuelle und nationale Bildungsideal; die christliche Erziehungsarbeit ging mit sicherem Schritte von ihnen aus, wurde freilich darob hart verfolgt und verbannt. Wem gebührt demnach die Palme zeitgemäßer Bildungsarbeit am Individuum und der Nation? Doch nur der christlichen Erziehungsweisheit, die mitten im Auflodern des Weltkrieges eine markerschütternde Bestätigung und Anerkennung ihres Bildungszieles, Erziehungsausganges und ihrer Bildungsmittel erhielt. Die christliche Schule hat also in ihrem Denken und in ihren lebenswahren Leistungen den fundamentalsten Forderungen des Weltkrieges genügt; denn sie hat den Gottes- und Christusglauben auf Grund von Vernunft, Welt- und Lebensgeschichte, besonders auf Grund der göttlichen untrüglichen Offenbarung zum Ausgangspunkt ihrer welthistorischen Sendung und ethisch-ethnologischen Sanktion genommen; außerdem erkannte und erkennt sie in der individuellen Psyche jenes gottentstammende Kleinod, das im innigsten Kontakt mit den Lebensforderungen seinen geraden Weg zu Gott nimmt und in der Erziehung für Gott gewonnen werden will. Was also der Krieg mit dröhnender Stimme verkündete und forderte, das hat die christliche Schule in stiller Friedensarbeit geleistet, obwohl sie den

Krieg als solchen stets verabscheute. — Beschämend mußte für die moderne atheistische Richtung in der Erziehungswelt die Tatsache wirken, daß sie zu leicht befunden wurde, und daß sie nur mit hohlen Phrasen, leerem Ideengeklingel und unmotivierter Betonung „der Forderungen der Zeit" ihr trauriges Dasein noch zu bekunden suchte. Die christliche Schule hat den Sieg der Wahrheit und des Lebensverständnisses im Angesichte des Krieges zu verzeichnen und keine noch so gehässige Polemik kann ihr diesen Ideen- und Tatensieg, diese damit gewonnene Hoheitsstellung streitig machen und es dürfte endgültig an der Zeit sein, auf diesen Erfolg der christlichen Schule mit Nachdruck hinzuweisen. Hinzu kommt eine Erscheinung, die bis jetzt überhaupt nicht beachtet wurde.

2. Der Stolz der modernen Erziehungsarbeit bestand nicht ohne Grund in der praktischen Anwendung der Resultate experimenteller Psychologie auf die mannigfaltigen Bildungsstufen. Beachtenswerte philosophische Geister hatten mit den Mitteln des gewissenhaft und fein organisierten Experiments den Entfaltungsstufen des kindlichen Seelenlebens eine so vertiefte Aufmerksamkeit geschenkt, daß man ohne Zweifel manchen bisher kaum oder nicht bekannten zarten Beziehungen zwischen Geist und Körper verständnisvoll näher kam und die Harmonie zwischen Leib und Seele immer mehr erkennen, anerkennen und bewundern mußte. Damit gewann die moderne Schule in ihren Einzelerziehungszielen ein verändertes Aussehen. Diese Arbeit, dieses Suchen und Forschen war anzuerkennen, allein es verlor sich in einer extremen Betonung der Eigengesetzlichkeit und Eigenmächtigkeit der menschlichen Erziehungsarbeit. Man glaubte alle körperlichen und seelischen Hindernisse der Bildungsarbeit beseitigen zu können durch wohlerwogenes Eingreifen von geschulten Psychiatern und Psychologen; die Psyche sollte vollwertig gesunden in der Hand des Erziehers und seiner menschlichen Hilfsmittel; die „Diesseitskultur-Erziehungswelt" wollte von übernatürlicher Hilfe in der Pädagogik nichts wissen. Diese Tatsache bestand und muß von einer späteren Geschichte der pädagogischen Literatur des 20. Jahrhunderts betont werden. — Da kam der Krieg, und welches waren seine Lehren?

a) Zunächst nahm er die gesicherten Resultate zeitgemäßer experimenteller Psychologie in ihrer praktischen Anwendung auf die Pädagogik dankbarst an und verwertete sie für seine eiserne Erziehungsarbeit im Rahmen seiner nächsten Forderungen. Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern er betonte in seinem Entstehen, in seinem blutigen Verlaufe, in der Heranbildung der Jugend für das heldenhafte Eintreten für Thron und Volk, besonders aber durch seine Ausnutzung aller günstigen Lebensbe-

dingungen für die endgültige Gewinnung des Sieges die Notwendigkeit, mit den natürlichen Erziehungsmitteln die übernatürlichen, wie sie in der positiven christlichen Religion gegeben sind, zu verbinden. Ein Volk ohne Gebet, ohne Gottvertrauen, ohne die Hinordnung zur göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit kann nicht zum Siege geführt werden; ein Heer, dessen Soldaten noch so sehr unter dem Hauche vernünftig wohlgeordneter Erziehung herangebildet wurden, hat nach dem Ausspruche großer Führer und des größten Teils der kämpfenden Helden höheren Schutz, Trost, Hilfe und Rettung notwendig und jede Verkümmerung dieses Gedankens hat sich bitter gerächt, wie die moderne und antike Kriegsgeschichte zur Genüge beweisen dürfte. Der Krieg hat im Herzen des Individuums und der gesamten Nation die Sehnsucht nach Gott und seiner mächtigen Hilfe mit elementarer Wucht geweckt und die wichtigsten Lebensfaktoren auch aus übernatürlichen Motiven in den Dienst des Vaterlandes, des kämpfenden Heeres, der Verwundeten und Hinterbliebenen gestellt; er hat damit dem modernen Materialismus seine Werbekraft und seine Daseinsberechtigung genommen; er hat nicht minder den Einzelberufsbestrebungen eine besondere Weihe verliehen, die, nur im Lichte der „Diesseitskultur" betrachtet, an sittlichem Werte verlieren muß. Der Krieg forderte die religiösen und sittlichen Imponderabilien im Menschenleben; diese Imponderabilien haben aber nur dauernden Wirklichkeitswert im Sinne der Offenbarungsreligion, und so verlangt der gerechte Krieg mit begründetem Recht, daß Gott mit seinem allmächtigen Gnadenarme hilft. Die elementaren religiösen Geisteserneuerungen beim Ausbruch des Krieges müssen notwendig von diesem Gesichtspunkte aus beurteilt werden, was leider bis jetzt nur wenig geschehen ist. — Damit aber ergibt sich von selbst:

b) Die moderne Erziehung wird durch den Krieg Lügen gestraft, insofern sie wähnte, ohne die religiösen und ethischen Motive und Hilfsmittel bei der Erziehungsarbeit fertig werden zu können. Die natürlichen Bildungsfaktoren können und müssen dem individuellen und allgemeinen Erziehungsziele vorarbeiten, allein erfahrungsgemäß erreichen sie es nicht, und die experimentelle Psychologie mußte sie schon längst belehrt haben, daß neben den nur schwach erkannten Seelenäußerungen noch so viele unleugbare seelische Auswirkungen vorhanden sind, daß das Experiment seine reichste Unterstützung in dem Lichte der geoffenbarten Seelenwahrheiten erhält. Einer besonderen Entwicklung bedarf diese Feststellung nicht, denn die moderne Bildungsarbeit der einseitigen Experimentatoren hat den Kriegsforderungen nicht genügen können, und die moderne Schule hat hier schon umwerten gelernt und wird noch weiter umlernen müssen. Sie hat den Soldaten, den sie in- und außerhalb der Schule

in die Lehre nahm, ohne Gebet, ohne Gottvertrauen, ohne Jenseitsgedanken, ohne die sittigende Macht religiöser Heilsmittel in die Front geschickt, und wie klagten die Stimmen solcher Zöglinge über den unzureichenden Wert ihrer genossenen Bildung! Ihre Seele ist ihnen in stillen Stunden im Schützengraben, im Lazarett öde und leer geworden; da haben sie zu einer bereit liegenden religiösen Lektüre gegriffen, und mit Heißhunger haben sie die längst vermißte, so sehr ersehnte Nahrung ihres noch immer trotz der gottentfremdenden Erziehung religiös gearteten Geistes verarbeitet, und eine Nebelhülle von Vorurteilen und falschen religiösen Auffassungen zerriß vor ihrem geistigen Auge. Es wurde ihnen klar, daß nur die Trostmittel der Religion im hartbedrängten Kriegsleben die Seele befriedigen können. Die später zu schreibende Geschichte des Feldpostbriefes wird diese Tatsache im grellen Wirklichkeitslichte beleuchten. Damit kommen wir aber zur Hauptfrage: Wie hat die christliche Schule dieser Forderung des Krieges entsprochen?

3. Die christliche Bildungsklugheit hat, folgend dem Wort und dem Beispiel ihres höchsten Lehr- und Erziehungsmeisters, im engsten Anschluß an die Geschichte der theoretischen und praktischen Erziehungsweisheit der christlichen Schule neben den natürlichen Bildungsmitteln eindringlich die übernatürlichen betont und angewandt. Die christliche Schule ist niemals eine Feindin des psychologisch-pädagogischen Experiments gewesen, im Gegenteil, sie hat die experimentelle Seelenforschung unterstützt, gefördert und dabei in weiser Mäßigung nur die wissenschaftlich gesicherten Resultate der exakten Empirie in ihre Erziehungsmittel eingereiht, ohne die als gut und bewährt befundenen Bildungsfaktoren aufzugeben. Immer aber hat die christliche Jugendrettung, — denn das ist in letzter Beziehung das Ziel der Erziehung, — die besonderen übernatürlichen erzieherischen Hilfsmomente treu im Auge behalten und ihrem harmonischen Wirken mit den natürlichen Bildungswegen die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Das religiöse Bedürfnis, die religiösen Dispositionen der Seele, ihre ethische Grundlage und deren Beeinflussung durch die christlichen Gnadenwirkungen, die außerordentlichen Erziehungsmomente des Gebetes und des gesteigerten würdigen Sakramentenempfanges haben eine so intensive Beachtung in der christlichen Schule innerhalb der katholischen Kirche gefunden, daß sie als wesentliche Bildungsmittel zu bezeichnen sind. Diese Tatsache ist innerhalb der christlichen Erziehungswelt zu bekannt, als daß sie hier noch besonders erwähnt zu werden braucht, und wir können jetzt die Gesamttatsache erhärten: Die christliche Schule ist den Forderungen des Krieges zuvorgekommen und hat mit zielbewußter Sicherheit mit kluger Einschätzung aller wertvollen natürlichen, sowie übernatürlichen Erziehungsmomente neben den

irdisch-gerichteten Bildungszielen besonders die intellektuelle und ethische Hebung des Individuums zu Gott hin erstrebt. Es war eine selbstverständliche Stellungnahme der christlichen Schule, und die verschiedenen heißen Kämpfe, welche sie in dem Ringen um ihre menschenwürdigen Ziele zu bestehen hatte, haben durch die Forderung des Krieges ihre gebührende Anerkennung, besonders aber ihren Erfolg gefunden. Ohne die Pionierarbeit der christlichen Bildungsbestrebungen wäre es schon in den ersten Kriegserfolgen schlecht mit uns bestellt gewesen. Die christliche Schule hat unter den größten Schwierigkeiten um ihre idealen Ziele Jahrzehnte hindurch gestritten; sie hat den Besten des Landes gedient und mit Aufbietung ihrer vielverzweigten psychologischen Kenntnisse und pädagogischen Erfahrungen keine Gelegenheit unbenützt gelassen, um ihr Erziehungsideal zu erreichen, und somit hat sie die ethische Hebung des deutschen Volkes so erfolgreich gefördert, daß letzteres beim Beginne des Krieges moralisch in seiner Mehrheit gerüstet war und niemand aus dem gegnerischen Lager ihm diesen eminenten Erfolg der Jugendbildung und Jugendrettung streitig machen kann. Dazu kommt:

a) Was der Krieg in seinem vitalsten Sinn mit eiserner Notwendigkeit forderte, gab die christliche Schule mit wohlvorbereiteter Erkenntnis, nämlich ein tiefes nationales Empfinden und das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung am individuellen Berufsplatze. Ohne Disziplin und ohne entschiedenen Gehorsam, ohne selbstlose Hingabe an den individuellen Beruf und an die ernsten Tagespflichten, ohne die uneigennützige Aufopferung für die höchsten Güter des Vaterlandes, für Freiheit, Heimatehre und angestammtes Herrscherhaus, war der Sieg von vornherein undenkbar. Die Macht des Gemütes ist es, die, wie oben schon angedeutet, den Erfolg bedingt, und diese Macht hat ihren letzten Grund in dem treuen nationalen Empfinden und in dem religiösen Pflichtbewußtsein. Nun steht es aber fest, daß in vielen atheistischen Erziehungskreisen die Parole: „Mit Gott für König und Vaterland" keine Zugkraft mehr hatte; es ist bekannt, daß der Monistenbund, der doch auch ein entschiedenes Gewicht auf die Gewinnung der deutschen Jugend legte, den Nachdruck nicht mehr auf die religiös-nationale Bildung im Sinne des Christentums vertiefte, vielmehr Protest gegen das christliche Gottesbekenntnis auf der Marienburg erhob und somit aus seinem irreligiösen und wenig nationalen Standpunkte auf dem Gebiete der Erziehung kein Hehl machte. Nicht minder dürfte es unbekannt geblieben sein, daß die in jüngster Zeit einsetzende staatsbürgerliche Erziehungsmethode von der religiösen und völkisch-nationalen Grundlage mehr abstrahierte, als es der gesamten Nationalerhebung der deutschen Nation ersprießlich war. Es war eine solch verflachte Auffassung des wirkungsvollen nationalen Empfindens eingetreten, daß im letzten Grunde nur die christliche Schule in Wahrheit den begründeten,

allseitig zielbewußt motivierten Gedanken der nationalen Bildung pflegte und zwar in folgender bis jetzt leider zu wenig anerkannter Weise. Die christliche Schule betonte

α) die alleinige Basis des Gehorsams gegen die staatliche Obrigkeit, nämlich das Verantwortungsgefühl und die ernste Berufspflicht gegenüber Gott und den Mitmenschen. Der christliche Gehorsam ist die freie, selbstgewählte, in erkannter Berufstreue vollzogene Hingabe des persönlichen Willens an den göttlichen Willen, dem allein er zuletzt Verantwortung schuldet. — Die christliche Schule hat diese Basis von der Unterstufe an betont und dem Zögling das Bewußtsein mit auf den Lebensweg gegeben: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer der von Gott; diejenige Macht, welche besteht, ist von Gott angeordnet . . ." Was die Vernunft lehrt, die Geschichte beweist, das individuelle Gewissen fordert, das allgemeine ethisch-nationale Wohl erheischt, das setzte die christliche Schule in ihr Bildungssystem ein, und sie ist nie einen Schritt von diesem ihrem Erziehungsideal abgeirrt. — Die Geschichte der christlichen Schule hat den Gehorsam gegen Gott und die gottgesetzte Obrigkeit als ihren und der Kulturmenschheit Lebensnerv bezeichnet und hat in systematischer Begründung diesen Erziehungsfaktor zur individuellen Vollendung erhoben. Dadurch aber hat sie der Kultur einen hervorragenden Dienst geleistet, indem sie die Disziplin und die Pflicht des Gehorsams auf eine ideale Stufe stellte und so wahre Helden des Gehorsams und der ernsten Pflicht gegen Thron und Altar schuf. Freilich wurde die christliche Schule deswegen scharf angegriffen und ihr der Vorwurf gemacht, sie erziehe in tyrannischer Willensknebelung die Kinder zu Sklaven und behandle den Zögling menschenunwürdig. Der Mensch sei frei und würde er auch in Ketten geboren; die christliche Schule aber nehme dem zu erziehenden Individuum die Lebensfreude und den gesunden frischen Lebenssinn; sie verkenne die urwüchsigen natürlichen Anlagen des Schülers. — Der Krieg hat diesen modernen Auswüchsen einer übertriebenen Betonung der persönlichen Freiheit des Individuums jede Berechtigung genommen: er hat die ernste Forderung an alle gestellt, sich dem Vaterlande und seinen Gütern zu weihen. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre." Wie ein ernster Mahner hat der Kriegsgott alle überspannten Lebensfragen abgeschnitten, hat nur dem rauhen Leben im Schützengraben, in dem Lazarett, auf dem Felde der Ehre sein Recht gelassen und forderte von allen: Selbstüberwindung. Selbstüberwindung in der engeren Heimat bezüglich der Lebensbedürfnisse und der gesellschaftlichen Anforderungen; Selbstüberwindung gegenüber einem übertriebenen Luxus und laxer Lebensbequemlichkeit, und endlich auch dem Ehrgeiz und dem Haschen nach irdischen Gütern und Vorteilen. Der Krieg schritt eben wie ein ernster, gewappneter Ritter über alle einseitigen Alltagsallüren hinweg, und wer zu

schwach oder nicht willig gehorsam befunden wurde, muß dem rauhen Schnitter zum Opfer fallen, oder zum ehrlosen Menschen werden. Nun steht es aber doch fest, daß die christliche Schule mit Emphase alle diese Tugenden, welche der Krieg erfordert, gelehrt und geübt hat; kein Gegner kann ihr dieses Verdienst streitig machen und keine Theorie und Wissenschaft kann ihren fundamentalen Prinzipien echter Charakterbildung mit Erfolg entgegentreten. — Da dürfte es wohl berechtigt sein, zu sagen: Die christliche Schule ist den vitalsten Forderungen des Krieges am meisten gerecht geworden, und die herrlichen Siege, die den verbündeten Heeren anfangs zuteil wurden, sind nicht an letzter Stelle dem selbstlosen Vorarbeiten der christlichen Erziehungsweisheit zuzuschreiben; ihr gebührt ein Ehrenpreis, wenngleich sie vorherrschend der Friedensarbeit diente.

β) Dazu kommt, daß die christliche Schule in ihrer historisch vertieften Weisheit dem gerechten Krieg und seinen Forderungen stets eine Stelle im Kulturwirken gelassen hat. Wenn sie ihn auch in seinen Schrecken verabscheut, wenn sie auch die friedliche Kulturarbeit dem rauhen Kriegsschritt vorzieht, so ist sie dennoch in ihrem vernünftig-geschichtlichen Denken in der Lage, dem Kriege als Individual- und Menschheitserzieher, als einer möglichen Friedensgarantie innerhalb der Grenzen geordneter Rechtsvereinbarungen, besonders wahrer Menschlichkeit, sein Recht zu begründen und damit dem Volke jene Kriegsbegeisterung einzuflößen, die vorherrschend imstande ist, den Sieg dauernd an die Fahne der Gerechtigkeit und des verletzten Rechts zu fesseln. — Wie beschämt stehen jene Volksbildner und Menschheitsführer da, die von Krieg und Kriegsmöglichkeit nichts wissen wollten, die sich in die Gewißheit eines dauernden Weltfriedens gewiegt hatten und plötzlich vor der betrübenden Tatsache des männer- und völkermordenden Weltkrieges standen! — Die christliche Schule hat in der Tat hier epochemachende Erziehungs- und Kulturarbeit geleistet, daß sie dem Kriege auch seine Berechtigung zuerkannte unter der Voraussetzung freilich seiner höchsten eisernen Notwendigkeit und seiner unbestreitbaren Gerechtigkeit. Welchen Dienst die christliche Schule damit aber dem Krieg und seinem Wege zum Siege geleistet hat, das wird sicherlich erst in der Zukunft anerkannt werden. Die christlichen Erzieher stehen damit geehrt und geachtet da, und die alte Erziehungsparole „si vis pacem, para bellum" behält in einwandfreier Schätzung ihre eminente Bedeutung, zumal wenn die Gesetze christlicher Klugheit und Lebensweisheit restlos zur Anwendung kommen. — Damit haben wir die primären fundamentalen Forderungen des Krieges ins Auge gefaßt und erkannt, daß die Erziehungsweisheit des Christentums hier allein die Feuerprobe bestanden hat; rechnet man nun noch

b) dazu, daß der Krieg trotz seiner Härte und Bitterkeit dennoch die Gesetze des Rechts, der Billigkeit, der Milde und Schonung gegenüber Hilf- und Wehrlosen betont und auch nach Möglichkeit ausübt. Wohin käme im Kriege eine Erziehungsweisheit, wie Nietzsche und sein Prophetenanhang sie proklamierte? Der schwache und hülflose Teil der Menschheit würde zertreten werden in dem materialistisch-atheistischen Kampfe aller gegen alle, wie ihn die Bildungsmethode eines Darwin u. a. proklamiert hatte; die moderne gott- und christusfremde Bildnerzunft hat in diesem Kriege kein Recht, gehört zu werden; denn ihre Weisheit in die Tat umgesetzt, würde den Krieg noch schrecklicher gestalten, als er in seiner Wirklichkeit schon war. Auch hier gebührt der christlichen Schule die Palme edler Menschenerziehung und eines wohltuenden sittigenden Einflusses auf die Individuen und die Nationen, welche in den Krieg verwickelt waren.

II.

Nach dem verlorenen Kriege läßt sich nun leicht streiten und sind Besserungsvorschläge wohlfeil. Die kritische Arbeit späht nach den tatsächlichen Fehlern der vor dem Kriege und während desselben von den maßgebenden leitenden Persönlichkeiten geübten Gedanken- und Verwaltungsarbeit. Sie hätte besser in den Jahrzehnten vor dem Weltbrande einsetzen und eine offenehrliche Sprache führen sollen. Aber trotz aller Verhimmelung des modernen Wahrheitsforschens durfte die lebenspraktische und geschichtlich-völkische Wahrheit nicht gesagt werden. Einmal hatte man sich in Ruhe auf den vermeintlichen Lorbeeren früherer Errungenschaften in eine erschlaffende Selbstgefälligkeit eingelullt; zudem hatte man vergessen, den Ernst der machtgebietenden Zukunft an der nüchternen Schaffenskraft des Auslandes zu messen und dementsprechend dem Staatsschiff auf seiner sozial-pädagogischen Fahrt einen bestimmten Kurs zu einem sicheren Hafen zu geben. Die Zickzackpolitik Caprivis und seiner Epigonen war unter dem Zepter eines in der politischen Entwicklung, in dem sozialen Gesamtverständnis erst heranreifenden Monarchen verderblich geworden für den großen deutschen Einheitsgedanken, zudem hatte man drei Fundamentalgedanken in der Volkserziehung vergessen: Die Volksseele in ihrem Denken, Empfinden und politischen Wollen war in ihrem jugendlichen Aufschwung falsch eingeschätzt und vielfach verständnislos geführt worden. Vom grünen Tische aus wurde nach gewissem absolutistischem Muster regiert, befohlen und bestraft. Ohne eine berechtigte Selbstbestimmung hatte das deutsche Volk in seinen Massen nur fremdem Willen gedient; Selbstentfaltung und damit Selbstbeherrschung war ihm vielerorts fremd, und auch in dem geeinten Deutschen Reiche fehlte es an der wahren Volksaufklärung, Volksbelehrung und zielbewußten Erziehung. Die Erziehungsarbeit schien

für die breiten Massen mit der Entlassung aus der Volksschule abgeschlossen, und die Zeit von der Schule bis zur Kaserne stand offen für allerlei unberufene Erziehungsorgane. Unermeßlicher Schaden ist dadurch für die Gesundung des deutschen Volkes erwachsen. Wir hatten ein eigenes Ministerium für Schulangelegenheiten, für Erziehungsaufgaben und Bildungsziele, allein für die weiten Volksschichten und ihre Ertüchtigung in christlichem Geiste geschah, abgesehen von der kirchlichen Erziehungsarbeit, wenig oder garnichts. Erst spät erkannte man den Krebsschaden, und die einsetzende Arbeit war nicht gründlich und orientiert genug. Man studierte die Volksseele nicht und kannte sie daher nicht. Männer, die durch die modernen Schulen mit zopfmäßigen guten Examina zu ihrem Lebensberufe als Verwaltungs- und Regierungsbeamte hindurch gegangen waren, schienen die berufenen Führer und Retter des Volkes zu sein; und wie weit standen sie abseits von der wahren Psyche des Volkes! Von Friedrich dem Großen hätten sie lernen können, und das Studium des Koserschen Werkes über den alten Fritz hätte jedem preußischen Landrat und Regierungsbeamten zur Pflicht gemacht werden sollen. Wir verloren den Krieg, als man versäumte, vom grünen Tisch weg unter das Volk zu gehen, um es in seinem Berufsleben, in seinem Denken und Schaffen kennen und verstehen zu lernen, um es dann verständnisvoll zu erziehen. Das Kliquenwesen im Beamtentum, nach dem nur die Söhne vornehmer Kreise, alter Familien, bestimmter volksfremder Studentenkorporationen zum Herrschen und Regieren berufen waren, hat dem deutschen Staatswesen das frische Blut genommen und es im innersten Wesen vertrocknen lassen. Nur die „Furcht des Herrn" bestimmte Tausende zum Schweigen, das zuletzt dem unglücklichen System und dem gesamten Vaterlande zum Verderben wurde. Damals verloren wir den Krieg, als man anfing, alles in rosigem Lichte zu schildern und berechtigten Klagen und Anklagen den Weg zum Throne zu versperren. Es war die Zeit, in der Selbstprüfung und Selbsterkenntnis nicht mehr notwendig zu sein schien. Dazu kommt folgendes: Anstatt den berechtigten Wünschen der konfessionellen Stellung eines Volksteiles zu entsprechen, beging man den sozialpolitischen Fehler, protestantische Beamte in spezifisch katholische Gegenden zu schicken. Die sogenannten Paritätsklagen hatten einen tieferen Sinn, und unvergeßlich bleibt das Vorgehen in Elsaß-Lothringen. Es liegt uns fern, auch nur im geringsten dem Protestantismus nahe zu treten, wir sind mit Hochachtung und Liebe zu unseren protestantischen Mitbrüdern erfüllt, aber warum die groteske Maxime, ausgerechnet in vorherrschend, nicht selten in rein katholische Gegenden protestantische Beamten zu schicken? Worin lag dieses verhängnisvolle System begründet? Doch nur in dem Wahn, den Katholiken als Staatsbürger zweiter Klasse zu behandeln. Ja, es standen soviele Söhne

aus den sogenannten altpreußischen Beamtenfamilien in der Verwaltung, fühlten sich wohl und geborgen und hielten ihren Verwaltungsbereich, ihren Verkehrskreis rein von Katholiken. Damals verloren wir den Krieg, als der Name, die Familien, die Verwandtschaft, die Konnexion, nicht der Mann und sein persönliches Können maßgebend waren. Die Parole: „dem Tüchtigen die Bahn frei" kam zu spät. Wann verloren wir den Krieg? In dem Augenblicke, als für die seelische Ausbildung des Soldaten zu wenig geschah, als die religiös-sittliche Erziehung beim Militär, vom Offizier bis zum einfachen Manne herab, ziemlich Nebensache war. Es hatte sich ein unheilvoller Formalismus ausgebildet, der nur in der mechanischen strategisch-technischen Durchbildung das Ideal der Soldatenerziehung erkannte. Hier ist die wunde Stelle, die uns vor dem Kriege schon Unheil genug brachte, die während des Krieges sich zu einer Hydra auswuchs, die dem deutschen Volke fast den letzten Blutstropfen aussaugte, und die jetzt nach dem Kriege für den Bestand des Vaterlandes beängstigend wirkt. Man öffne doch die Augen und prüfe. Was ist denn an tiefwurzelnder religiöser Bildung in unserem Heereswrack übrig geblieben? Mußte nicht eine fundamentale Arbeit der Kirche einsetzen, um zu retten, was an seelischem Gute noch gerettet werden konnte? Es ist der sittigende Einfluß des Christentums in seiner erzieherischen Bedeutung besonders in der Heeresausbildung verkannt und unbenützt geblieben. Der äußere Drill schien zu genügen; die Parade mußte gut verlaufen, und alles war gut. Aber Menschen erziehen und zu den größten persönlichen Opfern willig machen, das wurde in vielen Kasernen versäumt; et inde lacrimae. Damals verloren wir den Krieg, als die Selbst- und Heereserziehung strategisches Können und militärisches Ziel falsch einschätzte, und eine verhängnisvolle Lethargie im mathematischen Rechnen die Grenzpfähle in luftige Zonen versetzte. Wir müssen wieder rechnen und prüfen und üben, um das Gleichgewicht zu gewinnen. — Ohne Zweifel haben wir den Krieg verloren, als die Gesetze christlichen Denkens und Wollens für viele Gesellschaftskreise nur noch formale Bedeutung hatten, als man angefangen hatte, in frivoler Weise über religiöse Begriffe und Werte, konfessionelle Einrichtungen und Anschauungen sich zu äußern und jede religiöse Geisteserneuerung mit Spott zu übergießen. Es fehlte weiten Schichten des Volkes die wahre christliche Selbsterkenntnis und die auf einer unerbittlichen Selbstprüfung beruhende Gewissenseinkehr. Die Philosophie eines Friedrich Nietzsche mit ihren phantastischen Auswüchsen hatte eine Selbstüberhebung, einen Klassendünkel künstlich ins Kraut schießen lassen, daß tatsächlich der Unterschied zwischen Herrenmensch und Herdenmensch bedauerlicherweise nicht zu leugnen war und im praktischen Alltagsleben groteske Formen und Früchte zeigte. Die in die untersten Volks-

schichten hinabsickernde Welt- und Lebensverwirrung eines Nietzsche hat wesentlich an dem beklagenswerten Ausgang des Krieges mitgeholfen. Damals verloren wir den Krieg, als man einer gewissen antichristlichen Religion Verstand und Seele, Herz und Willen öffnete. Mit dieser vom geschichtlichen Standpunkte fast unverständlichen Hinneigung mancher Gesellschaftsklassen zum Unglauben, zur offenen und versteckten Christusfeindlichkeit in Wort und Schrift verband sich eine greifbare Vernachlässigung der Fundamente wahrer Erziehung. Es wurden Möglichkeiten zu einer Freigeistigkeit und sittlichen Zügellosigkeit geschaffen, die einem in der Menschenseele schon schlummernden Keime entgegenkamen und jenes Unglück heraufbeschworen, das in der Fahnenflucht, in der Gehorsamsverweigerung und in einer zielbewußten Untergrabung der Staatsgrundfesten zum Ausdruck kam. An den Folgen dieser Tatsachen erkennt man die Gefahr der Voraussetzungen. Hätte die christliche Erziehung jenes Heimrecht allseitig empfangen, das ihr zukam, dann wäre der Weltkrieg anders zu Ende gegangen; sie blieb die *Stimme eines Rufenden in der Wüste!* Und doch bot der christliche Lebensgeist allein Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft.

1. Eine allgemeine religiöse Höhenentwicklung hatte man beim Beginne des Weltkrieges erwartet und auch beobachtet. Die ungeahnte Seelengröße eines um Ehre, Freiheit und historisch gewordenen Besitz streitenden Volkes verband sich mit dem entschiedenen Willen zum Siege und dem Bewußtsein, in der Gefolgschaft Gottes Großes leisten zu können. Das altehrwürdige Erbgut deutscher Stämme, die Religion, flammte in ihrem reinen Aufstieg zu Gott empor, wie einst die Oriflamme die zum Kampfe eilenden Könige begleitete. — „Gott mit uns!" war die Losung des Helden im Kampfe, der Beter und Dulder zu Hause, der Waisen in ihrer vaterlosen Vereinsamung, der frommen Witwen und reinen Bräute. In Andachten und Gebetsübungen, in gemeinsamen Bußprozessionen und in feierlichen Triduen flehte die katholische Christenheit Deutschlands um den Sieg und um einen ehrenvollen Frieden. Der tiefe Akkord des Ohnmachtsempfindens durchzuckte die leidende Menschheit, und Gott war sichtlich nahe allen denen, die ihn mit ringender Seele *suchten*. Die freudige Hingabe persönlicher Habe und selbst eigenen Könnens an das Vaterland und seine gerechte Sache war das *hoffnungsvolle Zeichen der Zeit*. — Es erübrigt sich, Allbekanntes zu wiederholen; in die Geschichte der Völker hat die Stimme Gottes beim beginnenden Völkerringen ihren Willen eingegraben, und Sinn und Wert des Lebens gewann von dort einen freudigen Aufstieg. —

a) Vier volle Jahre wogte der Völkerkrieg hin und her. Sucht nach Weltmacht und Selbstverherrlichung ließ den einzelnen Nationen keine Ruhe: Geld und Einfluß wurden nicht selten unter schmachvoller Verletzung von Völkerrecht und Naturgesetz eingesetzt, um friedliebende Staaten gewaltsam in das Ringen

zu zerren und ihnen das Recht der freien Selbstentscheidung zu nehmen. Hatte die Religion überhaupt, insbesondere die christliche Welt- und Lebensbegründung noch ihre alte Werbekraft bewahrt, oder hatte der Krieg in seiner eigenartigen Entwicklung die religiösen Begriffe und Folgerungen abgeschwächt? Hatte er gar einen geeigneten Boden für eine neue religiöse Geistesentfaltung geschaffen? Rätsel scheinen mehr denn je an der Seele vieler Zweifler vorbeizuziehen, und es muß die Frage gegenwärtig beantwortet werden: Was ist von der Werbekraft der Religion in und nach dem Kriege zu halten. Eine Frage wird vom psychologischen Standpunkte leicht zu beantworten sein: Warum ist die religiöse Begeisterung vielerorts so kurzlebig gewesen, ja sogar untergegangen?

b) Die Religion als bewußte Hingabe an den allmächtigen Schöpfer, Erlöser und Beglücker des Individuums setzt starke seelische Grundwurzeln voraus. In der natürlichen Erkenntnis der Beziehung der Seele zu einem überweltlichen Gotte liegt nicht allein ein Schritt aus der Beobachtung naturwirkender Vorgänge zur metaphysischen Erfassung eines von der Materie unabhängigen Prinzipes, sondern es ist damit auch gleichzeitig eine schrittweise Ueberwindung aller Schwierigkeiten und Hindernisse im naturwissenschaftlichen und rationellen Erkennen gegeben, die in ihrer logischen Einheit und in folgerichtigem Aufbau der Seele eine moralische Gewißheit geben. Wohl ist die kindlich dankbare Hinneigung zu Gott, die in der innersten Seele schlummert und erwachend der Hoffnung starke Flügel bei erst im Tode erlahmender Schwungkraft gibt, Gewähr genug für das Dasein des Anfanges und Zieles aller Religion. — Allein es kommen trübe Tage, dunkle Lebensstunden; es will nicht selten die Flamme heiliger Gottesliebe erlöschen, was die innere Stimme spricht, täuscht angeblich die hoffende Seele, und da muß die Logik des Verstandes, die Gewißheit der empirischen Forschung im allgemeinen und im besonderen dem Individuum die untrügliche Gewißheit von dem Werte und der Wahrheit der Religion geben. Die subjektive Anlage des Einzelnen muß sich dann in dem objektiven Tatbestand der Welt- und Lebenserscheinung zurechtfinden und mit treuer Seele der eisernen Konsequenz erkannter Wahrheiten nachgehen und dabei sich beruhigen. Gerade hierin offenbart sich der religiöse Charakter, und es ist ein Mangel an psychologischem Verständnis, wenn hier nicht das gefordert wird vom Intellekt und Willen, was Sein und Erfahrung längst erwiesen haben. — Die Religion ist nicht allein sittliches Handeln und gesetzmäßiges Erkennen, sie muß auch die Selbstprüfung und gewissenhafte Nachprüfung aller anscheinend ins Wanken geratenden Faktoren ermöglichen und abseits von jedem praktischen Zweifel ausführen. Dazu gehört aber neben Selbsterkenntnis und demütiger Einsicht der Unzulänglichkeit menschlichen Erkennens und

Wollens eine genügend geübte Fähigkeit, die Grundbeweise für den Wert und Inhalt der Religion zu verstehen und selber zu führen und als starker religiöser Charakter auch die letzten und höchsten Folgerungen aus der Religion und ihren Grundlagen zu ziehen. An dieser Fähigkeit scheint es vielen vor dem Kriege und vor allem während des Krieges gefehlt zu haben. Inwiefern? Eine ernste und durchaus aktuelle Frage, die notwendig eine genügende Antwort erfordert.

α) Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß die religiöse Belehrung vor dem Kriege in manchen Kreisen und Gesellschaftsschichten eine teils mangelhafte, teils irregeleitete war. Mangelhaft war sie dort, wo das Verständnis für Metaphysik, Lebensinhalt und Daseinsbedeutung stark getrübt war. Entweder war es eine überstarke Inanspruchnahme durch Beruf und Wettbewerb in materieller Hinsicht, sodaß kaum eine ruhige Stunde zu ernstem Nachdenken übrig blieb, oder es herrschte eine durch die Erziehung bereits begünstigte Gleichgültigkeit in der religiösen Betätigung, oder es fehlte an der notwendigen Vorbildung, um den oben erwähnten religiösen Charakter mitbegründen zu helfen. Statistisch steht fest, daß vor dem Kriege die religiöse Pflichterfüllung durch die ungeordnete, vielfach übertriebene Sucht nach materiellem Gewinn in irgend einer Form stark beeinträchtigt wurde, nicht selten zurückstehen mußte. Sonn- und Festtage konnten und durften nicht selten nur benutzt werden, um sich eine körperliche Ausspannung zu ermöglichen. In vielen Gesellschaftskreisen gehörte ein oberflächliches Plaudern über religiöse Dinge, Handlungen und Einrichtungen, ein unberufenes Kritisieren an kirchlichen Lehren und Gebräuchen, eine gewisse unbegründete Reformsucht zum Unterhaltungsmaterial, und aus vielen Ausführungen klang gar oft eine geringschätzende Stimmung gegenüber der Kirche und ihren Zeit- und Ewigkeitsaufgaben. — Was aber besonders bedauernswert war, dürfte wohl die mangelhafte religiöse Durchbildung gewesen sein. Lag eine höhere Geistesbildung vor, so hatte man auf der höheren Lehranstalt trotz aller Mahnung und gewissenhaften wissenschaftlichen Darbietung des Religionslehrers es nicht sonderlich ernst genommen, zumal das religiöse Beispiel des Elternhauses, die Belehrung und Aneiferung von seiten der Eltern viel zu wünschen übrig ließ. Hinzu kam der verderbliche Einfluß mancher Freunde auf dem Gymnasium und der Hochschule; bei aller Wertschätzung der Wissenschaft fehlte die sittlich-starke religiöse Durchbildung, und damit ging manches ideale Lebensgut verloren. Das muß als einfache Tatsache konstatiert werden.

d) Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein großer Teil auch der katholischen Bevölkerung lau und gleichgültig im religiösen Leben geworden war. — Sicher aber ist, daß ein hoher Prozentsatz Nichtkatholiken sich um die Forderungen der Religion überhaupt nicht mehr kümmerte, im Gegenteil eine feindliche Stellung

gegenüber der Kirche, ihren Dienern und ihren Satzungen einnahm. Die Kirche war und wurde vielerorts das Zeichen, dem widersprochen wurde, und damit griff eine Gehässigkeit und Glaubensfeindlichkeit Platz, die uns unbeschreiblich geschadet hat. Die Kinder der Kirche wurden untreu gegen die Mutter, und die religiöse Entfaltung litt unabsehbaren Schaden. Besonders aber waren es die Anhänger der geheimen Gesellschaften, die nicht nachließen, das zu beschimpfen, was sie in jungen Jahren angebetet hatten.

e) Besonders galt der Kampf der konfessionellen Volksschule. Demgegenüber sei auf die religiös-sittliche Anlage des Individuums in der folgenden wissenschaftlichen Begründung kurz hingewiesen. Denn um die erzieherische Leitung und Rettung des Einzelnen für das sittliche Handeln innerhalb der Menschheit und für das Streben nach Ewigkeitswerten handelt es sich in der Schule an erster Stelle. Es mußte demnach der Gesamtunterricht unter diesen Gesichtspunkt gestellt werden, und von hier aus wurde dann die unleugbare Notwendigkeit der Konfessionsschule erfaßt. Die religiöse Veranlagung des Kindes ist ihr höchstes Erb- und Krongut, in ihr liegt die letzte erreichbare Grundlage jeder, besonders der christlichen Erziehungswissenschaft. Demgemäß ist eine grundsätzliche Untersuchung dieser Grundlage der konfessionellen Schule, wenn auch aphoristisch infolge Raummangels, die Grundbedingung zum Verständnis des Ringens um die christlich-katholische Schule.

α) Wer die folgenden Ausführungen ohne Vorurteil prüft, wird gestehen, daß für uns nur die katholische Schule, für das christliche Haus nur die christliche Erziehung Parole sein kann. Die unsterbliche Seele des zu erziehenden Kindes unter allen Umständen mitretten zu helfen, in gesetzmäßiger Erziehungsform alle Mittel in den Dienst dieser Seelenleitung und Seelenrettung zu stellen, ist höchste Norm der konfessionellen Schule. Die wissenschaftliche Erkenntnis des eigengesetzlichen Charakters der Kindesseele bleibt nicht bei der technisch-praktischen, theoretischen Durchbildung des Kindes stehen, sondern bei aller Wertschätzung und Pflege dieser Zweige der Erziehung verliert sie den Blick nicht für Christi, des größten Menschenerziehers, Wort: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele. Es ist daher ein vertiefter Aufschluß über die letzte erreichbare Grundlage wahrer Erziehung durchaus notwendig, um die Gegner der konfessionellen Schule über die Unhaltbarkeit ihrer Anschauung von ihrem eigenen Forschungsgebiete aus zu überzeugen, falls sie guten Willens sind.

β) Auf die konfessionelle Schule führt schon die Geschichte der Schule. Ein Kleinod war dem bodenständigen Deutschen sein

Schulhaus und die Erinnerung an die Schulzeit. Schule und Elternhaus hatten von den Tagen der Gründung der Schule an einen Treuebund geschlossen, und dieser auf Gegenseitigkeit, Ehrfurcht und Opfergeist aufgebaute Bund hatte sich in den verschiedenen Jahrhunderten bewährt. Freilich versetzte die unglückselige Glaubensspaltung dieser zarten Kulturblume einen empfindlichen Bruch und gab nicht, wie vielfach irrig behauptet wird, der deutschen Schule erst ihre Lebenskraft; sie schuf nur die notwendig gewordene konfessionelle Schule, da vorher ein Glaube, eine Liebe und ein Lebens- und Kulturziel alle vereinigt. Die deutsche Schule war von Hause aus christlich und so zeitgemäß. Denn die in den deutschen Gauen gegründete, von frommen, um die Volksbildung besorgten Geistesmännern ins Leben gerufene Pflanz- und Pflegestätte deutscher Kultur mußte sich zur Zeit eines hl. Bonifatius, eines starken Geistes, wie ihn Kolumban besaß, dem Bildungsgrade der deutschen Gaubewohner anpassen; und das hat sie ehrlich und erfolgreich getan. — Die ersten großen Lehrer, geistig hochstehende Männer, Bannerträger der damaligen Wissenschaft, pädagogisch geschulte und erfahrene Volksbildner, mußten im methodischen Aufbau ihres Erziehungs- und Bildungsideales zunächst neue Lehrer, Gehilfen in ihrem erhabenen Berufswirken gewinnen. Sie waren aus vielen Gründen genötigt, erst Volkssprache, Landessitten, Gebräuche und Lebensanschauungen der zu bekehrenden und kultivierenden Völkerschaften kennen zu lernen, um so zur Seele des gesamten Volkes und seines einzelnen Vertreters Zugang zu gewinnen. Die erste deutsche Schule war keine unvorbereitete Experimentierschule, sondern ein wohldurchdachtes Bildungssystem. Der rauhe Germane muß mit dem Gnadenhauche der neuen Religion erst für die Anfangsgründe wahrer Bildung gewonnen werden, um dann in einer längeren Uebung Geist, Intellekt und Willen zu stählen. Wer ist imstande, den ersten deutschen Lehrern in dieser Hinsicht Mangel an Methode, Kurzsichtigkeit in der Bestimmung des Erziehungszieles, in der Abwägung der Bildungsmittel und in der Begründung der Erziehungsvoraussetzungen nachzuweisen? — Die deutsche Schule versprach damals eine glänzende Zukunft. Sie war berufen, das Antlitz der rauhen Gaue Deutschlands zu erneuern, in der Pflege von Ackerbau, Handel, Gewerbe, Handwerk und wahrer Gesellschaftsunterordnung den Grund zu einer gedeihlichen Volks- und Kulturblüte zu legen und somit ein Werk für eine glückverheißende Zukunft zu begründen. — Die Wissenschaft blühte, indem die Denkmäler des wissenschaftlichen Denkens vergangener Tage erhalten und der kommenden Zeit übermittelt wurden, ferner indem auf Grund dieser vorbauenden Arbeit ein beachtenswerter Fortschritt in der Vertiefung, Erklärung und praktischen Verwertung der Gedanken der Antike erzielt wurde. Wer will das leugnen? Leider ist die Geschichte der alten Kloster-, Pfarr-

und Gemeindeschulen vor der sogenannten Reformation noch nicht geschrieben.

γ) Die Zukunft der deutschen Schule war mit der notwendigen Einführung der konfessionellen Schule stark beeinträchtigt, genau umschrieben und zwar aus folgenden Gründen.

δ) Zunächst gebrach es an einem einheitlichen Zusammenwirken auf das notwendig eine Ziel jeder wahren Erziehung, nämlich die Rettung und Ertüchtigung des Individuums für sein näheres und entfernteres Lebensziel.

ε) Die gesetzmäßige Durchdringung des Gesamtunterrichtes mit dem christlichen Geiste wurde durch die einseitige Entfernung von dem wahren Lebens- und Wirkensideal des einen Christentums wesentlich abgeschwächt und führte zu unfruchtbaren Schulkämpfen, die angeblich der Methode galten, meist aber die Schule in ihrem Lebensnerv trafen.

ζ) Die besondere Aufgabe der deutschen Schule, ihre Mitglieder zu einheitlichem deutschen Denken und sittlich-völkischem Handeln zusammenzuschmieden, geriet durch unberufene Glaubenseiferer in den Hintergrund der Haupterziehungsaufgaben und entfremdete die einzelnen deutschen Gaue mehr, als es dem gesamten deutschen Leben, der deutschen Zukunft ersprießlich war.

η) Hervorragende Leistungen der alten Kloster-, Pfarr-, Stadt- und Landschulen wurden in den Schatten gestellt und ohne gründliche Prüfung der bewährten Erziehungsgrundsätze vergangener Zeiten die deutsche Schule zu einem Tummelplatz von oft recht unzeitgemäßen pädagogischen Experimenten gemacht. Der Riß war und wurde durch die allzustarke Verweltlichung der Schule noch schlimmer zum Schaden der Zukunft der deutschen Schule.

ϑ) Endlich fand eine sinn- und ziellose Verzettelung materieller und geistiger Kräfte statt; anstatt zur Einheit zu streben, ging man auch auf dem Erziehungsgebiete zu dem berüchtigten deutschen Partikularismus über. Letzterer aber hat bekanntlich der deutschen Schule bis heute klaffende Wunden geschlagen. — Diese Folgen haben Jahrhunderte hindurch der anfangs so hoffnungsvollen Entwicklung der christlichen Bildungsstätten vielerorts den Todeskeim mit auf den Zukunftsweg gegeben. Aber noch blieb die deutsche Schule im christlichen Glaubensgebiet christlich.

f) Die Zukunft der deutschen Schule ist nur durch das entschiedene Eintreten gläubiger Kreise für die christliche Grundlage des Schulsystems gerettet worden. Die frische, lebenskräftige Wirkungsform war freilich stark beeinträchtigt, die philosophisch-theologischen Fehden blieben nicht ohne Einfluß auf die pädagogisch-methodische Umwertung aller wahren Erkenntnis- und Bildungsresultate. — Die neue Zeit brach an und die deutsche Schule wurde in Stadt und Land nicht selten die Versuchsstation verschiedener Theorien in erkenntnistheoretischer und psychologi-

scher Beziehung. Ein einheitlicher Gedanke war nicht vorhanden; es begann der vielgenannte Kampf um die deutsche Jugend und damit um die deutsche Zukunft. Die Bildung und Erziehung war nicht mehr idealer Selbstzweck, sondern parteipolitische, eigengesetzliche Lebens- und Staatsziele, selbstherrliche Standesströmungen durchbrachen den bis dahin ruhigen Gang der auf vorherrschend höhere Ziele gerichteten Volks- und Jugendbildung. Dementsprechend zog die Schule in ihren mannigfachen Verzweigungen die Aufmerksamkeit bisher uninteressierter Kreise auf sich. Es bildeten sich schon im ausgehenden 17. Jahrhundert besondere Richtungen aus, die in Wort und Schrift mittelbar und unmittelbar auf die Gewinnung der Schule, der Schüler und Lehrpersonen hinausgingen. Die Geschichte dieser offenkundigen Bestrebungen birgt eine Menge reicher Einzelbemühungen, die später zu den hartnäckigen Schulkämpfen führten, die bis in die Gegenwart ihren verheerenden Einfluß geltend machen. — Alle diese unliebsamen, für die Erziehung des deutschen Volkes auf die deutsche Zukunft wenig ersprießlichen Auswüchse der in der Glaubensspaltung notwendig gegebenen konfessionellen Schule wurden gesteigert durch das oft einseitige staatliche Dazwischentreten. — Die philosophischen Schulen erhoben ihre Anforderungen an die Volksseele und schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts haben wir die Einbeziehung der Pädagogik in das jeweilige philosophische Gedankensystem. Die Philosophen kämpften mit den kirchlich treuen Vertretern um Wissen und Glauben, um Theorie und Praxis und nicht zuletzt um die Herrschaft über das psychisch-völkische Sein der Staaten. In übertriebener Weise wurde dabei der Staatsgedanke herausgearbeitet; dem Staate wurden vom philosophischen Standpunkte aus Rechte eingeräumt, die ihm vom natürlichen Rechte, sowie vom Glauben aus nicht zukamen; es kam zu unliebsamen Zusammenstößen zwischen Schule und Staat und Staat und Kirche. Es ist eine betrübende Tatsache, daß somit ein Zankapfel in den ruhigen Gang des Familien-, Gemeinde- und Staatslebens geworfen wurde, daß noch heute der Kampf nicht ausgefochten ist, daß vielmehr dieser Kampf unentwegt bis zur erwünschten Glaubenseinheit der im Glauben getrennten Völker dauern wird. Zwei Güter gingen damit für die deutsche Zukunft verloren: Zunächst war das Interesse vieler Schulmänner naturgemäß auf die Durchführung der eigenen liebgewonnenen Lehr- und Erziehungsmethoden gerichtet. Hiermit ging Hand in Hand der übel angebrachte Eifer gegenüber gleichberechtigten oder gar übergeordneten Erziehungs- und Bildungssystemen. Ferner wurde die Politik in ihren vielen Unarten so in das Schulhaus, in die Kultusministerien geschleppt, daß vielerorts und in manchen Entwicklungsstufen der deutschen Schule der Haupterziehungszweck aus dem Gesichtskreis verantwortlicher Instanzen verschwand. Der Schaden, der dadurch der deutschen Schule und der

deutschen Zukunft erwuchs, ist unbeschreiblich. Die einheitliche, christliche, auf das völkische Wohl gerichtete nationale Erziehung trat immer mehr zurück; es verlor die Schule ihren primären höchsten Zweck: die Führung, Ausbildung, Einfügung und Rettung des Individuums für die menschliche Gesellschaft und das gesamte Staatsleben einerseits und für das Ewigkeitsziel andererseits. Beklagenswert ist es, daß diese Tatsache mit ihren zerstörenden und weiter verheerenden Folgerungen meist zu spät erkannt wurde. — Die Modephilosophie drang in die Verwaltungsinstanzen, in die pädagogische und einzelmethodische Literatur, und so ging kostbares Erziehungs- und Volksgut verloren. Vielfach sah man es nicht ein und wollte es nicht erkennen, allein heute wird keinem unbefangenen Beobachter es mehr unklar sein, daß hier zum Nachteile des deutschen Erziehungsgedankens schwer gesündigt worden ist. An den Früchten hat man diese philosophisch-pädagogischen Experimente in der Neuzeit längst erkannt. Wenn nur endlich der Rückzug von diesem noch mehr drohenden Verfall angetreten würde! Allein wie die Geschichte der konfessionellen Volksschule ausweist, ist vorerst keine klare Erkenntnis des Niederganges vorhanden. Ob die Aufklärung von der Schulphilosophie oder von der Volksvertretung ausgehen soll, war stets unklar und ist auch heute noch unklar.

2. Die Rettung des deutschen Volkes ist mitbedingt durch die Erhaltung der christlich-konfessionellen Schule. Dies kann nur aus der Vergangenheit heraus verstanden werden. In dieser Vergangenheit sind zwei Tatsachen erhärtet. Die erste Tatsache lautet: Seit der Entstehung der konfessionellen Schule hat die katholische Schule mit Ausschluß einseitiger Parteibestrebungen stets das Endziel der Schule an ihrem Gründungstage im Auge behalten. Dieses ihr ideale Ziel erschöpfte sich nicht in der Ertüchtigung des Individuums für die Arbeit am Wohle der menschlichen Gesellschaft, vielmehr verband es diesen diesseitigen Zweck mit einem Endzweck, der in Christi Wort seinen letzten Grund hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ — Die zweite Tatsache lautet: Alle die Schulsysteme, die abseits von Christus und seinen Erziehungsgrundsätzen das Heil suchten, haben weder restlos das einseitig gewertete Weltziel erreicht, noch haben sie die völkisch-nationale Erziehung mit ihren Einzelzielen gerettet. Von einem ewigen Bildungsziel ist bei ihnen kaum noch etwas zu verspüren. In ihrer Mitte muß die deutsche Schule und damit die deutsche Zukunft notwendig zu Grunde gehen. Darauf werden wir im Folgenden zurückkommen. Unsere Absicht ist, solange es noch Zeit ist, — und es schlägt bald, wenn uns nicht alles täuscht, die zwölfte Stunde, — auf das einzige Rettungsmittel der deutschen Zukunft hinzu-

weisen, nämlich auf die Erziehung des deutschen Volkes in der wahrhaft christlichen Schule. Denn wer will die folgenden Tatsachen leugnen?

a) Eine ideelle Scheidung der Geister auf noetischem, psychisch-ethischem und religiös-übernatürlichem Boden ist nicht allein notwendig, sondern eine billige Konsequenz des logischen Denkens. Man mag noch so sehr die Gesetze der Logik bekämpfen und eine gewisse Disharmonie zwischen Theorie und Praxis billigen, auf die Dauer kann nur der positive Christusglaube, seine Ethik und soziale Volkserziehung die Menschheit retten und damit das Fundament zu einem wirklich wissenschaftlichen Weiterstreben und sittlichem Emporsteigen und religiöser Einigung legen. Denn es bleibt ein ewiges Gesetz der Wissenschaft, daß sie Intellekt und Willen mit ihren Ideen und Zielen zum vollendeten Denken, Schauen, Besitzen und Genießen emporführen muß. — Jede auch noch so sehr in formaler Hinsicht sich betätigende Wissenschaft muß einen sittigenden Einfluß auf das ethische Empfinden und eine befruchtende Auswirkung auf den Verstand im Gefolge haben. — Welche Folgerungen ergeben sich daraus zunächst für die Anwendung der christlichen Ideen im modernen Menschheitsleben, insbesondere auf dem Gebiete der Erziehung?

b) Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß das Christentum mit seinen geläuterten Grundsätzen die Vorbedingungen setzt, die für eine gedeihliche leibliche und seelische Entwickelung des Individuums und der Gesamtheit vom größten Nutzen sind. Es könnte vielleicht überflüssig erscheinen, auf solche unwesentlichen Erscheinungen im modernen Kulturleben hinzuweisen. Aber „unwesentlich" dürften sie doch nur für den sein, der die Forderungen und Anlagen des Menschengeistes und der Volksseele nicht kennt. Nur ein liebevolles Eingehen auf die besonderen Aeußerungen des christlichen Geistes, wie er sich um Jesus von Nazareth und in der christlichen Welt- und Lebensentfaltung nach seinem Tode geltend macht, gewinnt hier mehr, als es auf den ersten Augenblick scheint. Peinliche und gewissenhafte Sorge widmet die allerseligste Jungfrau ihrem schwachen Kinde in Bethlehem; die Windeln reden von Armut, aber auch von fürsorgender Mutterliebe. — Denn nach griechisch-römischem Sprachgebrauch sind sie das Stückchen Tuch, der Flicklappen, der als Hülle und Binde für kranke Körperteile diente (A. Martial, Ovidius Petronius, Plinius.) Sprachlich deutet es also auf Armut, aber Reinlichkeit, auf emsige Sorge, auf Mutterliebe und Opfersinn, ist also vorbildlich.

c) Die Eltern des Jesuskindes leben in geordneten, wenn auch ärmlichen Lebensverhältnissen. Sie stehen allein da; von Anverwandten und helfenden Kräften ist keine Rede; der Erzengel Gabriel kommt zur Zeit des Gebetes zur reinen Jungfrau. Mit Sorge, aber demütiger Unterwerfung, nimmt sie das Wort des Engels an, und so wird ihr Gehorsam zum Grundmotiv und Fundament der neuen Weltordnung und der harmo-

nischen Verbindung zwischen Himmel und Erde. „Ecce ancilla Domini, fiat mihi secundem verbum tuum." — Dieses erlösende Wort aus dem Munde der Gottesmutter ist der Anfang der neuen rettenden Heils- und Gnadenordnung. — Der Geist des Christentums ist der Friedensodem der Ordnung und der Rettung durch die natürliche Ordnung zur übernatürlichen. — Erwähnt sei noch, wie Maria nach der Menschwerdung des ewigen Wortes zu ihrer Verwandten Elisabeth eilt, um ihr in edler, menschenwürdiger Weise zu dienen, ihrer Verwandten die Sorge um Haus und Familie abzunehmen. Der schlichte Bericht des Evangeliums eröffnet eine wirksame Perspektive auf den sozialen Geist, der in so manchen anscheinend nebensächlichen Berichten der göttlichen Offenbarung liegt. — Mit dem Lobgesang des „Magnificat" vereinigt die Mutter Gottes das Gebet mit der Arbeit, und segensvoll wirkt schon ihre Nähe auf die hl. Elisabeth und ihr Kind. Wenn auch der übernatürliche Gnadenhauch sich hier vorerst geltend macht, die natürlichen Streiflichter für das sozialethische Verständnis des Evangeliums ergeben sich aus der einfachen Exegese.

d) Der Geist sittlicher sozialer Ordnung erfüllt den heiligen Joseph. Als rechtlich anerkannter Bräutigam der reinsten Jungfrau will er sie in seiner reinen Denkungsart nach der Forderung des Gesetzes milden Herzens heimlich entlassen; um sie nicht der Schmach preiszugeben, will er vielleicht selber sein Vaterland verlassen. Vom Engel belehrt, handelt er nach Gottes Weisung, und in treuer gewissenhafter Hochhaltung der natürlichen jüdischen Gesetzordnung wirkt er mit an der Vollendung der welt- und lebensordnenden Heilsvermittlung Gottes durch die zweite Person der Dreifaltigkeit. Diese Mitarbeit hatte freilich nur indirekten Wert, aber sie fügte sich so harmonisch in den Heilsplan Gottes ein, daß Joseph als das Haupt der heiligen Familie in gottgewollter Weise für deren Wohl und Wehe aufkam. So wendet sich der Engel stets an ihn, wenn es gilt, das Kind und seine Mutter in Sicherheit zu bringen. Maria erkennt diese soziale Stellung des hl. Joseph an, was schon aus ihren besorgten Mutterworten hervorgeht: Kind, was hast du uns getan, siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht." In der Tat, ideale Sorge des Christentums um das leibliche Leben des Kindes. Der liebe Heiland hält selber die soziale Ordnung des Naturgesetzes ein. Wer bewundert nicht den Hoheitssinn des kurzen Berichtes beim Evangelisten: „Erat subditus illis" in seiner Bedeutung für das geordnete Familienleben, für die naturgesetzliche Stellung des Kindes zu den Eltern, für die ideale Auffassung der christlichen Ethik von dem Gehorsam gegen Vater und Mutter (illis), wodurch der bisher wenig beachtete Unterschied der christlichen kindlichen Pietät gegenüber den Parallelbestimmungen des ägyptischen, babylonischen, griechischen und römischen Gesetzes

bezüglich der Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern ins helle Licht gerückt wird?

e) Eine normale Entwicklung innerhalb des Familienlebens, innerhalb der zeitgemäßen Entfaltung des Individuums nach jüdischem Gesetzeswillen macht Christus in Nazareth durch. „Des Zimmermanns Joseph Sohn nimmt zu an Weisheit, an Alter, an Gnade bei Gott und den Menschen." Die ewige Weisheit erwirbt also natürliches Wissen und offenbart in naturgemäßer Anlehnung an die Entfaltung menschlicher Lebensweisheit seine persönliche Weisheit; seine körperliche und geistige Entwickelung paßt sich an dem fortschreitenden leiblichen und seelischen Erstarken des menschlichen Individuums, und so gewinnt er in seiner natürlichen Aeußerung durch seine natürlichen edlen Eigenschaften und Vorzüge die Gunst und das motivierte Ansehen bei den Menschen und bei Gott nach menschlichem Ermessen selbstverständlich.

f) Hiermit erkennen wir einen neuen Zug in der ordnungsgemäßen Entfaltung des individuellen Lebens bei Christus. Wie aber Christus in seiner Person, in seiner menschlichen Entwickelung, in dem Leben seiner Umgebung in liebevollster Anlehnung an den Ordnungsgang der von Gott in Ordnung und zur Wahrung idealster Ordnung geschaffenen Natur den Geist der natürlichen und übernatürlichen Lebensordnung verbreitet, so verlangt auch das Christentum der Gegenwart, das doch nur den fortlebenden Christus darstellt, den Geist naturentsprechender Ordnungsliebe, um so die primitivsten Voraussetzungen zur hoheitsvollen Ausgestaltung der menschlichen Psyche von der Natur zur Uebernatur zum dauernden Besitze der Menschheit in Gegenwart und Zukunft zu fixieren.

g) Demgemäß ist es notwendig, daß die moderne Erziehung im christlichen Sinne jenen Forderungen ihr besonderes Augenmerk schenkt und jene Wunden heilt, an denen unser modernes Kulturleben in vielen Gesellschaftsschichten krankt. Es bildet einen wesentlichen Teil der Privat-, der Haus- und Laienseelsorge und der gesamten zeitgemäßen Bildung.

3. Im modernen sozialen und religiösen Ringen und Kämpfen ist eine Kette von Schwierigkeiten und Problemen zu lösen. Die Fundamente der sittlichen und glaubensfrohen Lebensordnung sind von der Zeitwissenschaft, die mehr und mehr der krassen Negation sich zuwendet, angegriffen und subjektiv betrachtet, in vielen Stellen der freudigen praktischen Entwickelung entzogen. Wir haben bereits im ersten Teil unserer Abhandlung nur auf einige sozialen Grunderscheinungen und einige Begleitfolgerungen hingewiesen; Vollständigkeit sollte nicht erstrebt werden, es handelte sich nur um einige markante Erscheinungen antisozial-ethischer Kulturkörper der Gegenwart. Es soll nun nicht geleugnet werden, daß in Wort und Schrift auf die Rettungsbedürftigkeit unserer Zeit genügend hingewiesen wor-

den ist, allein man hat sich in manchen wissenschaftlichen Diskussionen mit Einzelheiten befaßt, die mehr auf die noëtischen und ethisch praktischen Phänomene sich beziehen, man ist nicht den psychologischen Fäden nachgegangen, welche von der Psyche des zu rettenden Menschen zu den Rettungsversuchen gewoben sind. Eine streng wissenschaftliche Exegese belehrt sofort, daß nur die Lebensphilosophie des Christentums und die christliche Lebensnorm nach der moralischen Seite die Gegenwart retten kann. Inwiefern?

a) Zunächst ist die Lebensnorm des atheistischen und christusfeindlichen Menschen von den Prinzipien der Wahrheit und dem letzten Grunde der Wahrheit abgeirrt. Denn die vermeintliche Ueberzeugung des Atheisten im modernen Idealismus, Materialismus und radikalen Panpsychismus geht von jener Voraussetzungslosigkeit aus, die es im Reiche der absoluten und relativen Wahrheit nie gegeben hat und überhaupt nicht geben kann. Im Höhenreich der absoluten Wahrheit ist das absolute Sein und seine Unabhängigkeit von jedem abgeleiteten Sein im weitesten Sinne des Wortes die Basis, von der aus die Wahrheit ihre ewigen Rechte ausübt. Die relative Wahrheit geht aber in ihrem letzten Grunde und in ihrem Werte auf das absolute Sein und seine Wirkungsweise in dem geschaffenen Makrokosmus und Mikrokosmus zurück. Voraussetzungslosigkeit ist demnach ein Phantom moderner wissenschaftlicher Verlegenheit und bedenklicher Forschungsverwirrung auf metaphysischem Gebiete. Demnach ist auch der Atheismus mit seinen konsequenten Auswüchsen auf religiösem, ethischem, sozialem, kulturellem, psychischem, kosmopolitischem und sogar politischem Gebiete eine idealistische Selbsttäuschung und eine unwissenschaftliche Struktur sinnloser Voraussetzungen. Infolgedessen krankt auch die Volks- und Gesellschaftsschicht, die den angeblich wissenschaftlichen, im letzten Wesen aber höchst afterwissenschaftlichen Atheismus zur Grundlage der Lebensnorm macht. Daraus ergibt sich in einleuchtender Form die Zeitnotwendigkeit, daß diese moderne Krankheit mit dem Geiste liebevoller Behandlung und trotzdem starker Amputation behandelt werden muß. Denn dieses Zeitübel vernichtet in sicherem Zersetzungsprozeß Individuum und Gesellschaft. Moderne Philosophie, soweit sie nicht an positiver Wahrheitsquelle und an der auf Vernunft und wissenschaftlich exakter Beobachtung beruhenden Norm sich orientiert, kann diese gegenwärtige Zeitkrankheit nicht heilen; die einseitig-soziale Bewegung mit ihren obengeschilderten traurigen Parallel- und Folgeerscheinungen kann nur insoweit negativ helfen, als sie die Gewißheit schafft, daß es so nicht weitergehen kann. Große Männer und Volksführer mit völlig neuen, bisher ganz unbekannten Ideen, Wahrheits- und Wahrheitsnormen wollen anscheinend nicht auferstehen; wo sollten sie auch herkommen bei dem historisch konstatierbaren Gleichmaß des menschlichen und kulturgeschicht-

lichen Werdens? Alle die bisher angebeteten neuen Götter und „Zeitheroen" versagen, nur ein fester Pol in der Erscheinungen Flucht bleibt bestehen: Die ewig junge und im besten Sinne des Wortes stets moderne Macht des alten christlichen Lehrgebäudes. Darin liegt demnach schon die moderne Siegesmöglichkeit des christlichen Welt- und Lebensgedankens, da kein christusfremder „Welt- und Lebensgedanke" die suchende, hoffende, ringende und schier verzweifelnde Gegenwart retten kann.

b) Mit welchen Kräften setzt die welterobernde Macht des zeitgemäßen Christentums ein? Wir abstrahieren an dieser Stelle von einzelnen Remeduroperationen, die das christliche Glaubensbekenntnis und die christlich-ethische Norm an den Auswüchsen modernen sozialen Elendes vornimmt und zwar mit Hülfe der modernen Hausseelsorge, des modernen kathol. Fürsorgewesens, der zeitgemäßen vernünftigen und nach bestimmten Grundsätzen geordneten Jugendpflege, die Körper und Geist der Jugendlichen ernst im Auge behält. Auch ist hier nicht der Platz, auf die verschiedenen caritativen Bestrebungen, wie sie der männlichen und weiblichen Fürsorge, in den Vinzenzvereinen, den Unterstützungsversuchen der verschämten Armen, kurz in der Armen-, Waisen- und Unmündigenpflege zum Ausdrucke kommen, näher einzugehen. In den praktischen Arbeiten der christkatholischen Caritas im modernen Leben liegt bereits, wie Freiherr von Hertling vor Jahren schon ausführte, die überzeugendste Apologie der christlichen Wahrheit. Allein dem kann widersprochen werden, freilich in anderer Form und mit anderen Motiven und Argumenten, wie Schell es s. Zt. in der Einleitung zu seiner Apologie getan hat; was für uns vorerst in Betracht kommt, ist die Erwägung, daß dem grassierenden modernen Atheismus nur das christliche Welt- und Lebensgebäude das baldige Ende bereiten kann durch die zielbewußte und methodisch einwandfreie Begründung der Wahrheitstatsache, des Wahrheitsweges, des letzten Wahrheitsgrundes und der systematischen exakten und deduktiven Wahrheitsbegründung. Die Ausführung dieser Aufgabe setzt eine fast unübersehbare Anzahl von Einzelfragen mit streng wissenschaftlicher Detailuntersuchung voraus. Man wird sofort erkennen, daß das moderne Christentum in der katholischen Kirche alle Forschungsmöglichkeiten auf dem Gebiete der konstatierbaren Natur mit ihren mannigfaltigen Lebensäußerungen und natürlichen Offenbarungen zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen zeitgemäßen Arbeit nehmen kann und muß. Darin liegt die Würde und Bürde des Christentums unserer Tage; seine Würde ist darin begründet, daß ihm sein Welt- und Lebenssegel von der Wahrheit und aufrichtigen und ehrlichen Wahrheitsliebe geschwellt ist; ferner ist sein Blick nicht durch unüberwindlichen theoretischen und praktischen Zweifel getrübt, im Gegenteil seine Orientierung setzt unleugbare Momente voraus und schreitet vom Konstatierbaren zu dem von Vernunft und Forschung, von

Erfahrung und Menschheitsgeschichte Kontrollierbaren weiter. Sein Gang durch die Wissenschaft mit der wissenschaftlichen Methode ist ein positiver, sein Weg ist mit Lebens- und Vernunftlicht erhellt und sein Ausgang ist wie sein Anfang in das Licht der ewigen Wahrheit getaucht, indem es seinen Pfad antrat mit dem letzten Grunde der Wahrheit, — und das ist Gott —, und sein Endziel findet in dem Grunde aller Lebensgewißheit und Daseinsende, Gott. Die Bürde liegt in der mühsamen Pionierarbeit der Einzelforschung, die geleistet werden muß, um den Gegnern des Gottes- und Christusglaubens Rede und Antwort stehen zu können. Demgemäß hat das Christentum unserer Zeit auch die Pflicht, die Menschenseele zu retten, wenn niemand außerhalb des positiven Christusglaubens das Welt- und Menschheitsziel retten d. h. erreichen kann. Mit der Sonde der Wahrheit in der Hand erhebt sich das moderne Christentum mit seinem von Christus und den Aposteln empfangenen Lehr- und Sittenprinzipiengehalt zur Welt- und Seelenrettung. In geordneter zeitlicher Nachprüfung läßt es die einzelnen historischen Versuche des jeweiligen Menschenrettungsgedankens Revue passieren und kommt zu der a posteriori notwendigen Erkenntnis, daß kein außerchristliches Religionssystem die hoffende Menschheit retten kann; diese Prüfung erstreckt sich vorherrschend auf die neueste Zeit. Nach diesem exklusiven Verfahren ist es offenkundig, daß nur das Christentum nicht allein auf noetischem, sondern vor allem auf psychisch-individuellem Gebiete der modernen Zeitrettung weiterhelfen muß. Es tritt die Menschenseele wieder mit dem Christentum in jenen Kontakt, den Christus mit ihr herstellte, wie wir in der Vergangenheit sahen. Dieses psychische Hineinwachsen des Individuums in die Großidee des Christentums ist der moderne Sieg des christlichen Welt- und Lebensgedankens. Denn durch das Prinzip der Wahrheit zu Gott, zur Hinordnung der unsterblichen Seele zu ihm, dem Seelenschöpfer, Seelenfreund und Seelenziel, gelangt die moderne Psyche zum Lebenskern des Christentums und damit hat letzteres den Sieg über den modernen Unglauben errungen.

c) Von diesem modernen grundlegenden Siege erstreckt sich alsdann die weitere Arbeit der christlichen Heilsidee auf alle Lebens- und Kulturzweige, die der moderne Atheismus bereits infiziert hatte. Es wird damit die oben aufgeworfene Frage zu Ende geführt: Welches ist das versöhnende Verhältnis zwischen dem Christentum und der modernen Kultur, und ferner, welches sind die zeitgemäßen Grundsätze, die der positive christliche Wahrheitsgehalt für alle Erscheinungen des sozialen, wissenschaftlichen, ethisch-religiösen, pädagogischen und sogar des politischen Lebens aufstellt? Mit dieser Betrachtung gewinnt das Gegenwartschristentum jene Lynkeusstellung, die ihm nach historischer Begründung in jedem Jahrhundert eigen war. Also der moderne Sieg des Christentums auf allen Betätigungsgebieten der indivi-

duellen und Volkspsyche! Ferner sind auch so die psychischen Fäden zwischen dem Zeitgeist und dem des Christentums dadurch fast mit anatomischer Genauigkeit gezeichnet und freigelegt. Es liegt auf der Hand, daß an dieser Stelle mit den skizzenhaften Ausführungen das Gesamtbild keine scharfe pointierte Entwickelung zu finden brauchte, da die christliche Erziehung es bekundet. Aber einleuchtend dürfte es sein, daß nur auf diesem Wege der moderne Sieg des Christentums möglich ist; vor allem ist es eine Konsequenz des christlichen Denkens, auf diese theoretische Weise die Berechtigung des längst und stets geübten praktischen, hier und da den individuellen Zeitforderungen entsprechend modifizierten Welt- und Menschheitsglückes auf friedlichem Pfade der Seelenbelehrung und Erziehung zu erweisen. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Entsprechend wie bei Christus folgt auch für die Moderne von seiten des Christentums dem Beispiel die Belehrung, d. h. die Harmonie von Praxis und Theorie.

α) Demzufolge befaßt sich das Christentum in seinem gegenwärtigen Siegeszuge mit der Kultur überhaupt und den Grundbedingungen und fundamentalen Forderungen einer wahren Kultur. Es entwickelt den vielfach ventilierten Begriff von Kultur, Individual- und Volksbildung. Nicht minder hat es die Voraussetzungen subjektiver und objektiver Natur für die wahre Menschheitskultur aufzudecken, hat vor allem die fördernden und retardierenden Momente der gesamten Kulturentfaltung zu erörtern. Hierbei ist von grundlegenden Erörterungen der Kulturbefähigung, Kulturmöglichkeit, Kulturziele und Kulturmittel auszugehen. Jede Uebertreibung in extreme Richtungen ist hier zu vermeiden. Wir kommen in einer weiteren Abhandlung näher darauf zurück.

β) Daraus folgt die Geltendmachung des christlichen Welt- und Lebensgedankens auf allen Kulturgebieten von den primitivsten Lebensbedingungen aus, wie wir sie oben einmal kurz gestreift haben, bis zur modernsten Kunst- und Lebensästhetik, immer wieder aber vom psychologisch-ethnologischen und religiös-ethischen Standpunkte aus. Nur so wird der moderne Sieg des christlichen Welt- und Lebensgedankens vollendet für alle Zukunft und die gegenwärtig leidende Menschheit gerettet.

4. Eigenartig verwoben sind nun die theoretischen und praktischen Fragen der neuzeitlichen Psychologie und zeitgemäßen Erziehung. Oft scheint die Theorie mehr im Vordergrund zu stehen, als es der karg zu bemessenen Erziehungszeit und Bildungsmöglichkeit entspricht. Bleibt doch in der pädagogischen Kunst wie in alten Kulturfragen der Erfolg das entscheidende Merkmal; daher ist denn der Mahnruf nicht unberechtigt: Vor allzu vielen Sorgen um die ersprießlichste Erziehungs- und Unterrichts-

methode Bildung und Unterricht in der praktischen Zielführung selber nicht zu vergessen. So sehr die Hervorhebung der praktischen Erziehungsziele begründet ist, so ist andererseits nicht zu verkennen, daß durch eine mit den bewährten psychologischen Beobachtungsmitteln der Gegenwart vollzogene theoretisch-methodische Erkenntnis neue Bildungsmittel gewonnen und das Erziehungsziel bestimmter und mit Ersparnis von Zeit und Kraft erreicht wird. Es bedarf nun keiner Erwähnung, daß die religiöse Erziehung und die sittliche Führung und Gewöhnung einer besonders gesteigerten Aufmerksamkeit würdig ist, und schließlich mündet die wahre Bildungsarbeit in dem methodisch geordneten und praktisch erreichbaren Mitarbeiten an dem sozialen und ewigen Ziele des Individuums und der Menschheit aus. Die höchste Bildungsarbeit umgibt das Heil der unsterblichen Seelen, und jeglicher Unterricht muß in dem selbstlohnenden geistig-körperlichen Höherführen des Einzelnen, sowie in seiner Vorbereitung für die Mitarbeit an den Zeit- und Lebensaufgaben seine Kraft, seinen Inhalt und seinen Bildungsweg empfangen. — Daß der Religionsunterricht hierzu besonders geeignet ist, daß in seinem Gegenstande und Ziele mittelbar und unmittelbar die individuell-ethische und die sozial-kulturelle Gesamtaufgabe erstrebt wird, ist dem Kenner der christlichen Religion und Katechese so selbstverständlich, daß in dem Kampf gegen den Religionsunterricht eine beklagenswerte Unwissenheit in den letzten Fragen über „Weltgrund und Menschheitsziel" sich offenbart. Damit sich noch weiter trotz Krieg und Heimsuchung der Kulturvölker durch Gott beschäftigen zu wollen, d. h. nach den letzten Ursachen der bedauerlichen Abneigung gegen das positive Christentum und seine Forderungen in wissenschaftlicher Einzelforschung zu fragen, erübrigt sich; Religion ist in ihrem letzten Gehalte, in ihrer lebensgestaltenden Bedeutung nicht allein Sache des Verstandes, sondern auch wesentlich des Willens; der letztere aber ist frei und kann auch in seiner Hemmung überzeugende Beweggründe von der Hand weisen; die auswirkende Kraft der Religion ist ein Geschenk der göttlichen Gnade. Trotzdem entspricht es der seelischen Eigenart des forschenden Menschen, der fortschreitenden Kenntnis von den zarten Regungen und Neigungen des Geistes, nicht zuletzt den geheimnisvollen, pädagogisch wertvollen Weisungen und Andeutungen der göttlichen Offenbarung in Schrift und Ueberlieferung, in geduldiger Kleinarbeit den religiösen Anlagen, Trieben und Forderungen des zu erziehenden Individuums nachzugehen. Kann dieses schon in der allgemeinen Beobachtung in der Seelsorge, in der Jugendfürsorge, in dem kirchlich organisierten Vereinsleben geschehen, muß es notwendig einsetzen in der individuellen Seelenrettung religiös-sittlich gefährdeter Individuen, — erinnert sei an die erzieherische Behandlung des ängstlichen Kindes, des Gewohnheitssünders, der verschiedenen Stufen der jugendlichen Sünder usw. — so hat diese zielbewußte organisierte Beobach-

tungstätigkeit einen unverkennbaren Wert im Leben des Kindes. Wenn schon die Seelenleitung wahrhaft frommer Seelen im Laien- und Ordensstande eine gewissenhafte Kenntnis und Abwägung aller fördernden und hemmenden Einflüsse im religiösen Leben erheischt, so ist die vertiefte Erfassung der jugendlichen Seele nach ihrer religiösen Entfaltung heute von hohem Werte. Kennen wir nämlich die religiös-sittlichen Grundstimmungen im Leben des Kindes und zwar schon in den allereinfachsten Aeußerungen, dann wird es nicht schwer sein, erzieherisch und zwar gesetzmäßig nach Alters- und Entwicklungsstufen auf das religiös-sittliche Erkennen und Wollen der Jugend einzuwirken und damit annähernd das höchste Ziel jeglichen Bildungsstrebens zu erreichen. Hier macht Wissen frei und stark. Es soll nun nicht geleugnet werden, daß von den Kulturtagen der Menschheit an bis zur Gegenwart diese Forschungsarbeit in der religiösen Entfaltung und geordneten religiösen Erziehung in späteren Kulturtagen eingesetzt hat und zum Mittelpunkt der gesamten Einzelforschungen geworden ist, allein erst von dem Augenblicke an, als die Stimme der positiven göttlichen Offenbarung belehrend zur Stimme des Gewissens und der geschaffenen Natur kam, klärte sich diese wertvolle und lebensnotwendige Beobachtungstätigkeit, und das Wort des hl. Augustinus „noverim me et noverim te": „Habe ich mich erkannt, so erkenne ich auch dich, o Gott," enthält den Kern der innigen Beziehungen zwischen der religiösen Anlage des Individuums und deren tatsächlichen Vollendung in Gott. — In apologetischen Handbüchern und monographischen Untersuchungen über Inhalt, Ursprung, Subjekt und Objekt der Religion ist manches gehaltvolle Wort, mancher tiefdurchdachte Gedanke geprägt; erinnert sei nur an Augustinus Abhandlung „de vera religione", von der wahren Religion, an Thomas „Summa contra gentiles", an Ottigers grundlegendes Werk: De revelatione supernaturali (Freiburg 1897). Erwähnt seien außerdem folgende weiter ausholende Werke: Gutberlet, „Ethik und Religion", Münster 1892, Cathrein, „Religion und Moral", Freiburg 1900, Schneider, „Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit", Paderborn 1900, Scherer, „Religion und Ethos", Paderborn 1908. Von gegnerischer Seite ist besonders zu erwähnen: Seydel, „Religion und Religionen", Leipzig 1892, Schiele, „Die Religion in Geschichte und Gegenwart", Tübingen 1910, O. Schröder, „Wesen und Ursprung der Religion", Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion, München 1905. Hingewiesen sei noch auf das Kapitel 9 des Werkes von Gutberlet „Der Mensch", Paderborn 1911, sowie auf das „Archiv für Religionswissenschaft" und das von W. Stählin herausgegebene „Archiv für Religionspsychologie" Tübingen 1913. (Infolge des Krieges ist ein weiterer Band bis jetzt nicht erschienen.) Auf die in Zeitschriften und Broschüren erschienenen Abhandlungen werden wir im Laufe der Abhandlung näher zurückkommen.

a) Aus der über das Wesen, den Ursprung, das Ziel und die Macht der Religion vorhandenen Literatur ergibt sich aber die zu wenig beachtete Tatsache, daß die höchste Wirkungskraft der Religion aus der religiösen Disposition und der dieser Anlage entsprechenden, sie harmonisch ergänzenden äußeren Beeinflussung folgt. Wir haben hier das für alle wahre Erziehung grundstimmende Problem: „die Menschenseele und Gott"; wir finden damit auch das für viele Religions- und Christusfeinde unbegreifliche Geheimnis gelöst: die eindrucksvolle Macht der christlichen Ideen im Leben der einzelnen Seele. Der Gedanke, die Seele ist christlich veranlagt, besagt mehr als die Harmonie zwischen den Verstandes- und sittlichen Anlagen und Forderungen der Seele einerseits und den Wahrheiten und Satzungen des christlichen Lehrgebäudes andererseits, er bezeichnet gleichsam eine wesentliche Hinordnung der tiefsten und reinsten Seelentriebe zu dem Born christlicher Ideen und sittigender Heilmittel. Vor allem legt er Zeugnis ab von der tief religiösen Ausstattung der Seele in Anlehnung an die Offenbarung des Christentums. Infolgedessen ist die verbürgte Erkenntnis, Würdigung und bestmögliche Ausbildung der religiösen Grundneigungen der Seele für die Erziehung nicht allein vom höchsten Nutzen, sondern eine unabweisbare Notwendigkeit. Hier muß ausnahmsweise wieder einmal die Theorie der Praxis vorangehen, und die pädagogische Methode im allgemeinen wie die katechetische Unterrichtsform im besonderen kann bei dieser Theorie mit gutem Gewissen in die Schule gehen. Es leuchtet aber sofort ein, daß für die religiöse Erziehung, sowie für den religiösen Unterricht, die Belehrung über die christlich-katholischen Heils- und Sittenlehren die genauere Einsicht in die religiöse Anlage des Kindes beim Eintritt in die Schule von unschätzbarem Werte ist. Es tritt somit die Frage auf: Welches ist die religiöse Veranlagung des Kindes, und wie vollzieht sich dessen religiöse Entwicklung im vorschulpflichtigen Alter? Aus der zuverlässig wissenschaftlichen Beantwortung dieser Doppelfrage gewinnen wir zunächst einen einwandfreien Maßstab für die erfolgreichste katechetische Methode; außerdem lernen wir die Hemmnisse der religiösen Entwicklung verstehen und gewinnen Mittel, sie in ihrer Wirkungsschärfe abzuschwächen; endlich wird auf die Beurteilung des wissenschaftlichen Charakters der christlichen Pädagogik überhaupt, besonders auf die Bestimmung ihrer Eigengesetzlichkeit manches wohltuende Licht fallen; die christliche Erziehung muß mit ihrer Rettungsarbeit beim Kinde einsetzen.

α) Die religiöse Veranlagung des Kindes.

Das Problem der religiösen Veranlagung ist wohl das schwierigste auf dem Gebiete der psychologischen und ethnologischen Forschung. Von den ältesten Spuren nachweisbarer Wahrheits-

forschung bis zur Gegenwart ist die nach den letzten Wahrheitsquellen und dem höchsten Wahrheitsgrunde suchende Menschheit nicht müde geworden, die vorherrschenden Tätigkeiten, Fähigkeiten und Wesensbestandteile der Seele zu ermitteln. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir die Geschichte der Philosophie überhaupt eine Geschichte der menschlichen Seele nach ihrer erkennenden und religiös-sittlichen Veranlagung hin bezeichnen. „Der Kampf um die Seele" ist nach Gutberlets gleichnamigem sehr beachtenswertem Buche das Zeichen der Kulturjahrhunderte. Die Weisen der alten prähistorischen und historischen Völker am Ganges, die zahlen-sternkundigen Männer am Euphrat und Tigris, die philosophisch durchgebildeten Führer der Stämme am Nil waren nach den Deutungen der modernen Paläontologie ernstlich bemüht, sich und ihrer Umgebung begründeten Aufschluß über das belebende Prinzip des Leibes und über das „Höherstreben dieses Prinzipes" Aufschluß zu geben. Nicht erst Thales und Anaximander, Pythagoras und die altjonischen Hylozoisten haben die obenerwähnte Grundfrage nach dem Seelenleben des Menschen gestellt, aus der vorgeschichtlichen Zeit raunte bereits in geheimnisvollen Akkorden das ewig alte und neue Lied an unser Ohr: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh, wer deckt sie mit schützendem Fittiche zu?" Das „Daimonion" des Sokrates und der Nus des Plato, die Psyche des Aristoteles und das seelische Prinzip der Neuplatoniker und des zur Neige gehenden Synkretismus sind nur Varianten des höchsten Objektes der gesamten philosophischen Forschung. „Der Mensch und seine Seele", Problem der Antike; „Gott und die Seele", Problem der Offenbarung; „Christus und die Seele", Problem des läuternden und klärenden Christentums. Ohne Zweifel verscheucht das Wort (Gen. 2, 7): „Da bildete Gott der Herr den Menschen aus Lehm der Erde und hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens, und der Mensch ward ein lebendes Wesen" jeglichen Zweifel, der über das Altertum wie ein trübender Schleier geworfen ist, und löst das Problem: „Der Mensch und seine Seele". Sofort tritt Gott, wie Aristoteles schon schwach, Plato nur phantastisch, Plotin aber nicht ohne Unabhängigkeit von der Weisheitslehre des Alten Testaments erkannt hat, zur Seele in dem Verhältnis des Vaters und Gebieters. Der Lebensodem, der substantiell nur Gott eigen ist, wird dem Mann aus Erde wirksam mitgeteilt, und letzterer so zum vernünftigen Wesen erhoben.

β) Für die weitere Behandlung unseres Gegenstandes ist es von der größten Bedeutung, in die von der Wissenschaft mit Recht als Geheimnis bezeichnete Bildung des menschlichen Körpers aus Erde durch Gottes allmächtige Hand wenigstens etwas Licht zu bringen. Das hebräische Verbum „jazar" bedeutet, einen Gegenstand unter der Hand des Künstlers eine bestimmte intendierte Form annehmen lassen. Unter dem „Aphar" ist der Weltstoff, sind die Urdinge in ihrer einfachsten Form zu verstehen. Das erfordert der syrochaldäische Sprachgebrauch zurückgehend auf das

altindische „avarah" (cf. K. Brugmann „Vergleichende Laut-, Stammbildungs- und Flexionslehre der indogermanischen Sprachen", 2. Bearbeitung, II. Bd., I Teil, Straßburg 1908, S. 324); avara „apsar" bezeichnet demnach „das Untere", d. h. die tiefste Kraft der Erde. Gott verjüngt also die Kräfte der Erde, nimmt das Beste von dem „Geschaffenen" und gibt ihm das von ihm beabsichtigte, gewollte und durch sein „Es werde" vollzogene Gepräge, das er selber „Adam", d. h. „Krafterde", vollendete Schöpfung aus Erde, „Mann aus Erde" bezeichnet. Es ist zunächst der leblose Körper. Denn wir müssen aus guten Gründen die seit Darwin auch von katholischen Vertretern verfochtene gemäßigte Entwicklungstheorie von der Hand weisen. Weder die Atomenlehre noch die moderne Physiologie und Psychologie, weder ethnologische noch paläontologische Gründe erfordern die Annahme, daß Gott eine gewisse Art aus irgend einer Tiergattung genommen und ihm die Seele gegeben habe. Es erübrigt sich, die fast unabsehbare Literatur, welche in den letzten Jahrzehnten infolge dieser Streitfrage für und gegen die obige Ansicht sich ausspricht, zu registrieren. Wir verweisen auf Paul Schanz: „Das Alter des Menschengeschlechtes", und auf Gutberlet: „Der Mensch", 3. Aufl., wo die Literatur, die ernst zu nehmen ist, näher angegeben ist. Für uns ist von Bedeutung die Erkenntnis, daß Gott die Kräfte der Erde in ihren elementaren Erscheinungen sammelt, sie die charakteristische Gestalt des „Menschen" annehmen läßt und damit die Wohnstätte der Seele schafft. Es liegt auf der Hand, daß schon auf der ersten Stufe der Schöpfung der „Mensch" eine von Gott besonders als ideal gewollte Gestalt empfängt und somit aus den übrigen Geschöpfen herausgestellt wird, wodurch die herrschende Stellung des Menschen in der Schöpfung offenkundig wird.

Bei tieferem Nachdenken erkennt man nun leicht die erhabene Vereinigung von Leib und Seele. Der Leib, aus dem materiellen Sein der Schöpfung mit ihren vorzüglichsten Kräften, nimmt als bestimmbare Erdmasse, die in diesem Zustande ihre bildungsfähige Kraft besitzt, die belebende Seele auf, sodaß der aus Erde gebildete Körper durch die von Gottes Hauch ausgehende Lebenskraft, durch den Lebensodem selber lebendig wird, also ein lebendiges Wesen darstellt. Was folgt aus diesen kurzen Bemerkungen? Folgendes:

γ) Die Grundlage der wahren Erziehung.

1°. Die Seele ist die Wesensform des Körpers;

2°. die Seele ist Odem vom Geiste Gottes;

3°. die Seele ist eine unmittelbare Schöpfung Gottes und nimmt Teil an seinem Ebenbilde und seinem geistig-sittlichen Leben.

4°. Als Wesensform des Leibes ist die Seele dessen Einflüssen nicht entzogen.

Mit diesen Hauptgedanken ist der Gang unserer Darlegungen näher gekennzeichnet. Es könnte leicht die Frage aufgeworfen werden, was haben solche Vorfragen mit der religiösen Erziehung in der Gegenwart zu tun? Sie sind wesentlich und grundlegend; denn bricht dieses Fundament zusammen, so stürzt das ganze Gebäude ein, auf dem Religionsunterricht, Erziehung und Bildungsziel steht. Es bedarf aber für die Erziehungsarbeit die Sicherheit im eigenen Hause keiner Erwähnung. Die Seele ist also die Wesensform des Körpers. In welchem Augenblicke wird sie das? In dem Momente der Vereinigung mit dem Leibe. Wann tritt diese Vereinigung ein? In Anlehnung an Gen. 2, 7 unmittelbar mit der Schöpfung des Körpers. Die christliche Erziehung erkennt also in dem Individuum das Wunderwerk Gottes, das wahre Eigentum Gottes.

δ) Wie schon aus den vorhergehenden Darlegungen sich ergibt, ist von einer natürlichen Erfassung der Art und Weise, wie die Seele in dem ersten Augenblicke ihres Daseins die materielle Seinsform des Körpers durchdringt, wohl kaum wissenschaftlich zu sprechen. Hier müssen wir ehrlich gestehen: „Wir wissen es nicht" und können mit Rücksicht auf den Stand der gegenwärtigen anthropologisch-psychologischen Forschung voraussagen, daß auch für die Zukunft die Parole lauten wird: „Wir werden es hienieden niemals wissen." Der Schöpfer hat uns in seiner ewigen Offenbarungsweisheit und Wahrheit keinen Zweifel gelassen über die Schöpfung der Seele und ihre Bedeutung als Wesensform des Leibes, allein dem natürlichen Auge hat er diese Erkenntnis teilweise vorenthalten. Ahnend können wir auf induktivem Wege bis zur Stufe der Belebung des materiellen Seins des Leibes durch die Seele vordringen, allein unser Wissen verflüchtet sich in Problemen und Vermutungen, aus denen nur des Glaubens treue Hand uns in das Licht ewiger Geistesschönheit und Seelenwürde geleiten kann. Die neuere Psychologie hat ihre letzten Kräfte aufgeboten, um in dieses natürliche Dunkel Licht zu bringen, allein vergebens. Erinnert sei besonders an L. Busse „Geist und Körper, Seele und Leib" (Leipzig, 1910); A. Klein „Die modernen Theorien über das allgemeine Verhältnis von Leib und Seele" (Breslau, 1906); E. Eisler „Leib und Seele" (Leipzig, 1906); B. Erdmann „Wissenschaftliche Hypothesen über Leib und Seele" (Köln, 1907); Gutberlet „Kampf um die Seele", 2. Aufl. (Mainz, 1905). Im Anschluß an diese und andere Literatur sagt der Münchener Professor E. Becher in seinem Buche: „Gehirn und Seele" (Heidelberg, 1911) S. 329 ff. mit gutem Rechte:

„Wir stehen vor einer zentralen Weltanschauungsfrage, vor dem durch die ganze philosophische Tradition hindurch umstrittenen Leib-Seele-Problem. . . . Sie entzweit heute die Geister, wie sie es in der Vergangenheit tat. Unter solchen Umständen

ist es von vornherein wahrscheinlich, daß gewichtige Gründe einander gegenüberstehen. Starke Interessen des menschlichen Gemütslebens kommen hinzu und bedingen leicht eine große Entschiedenheit der Stellungnahme, wo eine vorsichtige Zurückhaltung angebracht wäre. Unter solchen Umständen ist schrittweises Vordringen und Abwägen am Platze."

Und wohin führen Erich Becher seine Untersuchungen in diesem Werke und in seiner (Leipzig, 1914) erschienenen „Naturphilosophie", sowie in seinem (Berlin, 1915, bei G. Reimer) erschienenen „Weltgebäude, Weltgesetze und Weltentwicklung"? Lassen wir ihn selber die Antwort geben:

„. . . Nun ist das Seelische aber einmal im Bewußtsein gegeben, als das eigentliche Urmaterial aller Erfahrung. Und das Leib-Seele-Problem verschwände nicht, auch wenn man das Psychische zu einem wesenlosen Scheine degradieren könnte, denn auch von diesem Scheine bliebe zu erforschen, in welchem Zusammenhange er mit der körperlichen Wirklichkeit steht. . . . Der Materialismus kann das Seelenleben und das Problem seines Zusammenhangs mit körperlichen Vorgängen nicht aus der Welt schaffen. . . . Es ist nicht zu verkennen, daß starke Gründe für eine weitere Ausdehnung des Seelenlebens beigebracht worden sind. . . . Ob man der Eigenart seelischer Zusammenhänge gerecht werden kann, ist eine andere Frage, die mit dem Problem der schöpferischen Synthese, der seelischen Synthese überhaupt, dem Ich- bezw. Individualitätsproblem zusammenhängt. . . . Gleichviel, ob man sich den annehmbarsten Formen des Parallelismus oder der Wechselwirkungslehre anschließen mag, in jedem Falle erheben sich neue Probleme, auf deren Lösung wir verzichten müssen. Es sei nur auf die Frage nach der Herkunft des Seelischen verwiesen. Der universelle Parallelismus scheint die Antwort bei der Hand zu haben: Das Seelenleben des Einzelwesen stammt aus der seelischen Welt, die der körperlichen Welt zur Seite steht. Wo körperliche Dinge zur Einheit eines lebendigen Organismus sich verbinden, da vereinigen sich die entsprechenden psychischen Realitäten zu einer Seele. Demgegenüber ist aber zu sagen, daß unser einheitliches Seelenleben einer Verbindung von Atom- oder auch Zellseelen durchaus nicht ähnlich sieht. Wenn es in unserem Organismus Seelen der einzelnen materiellen Teilchen gibt, so ist unser Seelenleben nicht mit diesem seelischen identisch, sondern das erstere besteht neben dem letzteren; sein Ursprung bleibt also dunkel. . . . Oder liegt die Quelle des Seelischen in der Materie verborgen? Führt vielleicht eine spiritualistische Auffassung der Materie zum Ziele? . . . Oder weist die Hypothese einer seelischen Energie einen gangbaren Ausweg? . . . Die Fragen aber scheinen uns an der äußersten Grenze wissenschaftlich zulässiger Hypothesenbildung, vielleicht zum Teil schon jenseits dieser Grenze zu liegen, die wir hier nicht überschreiten noch betreten möchten." (Soweit Erich Becher a. a. O. S. 328—397.)

ε) Was folgt aus diesem ehrlichen Geständnis, das eine Kritik aller bisherigen philosophischen, meist antichristlichen, Seelenhypothesen enthält?

Erstens: Das oben erwähnte „ignoramus" „Wir wissen es nicht" ist in den Kreisen ernster Psychologen vorhanden; auf natürlichem Wege läßt sich wohl das tatsächliche Vorhandensein der Seele erkennen, nicht die Art und Weise ihrer Schöpfung. Das „Ignorabimus" „Wir werden es nicht wissen" bezüglich ihres Wesens, ihrer Herkunft und ihrer Bedeutung für das individuelle Leben ist beseitigt; es bleibt bestehen hinsichtlich der Schöpfungsart und der Weise, wie sie die substantielle Lebensform des Körpers ist. Hier ist unser Erkennen und praktisches Schauen auf das Glaubenslicht angewiesen und die grundlegende aristotelisch-scholastische Metaphysik führt uns mit sicherem Schritte in logisch-psychologischer Folgerichtigkeit bis zum Vorhof der Glaubensbelehrung. Mit dieser Feststellung sind wir ein gutes Stück Weg voran gekommen und gewinnen ein relativ befriedigendes Verständnis für die Beurteilung der religiösen Veranlagung des Kindes. Die Kindesseele ist von Gott unmittelbar geschaffen. Keine noch so fein und vielfältig organisierte Materie vermag sie in ihrem rein geistigen Gehalte ins Dasein zu rufen. Die von Gott gewollte Mitarbeit der Eltern zur Schaffung des embryonalen Organismus kommt nach dem Stande der neueren Philosophie, abgesehen von der längst kirchlicherseits erfolgten Verurteilung des Generatianismus und Traduzianismus, überhaupt nicht mehr in Frage. Der von den Gegnern der christlichen Philosophie geflissentlich vertretene Atavismus findet seine letzte Widerlegung in den physisch-psychischen Anlagen der Eltern; diese Dispositionen bedingen wohl eine körperlich-seelische Beeinflussung, allein sie heben niemals die individuelle Eigenart, noch treiben sie Intellekt und Willen zur völligen Untätigkeit, d. h. heben die normalen Tätigkeiten des Seelenlebens auf. Wie der Einfluß der leiblich-geistigen Anlagen der Eltern zu erklären ist, ob gar die Lösung eines der schwierigsten anthropologischen Probleme in dem limus terrae in der ihn durchdringenden Seele, wodurch er ja, wie Gen. 2, 7 lehrt, zum lebendigen Wesen geworden ist, also in dieser besonderen Anlage zu suchen ist, ist unlösbar. Das Problem kann nur in etwa aufgehellt werden, wenn auf induktivem Wege statistisch festgestellt ist, wie die Materie in ihren verschiedenen Organisationen das seelische Leben in seinen mannigfaltigen Aeußerungen beeinflußt, bestimmt, fördert, hemmt usw. Die Literatur über diese Kernfrage unseres Problems läßt uns vielfach im Stich. Erinnert sei an Gutberlet: „Die Willensfreiheit und ihre Gegner", 2. Aufl. (Fulda, 1907); „Der Kampf um die Seele", 2. Aufl. (Mainz, 1903); „Psychophysik" (Mainz, 1905). Auf Lehrbücher, Kompendien, wie die von Hagemann, Dyroff, Stöckel-Ehrenfried, Baumgartner, Willmann u. s. f. wollen wir weiter gar nicht ein-

gehen. Genannt sei nur zur etwaigen weiteren Orientierung J. Geyser, „Einführung in die Psychologie der Denkvorgänge“ (1907), „Grundlegung der empirischen Psychologie“, (1902) 3. Aufl. in Vorbereitung, ferner J. Beßmer, „Störungen im Seelenleben“, 2. Aufl. (Freiburg 1907); „Grundlagen der Seelenstörungen“, (Freiburg 1906); endlich A. Huber, „Hemmnisse der Willensfreiheit“ (Münster 1908), 2. Aufl., Lindworsky, „Das folgernde Denken“ (1915) und „Der Wille“ (1919). Gute Aufschlüsse vom Standpunkte der experimentellen Psychologie gibt E. Meumann, „Intelligenz und Wille“, 2. Aufl. (Leipzig 1913). Auf aktualistischem Standpunkte steht W. Wundt in seinem Buche „Tier- und Menschenseele“; ihm schließt sich die neuere Schule des paralleliſtisch-spiritualistischen Monismus an; so Rehmke, „Das Bewußtsein“; M. Dreßler, „Vorlesungen der Psychologie“. Die verschiedenen psychologischen Zeitschriften bergen eine Fülle von Einzeluntersuchungen, aber trotzdem sind sie dem Brenn- und Zentralpunkt unserer Frage kaum näher gekommen. Wie gesagt, die Literatur kann uns kaum merklich weiterbringen. Wir stehen vor der Tatsache, daß Gott sich die Art der Seelenschöpfung, sowie das tiefste Schauen in ihr Wesen als Schöpfer, Besitzer und supremer Herr der Seele vorbehalten hat. Aber das steht wiederum fest, nur er kommt als einziger intendierender Schöpfer in Frage. Aus seinem Lebenselement ist der Lebensodem (spiraculum vitae) hervorgegangen, der in jedem neuen Schöpfungsakte zu einem Einzelwesen wird, das nach des Schöpfers Absicht das Gebilde aus Erde vollständig belebend durchdringt. Infolgedessen nimmt die Kindesseele, als Hauch göttlichen Lebens (spiraculum vitae divinae), teil an dem göttlichen Lebenselement, d. h. sie ist mit Verstand und freiem Willen ausgestattet und zur Tätigkeit berufen; denn Gott, reinste Tätigkeit in sich und in seinem in den Schöpfungswerken nach außen geoffenbarten göttlichen Leben, nur er kann dem Lebensodem diese Vermögen mitgeben, da sie Erkennen und freies Wollen bedeuten, und jede Trübung nur von der Sünde, d. h. von dem mangelhaften Unterordnungsverhältnis dem allerhöchsten göttlichen Schöpferwillen gegenüber ausgehen kann. Hier haben wir den Schlüssel zu dem Verständnis des Sündenfalls und der ewigen Verwerfung der Engel einerseits und zu der eigengesetzlichen Anlage und Beschaffenheit der Seele andererseits. Nur so ist es uns möglich, auf metaphysischem Wege etwas Licht in die wahrerkennbare Beziehung der Seele zu Gott zu bringen. Es würde uns wiederum abseits von unserem Thema führen, wollten wir auf diese einzelnen religiös-philosophischen Tatsachen noch näher eingehen. — Was folgt aber aus der Eigenartigkeit der Seelenschöpfung für die christliche Erziehung?

b) Die Kindesseele, sagen wir besser die „Seele“ in ihrer individuellen Schöpfung ist durch ihre unmittelbare Herkunft vom göttlichen Lebenselement gewürdigt worden, an Gottes Eben-

bild teilzunehmen. Es hat einen Zeitmoment gegeben, in dem die Seele von dem allmächtigen und heiligen Willen Gottes als substantielle Lebensform dem stofflichen Sein zugeteilt, d. h. zur weiteren Lebensgemeinschaft einverleibt wurde. Ein unmittelbares, intuitives Bewußtsein hat die Seele von diesem Daseinsanfang nicht mehr; aber ein mittelbares, unverwischbares und unleugbares Nachempfinden, Ahnen und geheimnisvolles Raunen besitzt die Seele. Es sind die reinen Linien, die im Verstand und Willensleben enthalten sind, und sie bilden den unbegreiflich schönen, so weit und ideenreich ausgespannten, so nahvernehmbaren und doch so schwer entwirrbaren Grundakkord des persönlichen Seelenlebens. Sie sind die Basis der religiösen Veranlagung des Kindes. Die Kindesseele, d. h. die mit dem leiblichen Sein im embryonalen Zustande zur Lebensgemeinschaft vereinigte Seele ist der Zugehörigkeit, der Beziehung zu Gott gewürdigt worden und besitzt in schlummerndem Zustande jene hohen Vorzüge und Gaben, die sie im Augenblicke der individuellen Schöpfung empfangen hat. Wie die Vereinigung der Seele als Lebensform mit dem so differenzierten, eigenartig gebildeten und vorbereiteten Erdenstoff in der Konzeption sich vollzieht, hat sich Gottes Allmacht und Weisheit vorbehalten. Wie die Seele in diesem Vereinigungsaugenblick mit der Erbsünde behaftet wird, ist das tiefste Geheimnis der Lehre von der Erbsünde.

c) Aus unseren bisherigen Darlegungen dürfte ferner folgen, daß die Kinderseele in ihrer ersten Entwicklung vom frühesten Zustande ab von dem Leben der Mutter mittelbar beeinflußt wird. Wenn schon, wie die Kindespsychologie zur Genüge erwiesen hat, die individuelle Eigenart der Eltern dem individuellen Sein des Kindes sich mitteilt, wenn Eltern vor Gott und ihrem Gewissen die hl. Pflicht haben, die möglichst besten Dispositionen von Leib und Seele in reinster harmonischer und sittlich gewissenhafter Stimmung ihr eigen zu nennen, so ist es doppelte Pflicht der Mutter, die zart religiös-ethische Harmonie in der Seele des Kindes, dessen körperlichem Sein sie vegetatives Fortleben vorerst vermitteln soll, in nur guter Weise zu beeinflussen. Es gehört diese Frage, wie bekannt, in die allgemeine Erziehungslehre für Eltern und Erzieher. Die experimentelle Kindespsychologie sagt darüber nur wenig, allein diese geringen Aufschlüsse reichen in Verbindung mit den obigen Ausführungen hin, um die religiöse, ethische und noetische Beeinflussung der Kindespsyche durch das leibliche und seelische Leben der Mutter in etwa zu begreifen. In dem Wirken der Erbsünde liegt naturgemäß eine stark hemmende Kraft, die der religiösen Entfaltung des Kindes sehr schädlich ist. Die Sünde hat in der von Gott zugelassenen Weise Besitz genommen von der Kindesseele und hat aus dem Individuum einen Feind Gottes, einen Besitz und Erben der Hölle gemacht. Die Seele des Kindes hat als Lebensform sofort

die Herrschaft über das leibliche Sein des Kindes übernommen, das wie ist ebenfalls ein Geheimnis. Die Seele besitzt trotz der nachteiligen Einwirkung der körperlich-materiellen Unterlage die Beziehung zu Gott weiter und hat die natürlichen Grundvermögen des göttlichen Odems, Intellekt und Willen, und als Bild und Gleichnis Gottes bleibt sie sein, wenn auch sehr getrübtes, Bild und Gleichnis, ist nur infolge des der Menschheit im weitesten Sinne anhaftenden Fluches Gottes ein Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit und Erbarmens. Auch hier läßt uns die pathologische Kindespsychologie im Stiche; wie sollte in dieses Dunkel des Verhältnisses und der väterlichen Beziehung Gottes zur Seele ein aufklärender Lichtstrahl fallen können? Die Seele der Mutter ist nicht so innig mit dem Seelenleben des Kindes verwachsen, daß sie es aussagen könnte; zu bedauern ist nur, daß viele Eltern kaum wissen, welches Kleinod sie im Auftrage Gottes schützen, hegen, pflegen und für das Leben und die Ewigkeit retten sollen. Hier wäre für die Schul-Elternabende aus dem Munde eines erfahrenen, ergrauten Erziehers in angemessenen zarten Darlegungen ein ethisch-soziales, religiös-wirkungsvolles Arbeitsgebiet gegeben.

d) Wie wirkt das individuelle Seelenleben der Mutter auf die religiöse geistige Entwicklung des Kindes? Mit diesem Problem betreten wir ein wesentlich neues Gebiet, das psychologisches und religiös-sittliches Neuland bietet. — Wie das leibliche Leben der Mutter nach Lebensart und Gesundheit, nach Arbeit und Ruhe, nach physisch-psychischen Dispositionen auf das seelische und körperliche Sein des Kindes einwirkt, steht hier zunächst nicht zur Diskussion. Was berufene Anthropologen, Kinderärzte, Gynäcologen und Psychiater in den letzten Dezennien darüber beobachtet, geschrieben und gefolgert haben, bedarf der Sichtung und Begründung. Die Literatur ist kaum zu überschauen und was als „Ratgeber für Eheleute" und Erzieher auf den Büchermarkt kam, scheint uns oft nicht ganz einwandfrei zu sein.

5. Wir haben nur einmal einen kleinen Abschnitt gegeben, auf welche Grundlage sich die moderne christliche Erziehungswissenschaft stellen muß. Sie zeigt in der Begründung ihrer elementarsten Voraussetzungen, wie die Seele unmittelbar von Gott geschaffen ist, wie an dieser Tatsache die moderne gott- und christusfeindliche Wissenschaft und exakte Forschung nicht rütteln kann, und wie infolgedessen die Seele, das Wunderwerk der göttlichen Schöpfung, unmittelbar auf Gott zurückgeht und somit jede Erziehungsarbeit auch eine ernste Verantwortung Gott gegenüber hat. Es folgt ferner daraus, daß die Seele mit der letzten Faser ihres individuellen Seins nach Gott zurückstrebt und der Schlußstein des wahren Bildungsstrebens nur in der Rückgabe der Seele an Gott zur ewigen Teilnahme an seiner Wahrheit und Liebe bestehen kann. —

Demgemäß muß die christliche Schule nach dem Kriege sich nicht verwirren und betören lassen. Ob Feinde aus dem philosophisch-pädagogischen Lager kommen, ob Verwaltungsmaßregeln ihre Arbeit für Ewigkeitswerte erschweren wollen, unentwegt wird der christliche Geist der Schule nur den Blick auf die Kinderseele und auf Gott richten, um die Kleinodien aus dem Zeitkampfe zu retten, für die Christus am Kreuze sein Herzblut vergossen hat. — Doch damit ist es nicht genug: Hat die christliche Schule während des Krieges den Forderungen des gerechten Krieges gedient, hat sie unbeirrt im christlichen Geiste sich für die Werke der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit und der selbstlosen Hingabe an ideale Lebensziele gewidmet; so wird sie nach dem Kriege dem Geiste der Versöhnung, der gegenseitigen nationalen und internationalen Verständigung dienen und mit den Waffen des Friedens das Friedensbanner aufhissen. —

Mutig und mit starken Motiven hat die christliche Schule dem sozialen Fortschritt gedient, hat Gehorsam gegen Elternhaus und die gottgesetzte Obrigkeit gelehrt und vorbildlich eingeschärft; auch nach dem Kriege verkündet sie Gehorsam gegen die gesetzmäßige Behörde, ermahnt sie zur treuen Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten. Innerhalb des engen Schulraumes aber arbeitet die Schule des Christentums mit den modernen Methoden eines unantastbaren psychologischen Fortschrittes. Sie will dem Kinde all die Schätze vermitteln, die ihm eine geachtete Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft verschaffen, die aber vor allem ihm den Weg zum Herzen Gottes ebnen. Sie macht in Wahrheit dem Tüchtigen die Bahn frei und zeigt auf die Kürze des menschlichen Lebens hin, wo Selbstbescheidung und wachsame Arbeit am eigenen Ich die Parole des Berufslebens sein müssen. —

Entsprechend dieser Kleinarbeit ringt die christliche Schule für die Ideale, die Christus und die Kirche ihr mit auf den Lebensweg gegeben haben. Sie lebt in der Zeit für die Zeit und für die Ewigkeit und fordert alle durch Wort und Beispiel auf, ihren Fußstapfen zu folgen. Sie gewinnt dadurch eine universale Bedeutung und bleibt sich ihrer Missionsstellung im Leben der Völker bewußt. Wir werden in einem späteren Beitrag auf diese weltbeglückende Sendung der christlichen Schule in der Gegenwart zurückkommen. Sie kann gegenüber den Feinden der Schule und damit auch des deutschen Volkes nicht genug betont werden, um noch zu retten, was sich retten läßt.

6. Daß aber das deutsche Volk, daß die Menschheit heute mehr denn je eines Retters, eines Führers zur Selbstbesinnung und zu Gott bedarf, ist wohl kaum fraglich. Ist der eine Teil infolge der rauhen Kriegseindrücke und Nachwirkungen mit Gott und Religion, mit Gewissen und Ewigkeit in Zwiespalt geraten, so jagt der andere sinnlos und hartherzig den Erdengütern nach. —

Beiden Klassen muß geholfen werden, damit sie selber gesunden und nicht andere noch ins Unglück stürzen. — Mit dem Kinde in der Schule, ja mit der vorschulpflichtigen Jugend muß, wie wir oben gezeigt haben, begonnen werden. — Ihren Einfluß muß die konfessionelle Schule auch auf die schulentlassene Jugend bewahren, wenn nicht die gesamte Jugendpflege den größten Schaden erdulden soll. Auf Elternabenden muß das Verständnis des Elternhauses für die ernsten Erziehungsaufgaben der Gegenwart geschärft und gehoben werden. Besonders aber muß die Schule das lebendige Bindeglied zwischen Elternhaus und Kirche werden. Dem zeitgemäßen Ausbau dieser engen und notwendigen Lebensgemeinschaft soll eine besondere Schrift gewidmet sein.

7. Damit schließen wir unsere Aphorismen, die wohl den Beweis erbracht haben dürften, daß nach dem Kriege die Rettung des Individuums und der deutschen Nation nur von der Erziehungsarbeit der christlichen Schule zu erwarten ist. Im Kriege hat die Bildungsmethode des Christentums sich bewährt. Trotz des ausgesprochenen Gegensatzes der modernen Welt gegenüber der christlich-konfessionellen Schule gibt uns schon die Geschichte der deutschen Schule den Fingerzeig, daß nur vom christlichen Geiste der Jugendbildung eine durchgreifende Gesundung der Menschheit nach den verderblichen Folgen des Weltkrieges zu erhoffen ist. Niemals ist die christliche Schule aus der Not der Zeit heraus begehrter gewesen als in der Gegenwart. Schon aus dem einen Beispiele, das die christliche Lehre von der Seele nach dem Standpunkt der neuesten psychologischen Forschung aufstellt, dürfte die Schlußfolgerung sich ergeben, daß Voraussetzungen, Ziele und Wege der christlichen Bildungsarbeit allein die Forderungen der Menschenseele befriedigen können. Wir konnten nur skizzenhaft die einzelnen Grundgedanken entwickeln; allein es wird dem ernsten Zeitbeobachter nicht entgangen sein, daß die christliche Schule im Dienste der Wahrheit, in der Pflege wahrer Gerechtigkeit, in der sittlichen Höherführung des Individuums und der Nation eine Kulturmacht ersten Ranges war und nach dem Kriege geblieben ist. Es bleibt ein Rätsel, wie in Vergangenheit und Gegenwart man nicht selten gegen besseres Wissen die Fundamentalvoraussetzung des christlich-konfessionellen Geistes in der Schule bekämpft und damit den Boden untergräbt, auf dem allein sicherer Halt gegeben ist. Mögen diese erneuten Hinweise ein Scherflein sein in der erfolgreichen Arbeit an der Rettung der Zeit; mögen sie alle, von denen es heißt „tua res agitur", zum gemeinsamen Schutze der christlichen Schule aufrufen und so den Guten das Recht des endgültigen Sieges und des guten Gewissens sichern. Beherzige man besonders drei ernste Gedanken:

Erstens: Wenn nicht alle christusgläubigen Freunde der deutschen Schule sich zum gemeinsamen Kampfe gegen die wissenschaftlichen und praktischen Feinde der christlichen Erziehung

einen, ist ein nie wieder gut zu machender Verlust an unsterblichen Seelen und an echten Kulturgütern die nächste Folge. — Wirke man noch, solange es Zeit ist!

Zweitens: Sei man fest und zielbewußt in der Verteidigung der Idealgüter unserer christlichen Schule. Lasse man sich nicht auf Vereinbarungen ein, die später zu verhängnisvollen Auslegungen benutzt werden können. In kluger Anlehnung an die unbiegsamen Zeitforderungen vergesse man nicht, daß nur in zähem Ringen der Friede und der Sieg gewährleistet ist. Männer der Tat, der klugen Einsicht und des unbeugsamen Rückgrates haben wir notwendig. —

Endlich: Das gesamte christliche Volk muß für die christliche Schule und ihre Rechte begeistert werden. — Betrübend genug ist es, wenn der Kampf um die christliche Schule auf das politische Gebiet hinübergespielt werden muß. Die Rettung der Seelen, die allmähliche Heranbildung des gottentstammten Geistes ist doch letzten Endes Sache derer, die im Namen Jesu und im Auftrage Gottes handeln. Dadurch wird keine Beengung der Schule, keine einseitige Geltendmachung von verbrieften Rechten zum Ausdruck gebracht, im Gegenteil, es wird die gottgewollte Harmonie zwischen der Menschenseele und Gott, zwischen Zeit- und Ewigkeitswerten erstrebt. — Nur durch die christliche Schule hindurch kann der Rettungsweg des deutschen Volkes gehen. Der Kampf gegen die christliche Schule ist gleichbedeutend mit der Selbstvernichtung des deutschen Volkes.

Das beste Buch der Jetztzeit zur Verteidigung der katholischen Religion.

Ausgezeichnet durch ein Breve Papst Leo XIII. und approbiert durch Kardinal Langenieux, Erzbischof von Reims:

Christliche Apologetik

Von Monsignore E. Cauly, Apostolischer Protonotar und Generalvikar.

Preis bei portofreier Zusendung Mark 18.50.

Nach der achten Auflage des Französischen übertragen von Alexandrine Freiin von Landsberg-Velen.

Aus dem Vorwort:

Im allgemeinen läßt man dem Christentum noch die Gerechtigkeit widerfahren, daß man es als die vollkommenste Religion anerkennt, welche jemals auf Erden existierte. Seine Lehren über Gott, über die menschliche Seele, über das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer sind in der Tat unendlich erhabener als alles, was die heidnische Weisheit ersinnen und lehren konnte. Allgemein wird die Sittenlehre des Christentums als die reinste anerkannt, und man gibt zu, daß die Welt ein wunderbares Schauspiel von Eintracht, Unschuld und Tugend bieten würde, wenn alle Menschen sie getreu befolgten.

In unseren Tagen finden wir neben aufrichtiger, ehrlicher Bewunderung eine neue Art des Widerspruchs. Es ist nicht mehr ein einzelner Punkt, über den man streitet, wie in den Zeiten der alten Irrlehren, selbst der Grundsatz der kirchlichen Autorität ist es nicht mehr, was man angreift, wie zur Zeit des Protestantismus; der Feind von heute ist vielmehr der Menschengeist selbst, welcher stolz auf seine Fortschritte und Entdeckungen jetzt alles selbst beurteilen und seiner eigenen Beurteilung unterwerfen will.

Die erste Folge dessen ist die Leugnung aller Geheimnisse des Christentums unter dem Gesichtspunkt, daß sie dem Lichte des Verstandes widersprechen, welches Gott selbst uns gegeben hat.

Man stellt ferner den gebildeten Kreisen die Unveränderlichkeit der alten Glaubenssätze inmitten des modernen wissenschaftlichen Fortschritts als ein Zeichen eines nahen Verfalles dar.

Gegenüber dem Vorgehen unserer Zeit scheint es nicht mehr ausreichend, bloß die göttliche Wahrheit des Christentums und der katholischen Kirche positiv zu beweisen, sondern es ist auch eine Zurückweisung der Angriffe dringend erforderlich. Das ist die Aufgabe der christlichen Apologetik unserer Zeit.

Breer & Thiemann, Verlagsbuchhandlung,

Hamm (Westf.).

In unserm Verlage erschien:

P. Otto Maas

Der Buddhismus

in alten und neuen Tagen.

Ergebnisse der wissenschaftl. Forschung weitern Kreisen dargeboten.

Mit 4 Einschaltbildern.

Preis broschiert **Mark 9.50** bei portofreier Zusendung.

Urteil der Presse:

Allgemeine Rundschau: ... ein Büchlein, wie wir's brauchen — klar und umsichtig — es ist ein Meisterstück. Der Buddhismus gehört zum Allermodernsten. Otto Maas übt echte Kritik, wie die Wahrheit sie will und verlangt. In gehaltvoller Darstellung sind die Kernfragen beantwortet. Wer sich am Dargebotenen bilden will, wird die Klarheit und Fülle begrüßen. Das Werkchen schafft für weitere Kreise eine gediegene Grundlage zur sachlichen Würdigung der heute verhimmelten, aber gewiß mehr genannten als gekannten buddhistischen „Kulturbewegung".

Breer & Thiemann, Verlag, Hamm (Westf.)

Ein gediegenes Geschenkwerk von bleibendem Wert

ist die in unserem Verlag erschienene Gedichtsammlung:

Katholische deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts

Ein poetischer Hausschatz für die katholische Familie.

Gesammelt von **A. Hüttemann.** Zweite Auflage.

(607 S.) Vornehm in echt Leinen gebunden Mk. 36.50

(einschließlich Uebersendungsgebühr).

Ein berufener Kritiker nannte die Sammlung „das beste derartige Buch, das die katholische Literatur besitzt". — Der Wert des Buches und sein Vorzug vor anderen sog. Anthologien besteht darin, daß es nicht lediglich eine Sammlung schöner Gedichte ist. Es ist ein Buch, das uns Katholiken fehlt. Auch als einfache Gedichtsammlung, als poetisches Hausbuch übertrifft es die meisten anderen Sammlungen durch die Sorgfalt der Auswahl, die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit seines Gehaltes.

Zu beziehen vom Verlage

Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Volksunterhaltungsabende

Praktisches Handbuch für Veranstaltung und Leitung von Volksunterhaltungsabenden, enthaltend Ansprachen und Deklamationen, Angaben geeigneter Sologesänge, allgemeiner Lieder, Männerchöre und sonstiger Musikstücke, sowie Theaterstücke und Lichtbilder.

2. vollständig neu bearbeitete Auflage in 2 Bänden.

Zusammengestellt und herausgegeben
von **Rektor A. Hirtz.**

Band I 440 Seiten, auf Friedenspapier gedruckt, steif kartoniert, bei portofreier Zusendung **Mark 25.—**, soeben erschienen.

Inhalt: Zweck und Leitung der Abende.
Material für 22 Abende.

Jeder Vereinspräses, jeder Lehrer, Geistliche, Volksführer, Leiter von Hochschulkursen, überhaupt alle, welche sich mit der Veranstaltung solcher Abende zu befassen haben, werden das Erscheinen der neuen Auflage dieses Werkes freudigst begrüßen. Vereinsbibliotheken und Schulen sollen im Besitze dieses reichhaltigen und gediegenen Werkes sein.

Breer & Thiemann
Verlagsbuchhandlung, Hamm (Westf.).

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAR 14 68 H

190627